Banco.

Ein Roman aus dem Hamburger Leben.

Von

Ernst Willkomm.

Zweiter Theil.

Gotha
Verlag von Hugo Scheube.
1857.

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Conjuncturen.

An der Börse war große Bewegung. Politische Nachrichten von Wichtigkeit hatte der Telegraph gemeldet und damit die anscheinend sichersten Berechnungen geübter und kluger Speculanten umgestoßen. In wenigen Tagen war Ultimo, wo die Differenzen der Zeitkäufe ausgeglichen werden mußten. Die beiden verhängnißvollen Worte „Geld knapp," die auf Aller Lippen schwebten, machten Manchen erbeben. Die Fondsbörse zeigte meist bestürzte, lange, blasse Gesichter, nur selten ein freudig funkelndes Augenpaar. Es ward weniger als sonst laut gesprochen, Scherze hörte man fast gar nicht. Wo ein Trupp Männer sich unterhielt, sprach Jeder ernst und leise.

So lange die Börse eine ruhige Haltung sich bewahrt, hat die Welt in der Regel nichts zu besorgen, wenn aber die Männer, welche man Börsenmatadore nennt, un-

schlüssig, aufgeregt oder niedergeschlagen die Hallen verlassen, in denen ein Wort Millionen gewinnen und verlieren machen kann, dann stehen der Welt fast immer bewegte Zeiten bevor.

Herr Baumfahl hatte sich durch Klugheit, Speculationstalent und häufige Glücksgriffe zu einem Börsenmatador emporgeschwungen. Sein Wort galt in diesen Kreisen viel, seine Ansichten hörte man gern, wenn auch vielleicht Mancher dem Manne, der sie äußerte, wenig gewogen war. Heute befand sich Baumfahl unter dem Häuflein Bestürzter, die in tiefen Gedanken die Börse verließen. Der Disconto stand hoch und doch lächelte der Mann des Geldes nicht. Wie konnte dies angehen?

Wir begleiten Baumfahl nach seiner prunkvollen Behausung. Der Bediente öffnete dem reich gewordenen Manne, wie gewöhnlich, mit devoter Verbeugung die Flügelthüren, der Leibdiener harrte schweigend seines Winkes. Baumfahl aber achtete weder auf den Einen noch den Andern. Er begehrte nicht seine Pfeife, er legte nicht einmal den Hut ab. Mit zu Boden gesenkten Blicken, die Arme auf den Rücken, ging er unruhig auf und nieder. Nur bisweilen schlug er düster die Augen auf, sah finster um sich, und schüttelte den Kopf. Endlich warf er dem Leibdiener den feinen Kastorhut zu und befahl in seiner barschen Manier:

„Hausrock bringen!“

Es geschah. Baumfahl hüllte sich warm in die weiche Hülle und warf sich auf die Sammetpolster des Divans. Der Leibdiener entfernte sich und kam alsbald mit einem Billet zurück, das er ehrerbietig seinem mürrischen Herrn überreichte.

Baumfahl würdigte das Billet keines Blickes. Seine Gedanken waren augenblicklich von weit wichtigeren Dingen erfüllt. Er fragte noch kurz, wie sein Sohn sich befinde? — Charles war seit einigen Tagen erkrankt — und bedeutete dann dem Diener, daß er sich entfernen solle.

Seit Monaten schon spielte der reiche Mann ein gewagtes Spiel. Seinem Glück, mehr vielleicht noch seiner Klugheit und seinem geschäftsmännischen Takt vertrauend, hatte er große Fondsspeculationen gemacht. Er besaß hinreichende Mittel, um derartige Unternehmungen eingehen zu können. Glückten sie, woran er nicht zweifelte, so verdoppelte er möglicherweise sein Vermögen, und dann stand er ebenbürtig neben den größten Finanziers. Es konnte ihn immer verdrießen, daß Viele ihm nicht mit derselben Achtung begegneten, mit der sie Silbermann grüßten. War er weniger werth, als der wunderlich geartete Jude? Oder machte es einen so großen Unterschied, daß Jener über viele Millionen commandirte, während er selbst noch nicht ganz die zweite sich errungen hatte?

Der Ehrgeiz, es diesem allgemein verehrten Juden gleich zu thun, ließ Baumfahl fortan keine Ruhe mehr. Er grübelte und rechnete Tag und Nacht, auf welche Weise er wohl am schnellsten seine Habe vermehren könne? Der Ankauf von Actien und Staatspapieren, die damals ungewöhnlich stark begehrt waren, und fort und fort stiegen, schien ihm der sicherste Weg zum Ziele. Hier konnten nur Wenige mit ihm concurriren. Selbst Reichere mußten sich zurückhalten, weil es ihnen nicht möglich war, ihre Mittel auf einen Punct zu concentriren. Baumfahl, der Mann ohne Geschäft, der nur mit seinem Gelde arbeitete, hatte keinerlei Rücksichten zu nehmen. Ihm war es gleich, ob er nach dieser oder jener Richtung sich wendete, wenn er nur auf recht hohen Gewinn sich Hoffnung machen durfte.

Er war überzeugt, daß er recht handele, denn mehr als ein gewiegter Börsenmann beneidete ihn um die Macht, die er besaß, und schloß sich ihm enger an. Baumfahl beantwortete dies Entgegenkommen seiner ganzen Naturanlage gemäß mit stolzerem Auftreten. Er lächelte wohl dann und wann herablassend, aber er war es nicht in seinem Benehmen. Jede Bewegung, jeder Blick sagte denen, die mit ihm sprachen: Ja, seht Ihr, ich bin der Mann, der Alles vermag und Alles versteht! Ihr müßt mir kommen und Euch vor mir beugen!

Nur Benjamin Silbermann blieb immer der Alte, stets freundlich, oft auch ein wenig spöttisch. Ein paarmal sagte er leichthin: „Sie kaufen sehr viel, Herr Baumfahl!“

„Ich hoffe, Sie thun es auch,“ gab dieser zurück, „nur lassen Sie es nicht wissen. Das macht: Sie sind Banquier.“

Silbermann lächelte und empfahl sich mit einem witzigen Scherzworte.

Von dieser Zeit an war Baumfahl sehr aufmerksam auf die Operationen des Banquiers, wie genau er aber auch aufpaßte, die Handlungsweise Silbermann's blieb ihm doch großentheils ein Geheimniß. Erst jetzt, im Augenblick der eintretenden Krisis, ward sie ihm klar. Silbermann hatte gleich ihm, von jenen viel versprechenden Papieren kaufen lassen, seine Verbindungen aber, die sich bis in die höchsten Kreise der feinfühlenden Diplomatie erstreckten, unterrichteten ihn früher als Andere von der drohend sich gestaltenden Weltlage. Er vermuthete ein plötzliches Weichen der Fonds und verkaufte ganz in der Stille mit sehr bedeutendem Vortheil alle Papiere, deren Werth in der nächsten Zeit stark fallen konnte. Auch diese auf den Markt gebrachten Summen gingen in Baumfahl's Hände über, der im Eifer des Geschäftes und in der heißen Gier, Tausende mühelos zu erringen, nicht im Entfern-

testen an eine Verdunkelung des politischen Horizontes dachte.

Erst die letzten Tage machten ihn besorgt. Einzelne Fonds wichen, am stärksten die, von denen er außerordentliche Summen besaß. Verkaufen konnte er nicht vor dem Letzten, denn die Differenzen mußten an diesem Tage ausgeglichen werden. Er sah mit Bestimmtheit voraus, daß ein beträchtlicher Verlust ihm bevorstehe, besorgt indeß machte ihn dieser plötzliche Umschwung der Dinge nicht. Er konnte es ruhig mit ansehen, da er noch genug baare Mittel besaß. Auch erwartete er, der auffallende Geldmangel werde ihm reiche Prozente abwerfen. Da überraschte ihn heute die allarmirende telegraphische Nachricht, die innerhalb einer kurzen halben Stunde den vierten Theil seines ganzen Vermögens in Nichts verschwinden ließ. Um sich zu halten und seine eigenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, mußte er zähneknirschend sehen, wie die besten Wechsel, die er so gern discontirt hätte, in die Hände Silbermann's übergingen. Während er Hunderttausende rettungslos dahinschmelzen sah, strich der unermeßlich reiche Jude mit einem bloßen Kopfnicken Tausende ein. Und dabei lächelte der entsetzliche Mensch immer, sah zu den beunruhigendsten Nachrichten heiter, klopfte den Aengstlichsten vertraulich auf die Schultern und raunte ihnen zu:

„Kopf oben behalten, Freund! Bange machen gilt nicht!“

Einen unglücklicheren Tag hatte Baumfahl noch nicht erlebt. Um das Maaß seiner Schrecken bis zum Rande anzufüllen, erhielt er gleichzeitig Kunde, daß die Firma „Gebrüder Sonderling“ vollständig sicher sei und wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit allen ihren Verpflichtungen werde genügen können. Wie dies möglich war, begriff der Rentier freilich nicht. Der Aerger, daß er sich mit all seiner Klugheit auch hier verrechnet habe, und daß all seine Vorsorge, seine fein ausgeklügelten Verschreibungen ihm nichts nützen würden, brachte ihn fast dem Ersticken nahe.

In größter Verstimmung griff Baumfahl jetzt nach dem Billet. Erstaunt erkannte er die Schriftzüge Silbermann's. Hastig riß er es auf und zwei Papiere fielen in seinen Schooß. Eins derselben war ein kurz gefaßter Brief des Banquiers, der ihm mit den verbindlichsten Worten anzeigte, daß es ihm (dem Banquier) zum Vergnügen gereiche, dem werthen Geschäftsfreunde die bestimmte Mittheilung machen zu können, Sonderlings seien gerettet. Er hoffe, fügte Silbermann am Schlusse hinzu, diese Nachricht werde ihn einigermaßen für die schmerzlichen Erfahrungen entschädigen, welche die meisten Geschäftsleute bei den heutigen Coursen gemacht hätten, da er ja wisse, daß Herr Baumfahl stark mit Gebrüder Sonderling engagirt sei.

„Falscher Hund!“ brummte der Rentier, den Zettel zerknitternd und wüthend den blumenreichen Teppich stampfend, der die halbe Diele überdeckte. Eine Nachschrift enthielt noch die Worte:

„Beigeschlossene Nota habe ganz vergessen, weshalb ich um Entschuldigung bitte.“

„Nota?“ sagte Baumfahl, sich nach dem niedergeglittenen Papiere bückend. „Was für eine Nota!“

Er entfaltete es und erkannte die Rechnung Landenberg's.

„Barmherziger Samariter!“ rief er höhnisch lächelnd aus. „Sieh, sieh, wie fein der schlaue Levite den unbarmherzigen Christen zu packen versteht! — Aber es freut mich, daß es so kommen mußte! Es macht mich heiter, daß es Andern doch auch schlecht geht, und insbesondere diesem Landenberg, der mir noch immer mit seinem buckligen Schatten das hellste Sonnenlicht verdunkelte. . . . . Geschieht ihm schon recht, dem empfindlichen Narren! . . Ha, ha! Was wäre aus mir geworden, hätte ich so empfindlich sein wollen! . . . . Als ich drüben in der neuen Welt kurze Zeit 'mal mit schwarzem Elfenbein handelte, vermaledeiten mich die dummen Creaturen, so oft ich ein junges Paar, das ohne den Segen eines christlichen Priesters sich zusammengefunden hatte, an verschiedene Pflanzer verkaufte. Manche der schwarzen Hetären ward so wü-

thend, daß sie mir den weißen Geifer in's Gesicht spie. Ich aber lachte ihrer ohnmächtigen Wuth, wusch mich mit reinem Wasser und strich kaltblütig meine schönen gelben Dollars für ihr sammetweiches Fell ein .... Empfindlichkeit! Ha, ha! Empfindlichkeit ist Dummheit, duftete sie auch noch so verführerisch und paradiesverheißend nach Menschenliebe!"

Hatte den hartherzigen Baumfahl das Billet des Banquiers verletzt, so erheiterte ihn wieder die beigefügte Rechnung. Landenberg existirte für ihn nicht mehr. Die Gabe, die er dem kranken Manne durch Silbermann's Ueberlistung hingeworfen, war verschmerzt. Jetzt erst gedachte er derselben abermals, und sogleich beschloß er, sich an dem barmherzigen Banquier zu rächen.

Unverweilt setzte er sich an seinen Secretär, kritzelte, so gut er konnte, ein paar unorthographische Worte auf goldberändertes Briefpapier, das in Silberdruck seine Namenschiffre mit darüber gefügter Krone trug, legte die Rechnung in den Brief und siegelte ihn zu.

„So! Das wird ihn verdrießen," sprach er. „Hat er an arme Schlucker, die nur durch ihre Dummheit arm geworden sind, und nun Andern zum Verdruße in der Welt herumlaufen, Geld zu verschenken, und weiß er Vorsichtigere durch List zu gleicher Thorheit zu verleiten, so mag er jetzt Vorschüsse, zu denen ihm Niemand Vollmacht

gab, auch in sein großes Ausgabebuch notiren. Entweder Herr Silbermann zahlt jetzt für mich dies Sümmchen an meinen ehemaligen Schulkameraden oder er zieht ihm nachträglich noch den Betrag von der Summe ab, die ich gezwungen für ihn zeichnete. Eine Freundschaft ist der andern werth."

Ganz zufrieden mit diesem Einfall, den Baumfahl für einen sehr glücklichen hielt, zog er die Glocke und übergab das Billet dem eintretenden Bedienten zu schleunigster Besorgung. Er hatte sich selbst wiedergefunden. Als bald darauf die silberne Schelle im Zimmer seiner Frau ihm sagte, daß die Mittagsstunde herannahe, ging er vollkommen beruhigt und mit dem gesunden Appetite eines Menschen, der nichts von nervöser Reizbarkeit weiß, zur wohlbesetzten Tafel.

Zweites Kapitel.

Veränderte Situation.

Sonderling's Comptoir wurde später als gewöhnlich geschlossen. Dorthe Rallisen, die jeden Abend, wie ihr Beschützer es wünschte, zu ihm kam, um Rechenschaft von ihrem Thun während des Tages abzulegen, fand ihren

großmüthigen Gönner noch nicht daheim. Obwohl es ziemlich kalt war und Dorthe leicht gekleidet ging, setzte sich das kleine Mädchen doch auf die zugige Treppe, um den wackern Mann, den sie hoch verehrte, hier zu erwarten. Sie hatte es ja niemals so gut gehabt, wie gegenwärtig. In einer Armenschule erhielt Dorthe jetzt regelmäßigen Unterricht, und da sie gern lernte und sich Mühe gab, machte sie Fortschritte und erwarb sich die Zufriedenheit der Lehrer. Auch hatte Herr Sonderling für reinliche und warme Kleider gesorgt, ihr ferner Bücher, Schreibmaterialien und andere für den Schulbesuch nöthige Dinge angeschafft. Kurz es fehlte dem armen Mädchen, das sonst jeden Abend bis tief in die Nacht hinein auf der Straße hungern und frieren mußte, jetzt nichts zu ihrem vollkommenen Glücke. Dorthe hatte keinen Wunsch. Wenn sie Abends ihre Arbeiten dem guten alten Herrn vorlegen und eine halbe Stunde mit ihm plaudern durfte, was er gern that, war sie zufrieden. Darum mochte sie auch heute nicht das Haus verlassen, ohne seine Rückkehr aus dem unten gelegenen Comptoir, das zu betreten sie sich scheute, abzuwarten.

Es verging indeß eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß der Ersehnte erschien. Dorthe ward müde, es begann sie zu frösteln, sie hüllte sich wärmer in das Mäntelchen, das sie trug, und nickte ein. Ihr Schlaf war

jedoch nicht fest. Das Schlürfen eines Fußes auf der dunkeln Treppe erweckte sie wieder. Sie erkannte den Tritt ihres Beschützers, sprang auf und ging ihm entgegen.

„Dachte ich mir's doch, daß Du auf mich warten würdest," redete Sonderling Dorthe auf ihren freundlichen Gruß an. „Arme Kleine! Wie kalt Deine Händchen sind! Du hast Dich am Ende erkältet. Wärst Du doch nach dem Comptoir gekommen! Ich war so beschäftigt."

Der gutherzige Mann drückte die fast erstarrten Hände seines Schützlings während dieser Anrede, stieg mit ihr die Treppe vollends hinauf, erschloß sein Wohnzimmer und zündete eine gewöhnliche messingene Comptoirlampe an, deren er sich auch im Hause jederzeit bediente.

Sonderling's Wohnung war nicht luxuriös eingerichtet. Als alter Junggeselle liebte er das Alte und trennte sich nur schwer von Sachen, an die er seit langen Jahren gewöhnt war. Ein viel gebrauchtes Pult, ein Sopha von veralteter Form, dazu passende Stühle mit geschnörkelten Lehnen erfüllten das im Uebrigen sehr reinlich gehaltene Zimmer. Kein Teppich bedeckte den spiegelblanken, mit grauer Oelfarbe gemalten Fußboden. An den simpel tapezierten Wänden hingen ein paar Porträts und dazwischen die Abbildung eines auf bewegter See treibenden Fregattschiffes. Dies war das Fahrzeug, welches Sonderling's Vater als bewährter Capitän funfzehn Jahre lang mit

seltenem Glück geführt hatte. Am Bord dieses Schiffes ereilte ihn mitten auf dem atlantischen Ocean der Tod. Im Angesicht der Cap Verde'schen Inseln senkte die Mannschaft des Fregattschiffes den Leichnam des Biedermannes in die dunkelblaue Tiefe.

Vom Schein der Lampe getroffen, erschienen die Gesichtszüge des schon bejahrten Mannes in scharfer Beleuchtung. Der Ausdruck dieser Züge war heute ein ganz anderer wie sonst. Dorthe bemerkte dies sogleich und trat mit den raschen Worten auf ihn zu:

„Ihnen ist heute etwas Freudiges begegnet, nicht wahr?"

Sonderling zog das Kind lächelnd an sich, nahm Platz auf dem altmodischen Sopha und legte seinen Arm um Dorthe's Schulter. „Du hast es errathen, mein Kind," sagte er mit strahlendem Antlitze. „Nach einer endlos langen Reihe trüber Tage ist heute zum ersten Male wieder die Sonne durch das Gewölk gebrochen und bescheint von Neuem die Bahn meines Lebens. Ich fühle mich sorgenfrei und darum sehe ich wohl so ganz anders aus."

„Dann bin ich auch glücklich und froh," erwiederte Dorthe. „Es hat mir immer weh gethan, wenn ich sah, wie Sie gebückt und oft bekümmert durch die Straßen gingen. Wie gern hätte ich Ihnen helfen mögen! Nicht

selten bin ich Ihnen dann ganz still nachgegangen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn Ihnen etwas zustieße."

„Du bist ein gutes Kind, ich danke Dir," sagte Sonderling, das Mädchen an sich drückend. „Du sollst auch später, wenn Du erst confirmirt sein wirst, immer um mich bleiben. Jetzt aber zünde Feuer an, es ist ungemüthlich kalt im Zimmer. Du magst heute Abend Thee mit mir trinken und mir etwas vorplaudern, bis mein Bruder kommt und mich in den Clubb abholt. Wir bringen Dich dann zusammen nach Deiner Wohnung."

Mit freundlichster Bereitwilligkeit folgte Dorthe dieser Aufforderung. Sie war flink und geschickt. Alles, was sie that, stand ihr gut, so daß der alte Herr seine Freude an dem Schaffen des Kindes hatte, dessen Zukunft seinen Händen durch einen Wink vom Himmel, wie er jetzt glaubte, anvertraut worden war. Als denkender Mann erschien ihm seine sorgenschwere Vergangenheit nunmehr in einem viel heiterern Lichte. Ohne die qualvollen Tage, welche er durchlebt, ohne die bittern Erfahrungen, die er gemacht hatte, würde das bettelnde Kind in seiner gänzlichen Hilflosigkeit ihm schwerlich aufgefallen sein. Nur die Noth, die er selbst litt, machte ihn aufmerksam und theilnehmend an Anderer Leid. Dorthe, deren Herz unverdorben und jeder edlen Regung zugänglich war, würde höchst wahrscheinlich im Elend, vielleicht gar in einem

lasterhaften Leben zu Grunde gegangen sein. Gott ließ ihn eine Seele retten, indem er ihn selbst durch eine Schule harter Prüfungen versuchte.

Diese Betrachtungen, welche Sonderling während des emsigen Schaffens der Kleinen anstellte, versöhnten ihn mit seinem Schicksal. Es ward ihm mehr und mehr einleuchtend, daß der kurzsichtige Mensch auch unter dem Druck der furchtbarsten Lasten nie verzagen oder gar verzweifeln soll, denn immer lehrt die spätere Zukunft uns erkennen, daß ein weises Gesetz unerforschbarer Nothwendigkeit Alles leitet und zusammenhält. Er bedauerte nur, daß seine weit vorgeschrittenen Jahre ihm nicht gestatten würden, Manches, was er früher versäumt, jetzt noch in erwünschter Weise nachzuholen.

„Morgen werde ich Deinen Bruder ganz in meine Dienste nehmen,“ sagte Sonderling, als das Mädchen ihre Arbeit beendigt hatte und sich wieder neben ihn stellte. „Deine Mutter bat mich schon früher darum, und gern wäre ich ihren Wünschen nachgekommen, allein damals durfte ich es nicht thun, ohne mir zu viele Verpflichtungen aufzubürden. Jetzt haben meine Verhältnisse sich wesentlich geändert, ein zuverlässiger Laufbursche ist mir unentbehrlich, und Dein Bruder, der Lust und Liebe zur Arbeit zeigt, kann bei mir etwas lernen.“

Dorthe dankte ihrem Gönner auch für diesen neuen

Beweis seiner Liebe und Vorsorge, nahm dann ausgebrannte Kohlen aus dem Ofen, und legte die glühenden Stücke in das Feuerfaß des Theecomforts. Sonderling öffnete inzwischen einen Wandschrank, welcher Theegeschirr und Tassen enthielt, und während das Mädchen diese behutsam auf den Tisch stellte, bereitete er selbst den Thee. Dabei überraschte den Geschäftigen sein jüngerer Bruder Felix.

Felix Sonderling konnte noch für einen jungen Mann gelten. Er war von allen Geschwistern der jüngste, weit über zwanzig Jahre jünger als sein ältester Bruder. Sämmtliche zwischen diesen beiden Brüdern liegenden Geschwister waren frühzeitig gestorben. Dies hatte den ältesten Sonderling veranlaßt, sich mit Felix zu associiren, da ihm bei seinen vorgerückten Jahren die Führung des weit verzweigten Geschäftes zu beschwerlich ward. Bisweilen bedauerte er diese von den Verhältnissen doch gebotene Verbindung, denn der Unterschied der Jahre zwischen beiden Brüdern war zu groß, als daß sie immer gleicher Meinung in geschäftlichen Dingen hätten sein können. Felix war ungleich unternehmender und sanguinischer als der ältere Bruder, der lieber vorsichtig zu Werke ging, wenn dabei auch kein großer Gewinn in Aussicht stand. Auf Anrathen und unablässiges Drängen des gern wagenden Felix hatte er sich auf jene weitschichtigen

Speculationen eingelassen, welche die geachtete Firma Baumfahl in die Hände gaben und sie dem Sturze nahe brachten. Ohne die uneigennützige Hülfe des groß denkenden Silbermann würde das schon wankende Haus schwerlich die Krisis glücklich überstanden haben.

Die verschiedenen Ansichten von Menschen und Dingen führten zwischen beiden Brüdern zwar keinen Bruch herbei, aber sie entfremdeten doch die sonst so gut Zusammenstimmenden und zu Erreichung eines und desselben Zieles mit einander Verbundenen momentan, was die Leitung des großen Exportgeschäftes in keiner Weise förderte. Jetzt, da Alles wider Erwarten eine überraschend glückliche Wendung genommen hatte, herrschte zwischen den Brüdern wieder die vollkommenste Eintracht. Felix neckte den älteren Bruder nicht mehr wegen seiner Armenpfleger-Liebhaberei, was er einige Male ziemlich scharf gethan hatte, und dieser gab Felix Recht in der Behauptung, daß man nur durch entschlossenes Wagen wirklich gewinnen könne.

Auch Dorthe gefiel jetzt dem lebhaften Felix viel besser als in der ersten Zeit, wo er in dem armen Kinde nur eine Last erblickte, die der Bruder sich ohne Noth aufgebürdet habe. Er scherzte mit ihr, versicherte sie, daß er sich ihres Bruders väterlich annehmen wolle und, wenn er Ausdauer und Talent zeige, ihn später sogar von der

Lagerdiele in's Comptoir zu nehmen gedenke. Das beruhigende Bewußtsein, wieder freier Herr seines Handels zu sein und von keinem Dritten mehr abzuhängen, machte ihn ausgelassen heiter.

„Mit unsern Agenten habe ich bereits Rücksprache genommen," sagte er, sich neben dem Bruder niederlassend und sich selbst eine Tasse Thee einschenkend. „Keiner hat sich geweigert, unsere Offerten zu acceptiren. Dies gibt uns völlig freie Hand und macht uns los von dem Menschen, den wir Beide verachten, dessen scheinbare Hülfe wir aber doch in unserer fatalen Situation nicht entbehren konnten. Jetzt wird er Gift und Galle speien, denn er hat sich schmählich verrechnet. Thut indeß nichts. Wer hart ist gegen Bedrängte im Augenblick der Noth, der mag später für solche Härte immer ein wenig leiden. Das sind Zinsen, die eine gerechte Vergeltung auszahlt."

„Du hast Recht," versetzte der ältere Sonderling, „indeß halte ich es doch für klüger, wenn wir uns angelegen sein lassen, auch den Schein zu meiden. Böses wünsche ich Baumfahl nicht, nur abhängig von seinem Belieben mag ich länger nicht bleiben. Und wahr ist es: er nahm wenigstens die Miene an, als wolle er uns helfen."

„Ja, Gott weiß es!" rief Felix aus. „Es war die Hülfe des Henkers, der gerufen wird, um einem armen

Teufel die hanfene Schlinge kunstgerecht um den Hals zu legen, die ihn in die Ewigkeit befördern soll. Auch ich will ihm nichts Schlimmes wünschen, ihm auch kein Bein stellen, daß er darüber stolpert, wenn aber sein Banco-Conto ein wenig zusammenschmilzt, so kann ich den Filz deshalb nicht bedauern. Er trägt alsdann seinen haarbuschigen Kopf vielleicht weniger hoch als jetzt."

„Hast Du meine Dispositionen geprüft?" fragte abbrechend der ältere Bruder.

„Sehr genau," versetzte Felix, „und ich bin vollkommen mit Dir einverstanden. Herrn Silbermann, denk' ich, machen wir möglichst bald zusammen unsere Aufwartung. Er hat wahrhaft edel gehandelt."

„Wie immer. Der Mann ist eine Perle als Geschäftsmann wie als Mensch."

Felix sah nach der Uhr und stand auf.

„Es wird Zeit, daß wir gehen," sprach er pressirt. „Die Freunde werden auf uns warten, und ich denke, wir dürfen uns heute eine kleine Zerstreuung mit gutem Gewissen erlauben. Auch bin ich begierig zu erfahren, wie man außerhalb der Börse über die heutigen Coursnotirungen denkt und über die Abwickelungen am nächsten Ultimo."

„Er wird vorübergehen wie immer," versetzte der ältere Sonderling, „indeß möge dieser plötzliche Umschlag

auch uns eine Warnung sein, und uns von jetzt an nicht mehr eine Ehre erblicken lassen in zu dreistem Wagen. Vor Allem aber halten wir uns fern von denen, die sich für ihre Dienstleistungen am liebsten durch eine Verschreibung bezahlt machen, welche am Verfalltage ihrem Aussteller Gut, Ehre, Leib und Leben kosten kann!"

Nach diesem Gedankenaustausch brachen die Brüder auf, geleiteten zuerst Dorthe nach ihrer Wohnung und verfügten sich dann in den Club, wo sie unter Freunden und Gleichgesinnten den Rest eines Tages zubringen wollten, der sie mit neuem Lebensmuthe erfüllt hatte.

Drittes Kapitel.

Gefährliches Zusammentreffen.

Das Schauspielhaus war heute überfüllt. Eine Oper, die man lange Zeit auf dem Repertoir vermißte, ward, neu einstudirt, mit trefflicher Besetzung gegeben. Außerdem trat eine berühmte Tänzerin auf, deren wunderbare Leistungen schon im Voraus von der Tagespresse als etwas ganz Außerordentliches geschildert wurden. In Folge dieser wiederholten Anpreisungen wallfahrteten am

Abend der Vorstellung wirkliche Freunde der Kunst wie bloße Bewunderer ungewöhnlicher Kunstfertigkeit schaarenweise nach dem Musentempel. Eine doppelte Reihe von Privat- und Miethkutschen erfüllte die breite Straße, an der Kasse drängte man sich, als gälte es, den Eingang in das Paradies zu erobern, und im Parterre stand die Menge dicht gedrängt, Kopf an Kopf, stieß und trat sich, und war doch über alle Maaßen vergnügt.

Auch unser Freund aus Oberschlesien hatte sich mühsam einen Stehplatz erkämpft. Er wollte aber nicht die viel gepriesene Sylphide bewundern, sondern nur seinen Landsmann hören in der ihm zugefallenen Partie. Alfred hatte wiederholt diesen Wunsch geäußert, um einen ganz vorurtheilsfreien Beurtheiler über seine heutige Leistung zu vernehmen. Als solcher durfte Friedrich ihm gelten, weil dieser junge Virtuose noch nicht von der modernen Kritik in die Schule genommen worden war. Außerdem kannte Alfred dessen hohe Begeisterung für gute Musik und wußte, daß etwaige Mißgriffe dem feinfühlenden Freunde nicht entgehen, und gebührend von ihm gerügt werden würden.

Alfred jedoch übertraf sich heute selbst. Das Publikum überschüttete ihn mit Beifallsbezeugungen, und Friedrich konnte nicht umhin, einige Male selbst in das allgemeine Jauchzen von ganzem Herzen mit einzustimmen.

Er bemerkte zu seiner freudigen Genugthuung, daß Alfred die Kunst viel ernster nahm, als das Leben. Auf der Bühne war er ganz Diener und Jünger der Kunst, während er außerhalb derselben als sorgloser Bonvivant allerhand bedenkliche Allotria trieb.

Nach Beendigung der Oper verließ Friedrich Vollton das Haus. Die erhabene Stimmung, in welche ihn der hohe musikalische Genuß versetzt hatte, würde durch das Ballet paralysirt worden sein, und darin erblickte der junge Künstler eine Profanation der Kunst selbst. Ihm war leicht, als er in die freie Luft hinaustrat, und ein lauer West das süße Arom blühender Bäume ihm zuwehte. Anfangs ging er einige Male unfern des Schauspielhauses auf und ab, weil er glaubte, auch Alfred würde, berauscht von den erlebten Huldigungen, allen ferneren Gaukeleien den Rücken kehren. Bald aber sah er ein, daß er den Freund falsch beurtheilt habe. Die vor dem Hause stehenden Trupps lösten sich auf, Alles drängte wieder dem Innern zu, und die plötzlich eingetretene Stille verkündigte ihm den Anfang des Ballets.

Jetzt erinnerte sich Friedrich mit leisem Vorwurfe der Mittheilung, die sein Hauswirth ihm gemacht hatte, als er kurz vor Beginn der Oper auf wenige Minuten in seine Wohnung zurückkehrte. Der Lohndiener Höflich war dagewesen, um den Künstler in dringenden Angelegenheiten zu

sprechen. Näheres konnte der Wirth dem Fragenden nicht sagen, da der Lohndiener sehr eilig war und sich auf weitere Auslassungen nicht einlassen wollte.

Unser Freund sah nach der Uhr. Eine Stunde konnte das Ballet wohl dauern, mithin blieb ihm Zeit genug zu einem Gange nach der Wohnung Höflich's. Er beeilte sich nicht gerade, denn die milde Luft that ihm wohl nach der drückenden Schwüle in dem überfüllten Hause. Das Alster-Bassin lag blau und still vor ihm, wie ein verzauberter See. Weiße Schwäne zogen geräuschlos, hier einzeln, dort zu Paaren, über die glitzernde Tiefe, auf welche der Mond zitternde Silberflocken streute. Der Gedanke, ein Boot zu besteigen, hatte etwas so stark Verlockendes, daß er ihn sogleich zur That werden ließ, und wenige Minuten später ganz allein in grüner Jolle auf der breiten schönen Wasserfläche schwamm. Aus einem nahe gelegenen Garten erklang Hornmusik, weiter draußen, an den Ufern der Außenalster stieg knatternd ein Bündel funkelnder Racketen in die fast wolkenlose Luft, die weithin dunkelblaue Feuergarben und hell-weiße Leuchtkugeln über Busch, Wiese und Wasser ausschütteten.

Friedrich unterhielt dies Schauspiel. Um es länger zu genießen, ließ er sich noch einmal herüber und hinüber rudern, wobei er das mondbeleuchtete, schöne Nachtbild, das rund um ihn wie eine verlockende Fata Morgana

aufstieg, fest seinem Gedächtnisse einprägte. Endlich befahl er dem Jollenführer anzulegen. Schnellen Schrittes eilte er durch die nächsten Straßen und trat in Höflich's Wohnung. Statt des Lohndieners, der schon längst wieder in nothwendigen Geschäften ausgegangen war, übergab das Mädchen ihm eine Karte. Verwundert las er darauf den Namen „Hans von Meldorf."

Er fühlte einen fast schmerzhaften Stich in seinem Herzen, denn er hatte alle Ursache, in diesem Augenblicke sich Vorwürfe zu machen. Die Empfehlungen dieses gütigen Mannes, dem er sowohl in seinem jetzigen Aufenthaltsorte wie auch anderwärts freundliche Aufnahme verdankte, wäre wohl größerer Aufmerksamkeit werth gewesen. Friedrich fand aber nur Zeit zu einer mündlichen Danksagung, die er in den ersten Brief an seine Aeltern einfließen ließ. Später hatte er des wohlhabenden Herrn kaum noch flüchtig gedacht. Und nun war der Mann persönlich in Hamburg!

Viel langsamer, als er gekommen, ging unser Freund durch die mondbeglänzten Straßen wieder zurück. Er war unschlüssig, was zu thun wohl am Schicklichsten sei. Den Mann, der ihm Gönner gewesen, jetzt in seinem Hôtel zu besuchen, schien ihm bedenklich. Er war vielleicht gar nicht zu Hause. Das Theater konnte ja den Fremden eben so stark als die Einheimischen angezogen haben.

Bald schien ihm dies gewiß, und in dieser Annahme lag für ihn selbst die beste Entschuldigung. Herr von Meldorf mußte es nur lobend anerkennen, daß ein Freund der Musik, ein ausübender Künstler eine so viel versprechende Opernvorstellung, wie die am heutigen Abend, nicht versäumte. Damit war wenigstens für heute sein Nichterscheinen vor dem ehemaligen Mäcen vollkommen gerechtfertigt.

Was aber führte Hans von Meldorf jetzt in die große Handelsstadt? Er hatte ihm ja persönlich gesagt, als er sich zur Abreise aus der Heimath rüstete, daß die nächsten Jahre ihn festhielten auf seiner Besitzung. Und nun kam er plötzlich an, ohne daß ihm ein Brief vorausgegangen war! Das mußte etwas zu bedeuten haben; denn Herr von Meldorf war ein sehr besonnener Mann, der niemals ohne sehr triftige Ursachen Geld ausgab. Sollte er etwa gar die Absicht haben, seine Besitzung zu veräußern und sich in Hamburg niederzulassen?

Während sich Friedrich diese verschiedenen Fragen vorlegte, fühlte er seine Schulter berührt. Er wendete sich um und sah in Alfred's glückliches Gesicht.

„Philosophirst Du schon wieder oder bist Du verliebt?" fragte der dramatische Sänger, seinen Arm in den des Freundes legend. „Ich habe Dich wie eine Stecknadel

gesucht auf allen Corridoren, und nun läufst Du hier herum und zählst die Sandkörner! Kopf in die Höhe und sag': hab' ich's halt g'scheidt gemacht oder ein Bissel dumm?"

„Ohne alle Phrase, Freund, ich bin zufrieden."

„Aufrichtig?"

„Ganz und gar!"

„Das muß belohnt werden," sagte Alfred ausgelassen heiter. „Wir soupiren zusammen. Keine Einrede! Es kommen wohl noch ein Paar von unserer Couleur dazu, vielleicht auch etwas Weibliches. Ich sage Dir, Freund, nimm Dich in Acht, falls die Signora mit darunter sein sollte! Allen Respect vor ihrer wunderbaren Muskelkraft, die es ihr erlaubt, fast horizontal in der Luft zu schweben, was mich betrifft, so bin ich doch unbedingt ein noch größerer Verehrer ihrer schönen glänzend schwarzen mandelförmigen Augen. Wer so glücklich war, ihr eine volle Viertelstunde lang unverwandt in diese verführerischen Sonnen sehen zu dürfen, wie ich es thun konnte auf meinem geschützten Standorte hinter den Coulissen, der hat ein Recht, über Brandwunden im Herzen zu klagen. Diese zu heilen, gibt es nur zwei Universalmittel. Entweder man entschließt sich, die Verbrennung fortzusetzen, oder man löscht den Brand mit schäumendem Rebenblut. Ein kluger Junggeselle muß zuerst das Letz-

tere versuchen, will das nicht fruchten, nun dann — lascia passare."

Wie immer, wenn der heitere Alfred seine unwiderstehlichen Fangschlingen handhabte, ließ sich Friedrich auch jetzt wieder umgarnen. Er saß bald an wohlbesetzter Tafel zwischen gesprächigen Kunstgenossen. Die trefflichen Weine, die man nicht in zu geringen Quantitäten genoß, lösten auch ihm die Zunge. Er streifte jegliche Schüchternheit ab, die ihm unter Vielen, auch wenn sie in gewissem Sinne seine Collegen waren, doch immer noch anklebte, und begann die drolligsten Geschichten zu erzählen. Da er dabei in seinen ursprünglichen Dialect fiel und der schelmische Alfred ihm tapfer secundirte, gestaltete sich die Sitzung für alle Theilnehmende genußreich.

Man war eben beim Nachtische, als zwei hohe Frauengestalten in den Saal traten. Die Gesellschaft der jungen Männer verstummte sogleich oder dämpfte doch ihr bisher fast überlautes Gespräch.

„Bei Gott, da kommt sie!" lispelte mit verschmitztem Augenblinzeln Alfred dem redselig gewordenen Freunde zu.

„Wer ist die Dame?" fragte dieser in halber Zerstreuung.

„Wer anders, als die Signora, die Göttliche, die mehr Liebenswürdigkeiten in ihrer Fußspitze besitzt, als ein halb

Dutzend junger Evastöchter nordisch-germanischen Ursprungs.“

„Ich kenne sie ja nicht!“ sagte Friedrich, sich entschuldigend.

„Kennst sie nicht und hast sie durch die Lüfte schweben sehen, zierlich und farbenschillernd wie eine Libelle?“

„Ich sah sie aber nicht, da ich Ballet nicht liebe.“

„Barbar! Ich hätte beinahe gesagt: Orang-Outang!“ rief Alfred in komischer Entrüstung, während die übrigen Herren die beiden Damen sorgfältig lorgnettirten. „Dafür sollst Du büßen. Ich bin zwar kein Baumfahl, der die Kunst nur nach dem Glanz neuer Farben und nach dem Schnitt der Kleider abschätzt, der wahren Schönheit gegenüber aber konnte ich mich nie gleichgültig verhalten. Habe die Gnade, guter Junge, und folge mir. Signora Carità hat mich bereits erkannt. Ich weiß, daß es ihr angenehm sein wird, Unterhaltung zu finden. Auch Du gehörst zu den auserwählten Jüngern der Kunst, stehst also mit ihr auf gleichem Boden. Ich erlaube mir, Dich ihr vorzustellen, und bitte mir ganz ernsthaft aus, sei kein deutscher Bär, sondern ein civilisirter galant' uomo!“

Friedrich fand keine Zeit zu irgend welcher Gegenrede. Er sah sich der schönen Tänzerin gegenüber, ehe er sich besinnen konnte. Die Vorstellung geschah mit jener anmuthigen Leichtigkeit, die Alfred jederzeit zu Ge-

bote stand, und die Begrüßung Seitens der gefeierten Künstlerin war so liebenswürdig, daß unser Freund auf der Stelle von ihr gefesselt ward.

Durch den Genuß des Weines bereits angeregt, fiel es ihm nicht schwer, ein Gespräch mit Carità, wie sie sich nannte, anzuknüpfen. Sie sprach ein ziemlich reines Deutsch, nur mit etwas fremdartigem Accent, man konnte aber nicht ermitteln, ob diese Fremdartigkeit in der Betonung Natur oder Kunst sei. Friedrich nahm das Letztere an, ohne sich an diese kleine Heuchelei zu stoßen. Er fragte nicht, von wannen die schöne Zauberin mit den verführerischen Augen gekommen sei, ob aus dem heißen Süden oder dem kalten Norden. Er wußte nur, daß er sich unaussprechlich wohl befand in ihrer Nähe, daß ihre Worte seine Seele wie tönende Accorde berührten, daß ihre Flammenblicke sein Herz in Sonnenschein betteten, mit einem Worte, daß er nie im Leben noch so ganz von dem wunderbaren Zauber weiblicher Grazie gefesselt worden sei.

Alfred hatte nicht nöthig, das Feuer zu schüren, dessen Flamme schon von allen Seiten um den Unerfahrenen zusammenschlugen. Die weichen, einschmeichelnden Worte der schönen Zauberin, die Lobsprüche, die sie seinen Compositionen machte, von denen sie einige kennen wollte, die natürliche Naivetät, die ihr Gespräch charakterisirte und sich Allen mittheilte, machten Friedrich willenlos zu ihrem

Sclaven. Er vergaß Nahes und Fernes, er achtete kaum noch auf die Stichelreden des Freundes, der ihn dieser gefährlichen Dame zugeführt hatte. Als man sich erst spät nach Mitternacht trennte, klangen Friedrich immer nur die letzten sanften Worte der Tänzerin im Ohr, die ihn so schmeichelnd die Stunde nannten, wenn er sie am nächsten Tage treffen und sprechen könne. Er überhörte die neckenden Bemerkungen des Freundes und blieb ihm sogar eine Antwort auf die wiederholt an ihn gerichtete Frage schuldig: ob es ihm gereue, seiner Einladung gefolgt zu sein.

Viertes Kapitel.

Unerwarteter Besuch.

An die Nachtschwärmereien großstädtischen Lebens war Friedrich noch immer nicht gewöhnt. Er mußte deshalb jedesmal, wenn er dieser Sitte sich hingab, dafür büßen. Auch heute stand er müde und verstimmt auf. Ein buntes Traumleben hatte die ganze Nacht um seine berauschte Seele gegaukelt. Aus jedem der schnell verschwindenden Nebelbilder trat die Huldgestalt der verführerischen

Circe, bald als berückende Sylphide in schimmernder duftiger Umhüllung, die den Glanz ihrer Formen mehr zeigte als verbarg, dann wieder sahen ihn die dunkeln mandelförmigen Augen der koketten Schönen mit dämonischem Schmelz an, eine feine weiße Hand, ein voller Arm streckte sich nach ihm aus, und duftiges Seidenhaar küßte seine Stirn. Wildes Feuer pochte in allen Adern und sinnliche Begierden nahmen Besitz von seinem Herzen. Er erschrak, als die Sonnenhelle, welche sein Lager überstrahlte, ihn weckte.

Es war ein wunderbar schöner Morgen, so duftig, klar und warm, wie der Mai sie nur ausnahmsweise den norddeutschen Küstenländern gönnt, um nicht ganz seinen Ruf, daß er der schönste Monat im Jahre sei, zu verlieren.

Mürrisch kleidete sich Friedrich an, und doch wußte er nicht recht, weshalb er eigentlich mürrisch war. Er fühlte sich nicht unwohl, nur träg. Bald mußte er sich dehnen, bald gähnte er laut, daß er sich vor sich selbst schämte. In seinem Zimmer sah es durch seine eigene Schuld recht unordentlich aus. Der Stiefelknecht stand mitten im Zimmer, ein Stiefel steckte noch darin, der andere lag neben dem Sopha. Wie er dahin gekommen war, dessen konnte der Virtuose sich nicht erinnern. Auch der Rock hatte eine ungewohnte Stelle gefunden. Er hing auf einer der eisernen Ofenthüren. Dies Alles waren Zeichen, die unsern

Freund laut der allergrößten Zerstreuung, wo nicht noch schlimmerer Dinge, ziehen.

Aber er wußte ja, was er mit Signora Carità gesprochen hatte! Ihre Karte lag noch auf dem Spiegeltische, wohin er sie gestern Abend gelegt, auch erinnerte er sich ganz genau der Stunde, die sie ihm nannte, und er bedauerte nur, daß ihm bis dahin die Zeit ewig lang werden würde. Sonst vertrieb er sich Zeit und Grillen mit seiner Violine, heute hatte er für das ihn doch so theure Instrument gar keinen Sinn. Er sah immer nur die wunderbaren Augen, das köstlich-süße Lächeln des schönen Mädchens, und hörte das weiche melodische Geflüster ihrer anmuthig plaudernden Stimme.

„Ich fürchte, das wunderbare Weib hat mich behext, ich bin verliebt!" sagte er sich endlich selbst, ohne zu wissen, ob er sich über diese Entdeckung freuen oder ärgern sollte. Er war aber noch niemals wirklich verliebt gewesen, der arme Schelm, und darum labte er sich jetzt an dem Gedanken, daß er es doch endlich ganz ohne sein Zuthun glücklich soweit gebracht habe. „Alfred hat mich oft genug aufgezogen mit meiner Prüderie, wie er's nennt," fuhr er, sich rechtfertigend, in seinem stillen Selbstgespräche fort, „jetzt will ich ihn zwingen, Respect auch vor meiner Leidenschaft zu haben. Und was mich freut und stolz macht, ist, daß ich meinen gewandten Freund gewisser-

maßen aus dem Sattel gehoben habe. Die Signora kannte ihn früher als mich, und doch gab sie nur mir so unverkennbare Zeichen ihrer Huld, daß ich wohl mit Recht dem Gedanken, ich müsse Eindruck auf sie gemacht haben, mich hingeben darf."

Wahrscheinlich hätte unser Freund sich an diesem Gedanken noch lange erwärmt, wäre er nicht durch die Meldung gestört worden, daß ein fremder Herr nach ihm gefragt habe. Noch unschlüssig, ob er den ihm zugedachten Besuch annehmen oder sich verläugnen lassen solle, hörte er durch die halb offen stehende Thür seinen Namen nennen. Schamröthe bedeckte sein Gesicht beim Klange dieser ihm so wohl bekannten Stimme. Schnell die Thür vollends aufstoßend, trat er dem Ankömmlinge entgegen und reichte ihm mit freundlichem Gruße die Hand.

„Herzlich willkommen, Herr von Meldorf!" sprach er mit ungeheuchelter Freude. „Hätte ich ahnen können, daß Sie hierher kommen würden, keine Minute wäre ich gestern aus dem Hause gegangen. Spät erst, zu spät erhielt ich Ihre Karte, und darum —"

„Komme ich selber und mache keine Umstände," fiel Herr von Meldorf dem Virtuosen in die Rede. „Das fehlte noch, daß wir Landsleute, wenn wir uns in der Fremde treffen, erst anfragen ließen, ob es auch erlaubt sei, auf altdeutsche Manier einander die Hand zu drücken.

Ich bin jetzt da, wie Du siehst, ich finde Dich munter, das ist mir lieb, und ich komme sans façon zu Dir, weil ich Deines Rathes bedürftig bin. — Na ja, ja, sieh' mich doch nicht bis auf's Rückgrat durch, ich mein' es halt gerade, wie ich sage!"

„Sie wollen doch keine Concerte geben?" sprach Friedrich ganz verblüfft.

Herr von Meldorf brach in herzliches Lachen aus, wobei er den Kopf zum Zeichen des Verneinens so heftig schüttelte, daß sich die künstliche Haartour, die er trug, verschob, wodurch er ein verwegenes Aussehen bekam. Es war ein kleiner, wohl genährter Herr mit rothem Weingesicht, das ein paar lustig blitzende Augen belebten. Seine Kleidung ließ erkennen, daß er noch immer etwas auf das Aeußere gab, denn wenn sie auch nicht völlig modernen Zuschnitt zeigte, konnte der Stoff doch die Prüfung jedes Kenners aushalten.

„Nein, Herzensjunge, Concerte will ich hier nicht veranstalten," sagte er, sein Lachen in einem Hustenanfall erstickend. „Da würden sie mich nach dem, was ich gestern in der Oper zu hören bekam, schön ablaufen lassen. Meine Griffe würden nicht stimmen, wie es überhaupt nirgend mehr stimmt. Doch um nicht Eins über das Andere zu vergessen, sage mir vor Allem: wie ist's Dir gegangen? Hat es geglückt und hast Du gute Aussichten für die Zu-

kunft? Deine Alten thaten grausam geheimnißvoll, und haben mir von all' Deinen Briefen keine einzige Zeile sehen lassen. Wäre ihnen dieser Geheimnißkrämerei wegen beinahe böse geworden. Da mußte ich aber gleich wieder an Dein Spiel, an Deine festen Doppelgriffe denken, die Thränen traten mir in die Augen, und anstatt zu zanken, schüttelte ich dem alten Ehepaare gerührt die Hände."

„Sie sind unser Aller uneigennütziger Freund!" sprach Friedrich, die volle Hand des musikliebenden Gutsbesitzers ebenfalls in aufrichtigem Dankgefühl drückend.

„Potz Geigen und Klarinetten, laß das! Du weißt, ich mag nichts davon hören. Gib mir lieber einen klugen Rath."

„In welcher Angelegenheit, Herr von Meldorf?"

Der Gutsbesitzer sah unserm Freunde offen in's Gesicht.

„Verworfen hast Du Dich doch nicht in diesem nordischen Sodom und Gomorrha?"

„Ich hoffe es nicht."

„Glaub's, glaub's Dir auf's Wort. Dennoch verwerfen sich hier viele. Was macht Herr Baumfahl?"

Diese unerwartete Frage beunruhigte Friedrich. Er hatte den reichen Rentier seit der Silbermann'schen Soirée nicht mehr gesprochen, und er mußte sich, wie ihm dies oft begegnete, auf einer kleinen Unterlassungssünde er-

tappen. Indeß half er sich mit einer ausweichenden Antwort.

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach ihn Herr von Meldorf, dem offenbar wenig daran lag, ob sein Schützling oft oder gar nicht in Baumfahl's Hause verkehrte. „Ich will von Dir eigentlich weiter nichts wissen, als wofür man diesen Baumfahl hier hält.“

„Für einen schwerreichen Mann, denk' ich. Er spricht am liebsten nur von Banco, und soweit bin ich bereits eingeweiht in die hiesigen Verhältnisse, um es zu wissen, daß Leute, welche dieses Wort tagtäglich im Munde führen, hier des besten Renommée's genießen. Der Besitz von Banco ist hier ein passe-partout, wie anderwärts, etwa in unserer Provinz, ein Ordensbändchen im Knopfloch.“

„Also gut ist der Mann?“

„Gut im kaufmännischen Sinne?“ wiederholte Friedrich. „Gewiß und wahrhaftig!“

„Na, na, na, na! Wahrhaftige Dich halt nicht in die Hitze hinein!“ versetzte der Gutsbesitzer mit krauser Stirn. „Bei Geschäftsleuten kann man das nie genau wissen, am wenigsten bei solchen, die mit großen Summen spielen. Wenn Herr Baumfahl so grausam viel Geld hat, daß er gar nicht weiß, wo er damit bleiben soll, warum kündigt er mir denn Knall und Fall das Kapital, das auf meinem Gute steht? Die Hypothek kann nicht besser sein; es

gönnte sie sich wohl Mancher, der nur schlechte besitzt. Meinethalb soll er auch das Geld haben, nur paßt es mir gerade nicht in diesem Jahre. Ich habe ein neues Dach auf meine Scheuern setzen und eine Dreschmaschine anschaffen müssen, und Beides kostet mehr als einen Pappenstiel. Baar Geld aber ist rar in der Provinz von wegen der Ueberschwemmungen, die uns wacker ruinirt haben. Soll ich also Geld schaffen, so muß ich mehr Prozente geben, als ich will und gewohnt bin, und das kann wieder meinem eigenen Credit und Ruf nachtheilig werden. Um nun gleich mit einem Male die Sache abzumachen, setzte ich mich auf meine Karrete und ließ mich nacher Breslau kutschieren. Von da bin ich in zwei Tagen hieher gerutscht. Aber ich sag' Dir, Fritz, die Knochen im ganzen Leibe thun mir weh' von dem Schmeißen auf den Holzbänken im Eisenbahnwagen!"

„Sie fuhren doch nicht dritter Klasse?"

„Na wo denn sonst? Nummer Zwei sah mir zu vornehm aus, und weißt Du, Fritz, ich sitz' halt nicht gern lange auf so weichen Kissen. Davon krieg' ich eine Hitze, daß ich aussehe wie eine Stalllaterne. Rückwärts aber setze ich mich ganz allein in Nummer Eins. Und damit mir die Zeit nicht lang wird, nehme ich mir ein paar Fläschchen von der Sorte mit, die ich gestern Abend vor Schlafengehen probirt habe. Famoses Gewächs, Fritz!

Sollst es heute oder morgen bei mir kosten! Ich hab' darauf geschlafen, wie Lazarus in Abraham's Schooß."

„Ach ja, man weiß hier zu leben," sagte Friedrich, „dafür verstehen sie auch das Anschreiben aus dem Grunde."

„Glaub's unbeschworen! Aber sag' mir, Fritz, wo wohnt Herr Baumfahl und wenn kann ich ihn am sichersten treffen? Ich laufe hier herum wie ein Wilder. Fragen mag ich nicht, weil ich besorge, es könnte mich Einer auslachen, und allein finde ich mich schwer zurecht, denn ich habe gar keinen Ortssinn. Gestern gleich nach meiner Ankunft wollte ich mir den Hafen besehen, um doch endlich einmal ein Seeschiff begucken zu können. Ich frage also den Kellner im Hôtel. Geht der Kerl weg, kommt zurück mit einer ewig großen Karte, legt die vor mich auf den Tisch, dreht sich die Tülle über der Stirn noch um ein paar Zoll höher, und fingert nun kreuz und quer auf dem Grundrisse herum, daß ich zuletzt ganz verwirrt werde. Wie ich endlich allein aufbrach, weißt Du, wohin ich kam?"

„Nun wohin denn?"

„Vor's Dammthor bin ich gelaufen, und war doch vom Fahren schon so müde, wie ein Jagdhund! Um mich auf dem Rückwege nicht abermals zu verirren, stieg ich in einen Wagen. Es freute mich, daß der Fuhrmann so artig war, und mich selbst dazu aufforderte. Er fragte, wohin

ich gefahren sein wollte? An's Stadttheater, wo die Oper gegeben wird und das Ballet, gab ich zur Antwort. Er nickte lächelnd, ich steige ein, sitze prächtig, und fahre nun, daß es eine Lust war. Nach einer vollen Stunde hält der Wagen. Der Kutscher steigt ab, öffnet den Schlag und sagt:

„Da sind wir endlich!"

Es war gerade Theaterzeit und ich freute mich nochmals, daß der Mann so höflich war und mir den Wagen anbot. Ohne ihn hätte ich Gott weiß wie lange noch in der Irre herumlaufen können, und sicherlich keine Oper gehört."

„Und was mußten Sie zahlen?"

„Das weiß ich wahrhaftig nicht, Fritz, denn Ihr habt hier ein ganz albernes Geld, in das ich mich nicht finden kann. Ich gab dem freundlichen Manne einen preußischen Thaler, und erhielt vier oder fünf kleine silberne Dinger wieder — Schillinge, glaub' ich, heißt das Zeug. In Schlesien hätte mir wohl Keiner aus freien Stücken etwas wieder gegeben. Da heißt es in solchem Falle immer: es geht gerade auf."

Friedrich mußte lächeln, denn es vergnügte ihm, daß es seinem Gönner aus der Provinz jetzt ungefähr eben so erging, wie ihm selbst, und um ihn den Genuß nicht zu verderben durch unzeitige Aufklärungen, sagte er nur:

„Ja, Herr von Meldorf, die Leute sind hier merkwür-

dig ehrlich! Das macht, es gibt keine Armuth, wie bei uns im Gebirge. Alle haben vollauf Verdienst, und an Geld mangelt es höchstens denen, die allein von ihrem Gelde leben wollen."

„Da haben wir's!" versetzte der Gutsbesitzer. „Sicherlich gehört Baumfahl zu dieser neumodischen Menschensorte. Darum kündigt er mir sein Geld, und ich kann noch ein paar hundert Thaler dazu auf die Landstraße werfen, nur, um den Nimmersatt immer mehr voll zu pfropfen. Und jetzt, Fritz, steh' mir bei. Sollst es nicht bereuen! Wenn Du als berühmter Violinspieler wieder nacher Schlesien kommst, laß ich Dich halt mit Vieren auf mein Gut holen, und lade zu dem Quartett, das ich dann arrangiren will, fünf Meilen in der Runde alle Pastors und Cantorsleute, die 'was von Musik verstehen, zu mir ein. Dann will ich mir auf Dich, meinen Pflegling, eine rechte Güte thun. Und nun sag', wo treff' ich den Geldmenschen?"

„Ich geleite Sie bis zu seinem Hause, Herr von Meldorf," sagte Friedrich. „Haben Sie nur ein paar Augenblicke Geduld. Unterwegs erzählen Sie mir, wie meine Aeltern sich befinden, ob sie mit mit zufrieden sind, und was Sie sonst mögen."

„Recht so, Fritz, und heute Abend bist Du mein Gast."

„Morgen, Herr von Meldorf, morgen! Für heute habe ich schon zugesagt.“

„Du bist also gesucht? Freut mich. Zu morgen Abend denn.“

Friedrich sagte dem Gönner durch herzhaften Handschlag zu, warf sich rasch in Anzug und führte ihn auf einem ziemlichen Umwege durch die gewühlvollsten Straßen nach Baumfahl's glanzvoller Wohnung.

Fünftes Kapitel.

Weiberlaunen.

Alle Dampfböte, welche nach Blankenese führen, waren heute stark besetzt. Der sonnige Tag, die klare Luft, deren Abglanz dem trüb rollenden Strome eine mattblaue Färbung gab, lud Einheimische und Fremde zu einer Lustfahrt nach diesem interessanten und malerisch gelegenen Schifferdorfe ein. Auf jedem der abgehenden Boote spielte eine Musikbande heitere Melodien und Tänze. Kunstgerecht war der Vortrag dieser Musikanten freilich nicht, darüber sah man indeß hinweg. Verrauschten doch die schwellenden Töne über dem breiten Strome, zwischen dem

Mastenwalde, der hüben und drüben das Fahrwasser begränzte.

Friedrich hatte Carità diese unterhaltende und genußreiche Partie in Vorschlag gebracht. Er selbst war zwar nur einmal stromabwärts bis Blankenese gefahren und kannte noch wenig genug von den versteckteren landschaftlichen Reizen der hohen Stromufer mit ihren bewaldeten Schluchten, trotzdem konnte er bei einer ganz fremden Persönlichkeit doch leicht den Cicerone machen.

Carità erfreute sich wie ein Kind an den prächtigen Uferhöhen, die jetzt im schönsten Blüthenschmuck des Lenzes sonnenbeglänzt an ihrem Auge vorüberglitten. Lebhaft, wie sie war, fragte sie mehr, als Friedrich antworten konnte, und ergötzte sich an der lustigen Unkenntniß ihres Ritters. Um vieles Wissen war es der schönen Tänzerin überhaupt nicht zu thun. Sie wollte nur Abwechselung, täglich neue Anregungen, vielleicht auch eine kleine Emotion, um des Lebens Einerlei mit etwas Würze zu bestreuen. Friedrich gefiel ihr außerordentlich, weil er von ihrem Wesen augenblicklich unter allen Männern, die sie kannte, am meisten bezaubert war. Was sie wünschte, that er, selbst vor einer Tollheit würde der junge Mann ihr zu Liebe nicht zurückgeschreckt sein.

Carità war unbefangen und ehrlich genug, dem neu gewonnenen Freunde dies merken zu lassen und ihm dafür

sich dankbar oder erkenntlich zu erweisen, von tiefer Leidenschaft aber, von einer wirklichen Neigung zu Friedrich wußte ihr flatterhaftes Herz nichts. Daß auch unser unerfahrener Freund dies ahnte, müssen wir bezweifeln. Die dunkeln Sammetaugeu des schönen Mädchens hatten ihn gänzlich berückt. Er war trunken in ihrem Anblick und wünschte sehnsüchtig eine Gelegenheit herbei, ihr seine Leidenschaft, seine Liebe gestehen zu können.

Das menschenerfüllte Deck des Dampfbootes war dazu freilich kein geeigneter Ort, obwohl es eine vollkommen ungenirte Unterhaltung gestattete. Denn als Fremden fehlte es sowohl Friedrich als Carità unter den auf- und abwandelnden Passagieren an Bekannten.

Blankenese's Lage entzückte die anmuthige Schöne. Sie hing sich lachend an den Arm ihres Begleiters, um über den schmalen Bretterweg, welchen Jeder zuerst betreten wollte, tänzelnden Schrittes dem Lande zuzueilen. Auf der Höhe des Uferhanges angekommen, erspähte sie mit scharfem Auge sogleich den schönsten Punkt im Wirthschaftsgarten des Fährhauses, und nahm ohne Umstände davon Besitz.

„Hier will ich vorläufig ein paar Stunden lang die Königin spielen,“ sprach sie zu Friedrich, den Handschuh abstreifend und ihm vertraulich die tadellos feine Hand reichend, während der halb geöffnete rosige Mund die

glänzenden Perlenreihen der schönsten Zähne zeigte. „Gehen Sie, mein Freund, und machen Sie einen der grünbeschürzten Kellner durch eine beliebige Bestellung glücklich. Sie schielen alle schon zu uns herüber, weil sie meinen, wir seien ein ganz enorm reiches Ehepaar, das eben vom Traualtare kommt. Können Sie sich wohl vorstellen, wie solch einem jungen Paare zu Muthe sein mag? Ich kann's nicht."

Carità kehrte Friedrich, dem bei diesen Worten das Blut in's Gesicht stieg, den Rücken zu, indem sie das Umschlagetuch von kostbarem Stoffe von den vollen Schultern fallen ließ und mit einem reich in Gold gefaßten Operngucker die Gegend betrachtete. Unser Freund blieb wie verzaubert stehen.

„Es zieht doch nicht," sagte er, weil ihm eine vernünftigere Frage nicht einfiel.

„Ziehen? Mein Gott, was geht mich der Zug an. Lassen Sie es stürmen, regnen, meinethalb auch schneien, ich finde es unvergleichlich schön hier, und darum werde ich mich auf diesem Posten zu behaupten wissen."

Friedrich ging und bestellte feines Gebäck nebst Champagner. Der Kellner, dem er diesen Auftrag gab, ward so geschmeidig, daß er bei der Verbeugung einen rechten Winkel bildete. Carità sah die Complimente des jungen Menschen von Weitem und amusirte sich königlich.

„Das haben Sie gut gemacht, lieber Freund," sprach sie, Friedrich abermals das schöne warme Händchen reichend, dessen Berührung ihn wie elektrisches Feuer durchbebte. „Der Mensch hält uns jetzt sicherlich für hochadlig. Wissen Sie, daß ich gern recht 'was Vornehmes scheinen mag? Es empfiehlt nichts mehr in der Welt, als Schönheit, vornehme Geburt und Geld, alles zusammen mit Geld aber am meisten. Ich strenge daher auch alle meine Kräfte an, um recht viel Geld zu verdienen. Gelingt es mir, reich zu werden, dann kaufe ich mich an, wo es mir gefällt, errichte einen Musenhof, und umgebe mich mit lauter geistreichen, talentvollen Menschen."

„Es würde dies der schönste Musenhof werden, den die Welt jemals gesehen hätte, und Ihre Gegenwart würde ihn zugleich zu einem Minnehof umgestalten."

„Sie kämen doch auch und huldigten mir?" warf Carità leicht hin, wieder auf den Strom blickend, über dessen kaum bewegtem breiten Spiegel mehrere große Schiffe mit halb gerefften Segeln majestätisch fortzogen.

Friedrich ließ den perlenden Wein in die Gläser schäumen.

„Auf baldige Verwirklichung dieses herrlichen Wunsches!"

Carità nickte dankend, stieß an und schlürfte den Schaum. Musik hallte herauf vom Strome, dunkler

Rauch wirbelte über den halb im Gebüsch versteckten Häusern auf, und gleich darauf ward der Rumpf des zu Berg fahrenden Dampfschiffes sichtbar.

Es war inzwischen ziemlich lebhaft im Garten geworden. Um die meisten Tische gruppirten sich kleine Gesellschaften, und was einen festen Platz entweder nicht fand oder verschmähte, wandelte beobachtend von Tisch zu Tisch. Carità unterließ nichts, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu lenken. Sie sprach lebhaft und viel, neckte sich in der anmuthigsten Weise mit Friedrich und machte gleichzeitig von dem Feuerblick ihrer Augen einen so wirksamen Gebrauch, daß alsbald ein ganzes Chor entfernter Bewunderer sich zusammen fand.

Friedrich verdroß diese herausfordernde Koketterie, und doch hatte er nicht den Muth, der liebenswürdigen Zauberin Vorwürfe darüber zu machen. Er dachte vergeblich nach, wie er es sie wissen lassen solle, daß ihr Benehmen vielleicht Anstoß erregen könne. Allein Carità verstand es, den ängstlichen Freund durch sanfte, schmeichelnde und bittende Blicke so ganz sich unterthan zu machen, daß dieser nicht weiter auf das Geflüster der Umgebung achtete. So erreichte die Schöne ihren Zweck. Sie behauptete ihren Platz und machte sich selbst zum beachtetsten Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft.

„Jetzt gibt es Keinen,“ flüsterte sie, das letzte Glas

Champagner schlürfend, Friedrich zu, „der nicht von mir spräche, und das ist's, was ich will, wenn ich unter ein gemischtes Publikum gehe. Einer erkundigt sich bei dem Andern, Jeder will der Klügste sein, und weil doch Keiner mich kennt, belügen sich Alle. Das ist ein kostbarer Spaß. Sie haben noch den ganzen Abend davon zu sprechen. Wollen wir sie aber recht in Harnisch bringen, so müssen wir uns jetzt mit fürstlich stolzen Schritten entfernen und spurlos verschwinden. Haben Sie Lust dazu?"

Friedrich war schon aufgesprungen. Er stieß dabei an den Tisch, eins der Gläser rollte herab und zerbrach. Sparsam, wie er war, wollte er es aufheben.

„Nicht um die Welt!" raunte die Schöne ihm zu. „Fallen Sie den Dienern nicht in ihr Amt! Kommen Sie! Vornehme Leute kümmert kein Verlust; das überläßt man dem sparsam lebenden Spießbürger."

Carità forderte Friedrich auf, ihr das Tuch wieder lose um die Schultern zu legen. Sie dankte mit dem anmuthvollsten Lächeln, gab ihm selbst den Arm, drückte diesen an sich und schritt, scheinbar nur Augen für den jungen Mann habend, mitten durch die umherstehende Menge, die dem schönen Paare verwundert nachsah.

Als der Gesellschaftsgarten hinter ihnen lag, lachte sie übermüthig.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie köstlich ich mich

amusire," sprach sie. „Ich sehe im Geiste, wie die Zurückgebliebenen jetzt die Köpfe zusammenstecken und uns die allerphantastischsten Titel beilegen. Mir klingt schon das linke Ohr, Ihnen nicht auch?"

Unserm Freunde klopfte indeß das Herz zu stark, um das Klingen des Ohres, falls es sich wirklich hören ließ, zu vernehmen. Er war zufrieden, dem Menschenstrudel glücklich entkommen zu sein, und wünschte nun nur noch Gelegenheit zu finden, um das Herz seiner schönen Begleiterin in Bezug auf seine Person ergründen zu können.

Noch während ihres Aufenthaltes im Garten hatte sich die Luft im Westen verdunkelt. Die Temperatur war schwül geworden. Jetzt erhob sich der Wind, die Sonne verschwand hinter fliegendem Gewölk, und bisweilen fielen vereinzelte Regentropfen.

„Es scheint ein Gewitter im Anzuge zu sein," sagte Friedrich, die reiche Kleidung seiner Begleiterin bedenklich musternd. „Ich denke, wir gehen hier in diesen Park. Dort wird eine der Eremitagen uns Schutz gewähren gegen ein vorüberbrausendes Unwetter."

„Thun wir das," meinte Carità, nahm abermals den Arm des jungen Mannes und schritt jetzt, auf einmal still werdend, gesenkten Hauptes neben ihm her.

Friedrich war das Herz so voll, daß er vor Ueberfülle keine Worte fand. Erwartete das anmuthige Geschöpf

eine Erklärung von ihm oder wollte sie ihn nur reizen, um, wenn er seinen Gefühlen freien Lauf ließ, sich desto ausgelassener über ihn lustig machen zu können?

Keines Entschlusses fähig, vertraute er dem Zufall. Sie traten inzwischen in den Park, der bereits von mehreren Gruppen Besuchender nach allen Seiten hin durchpilgert ward. Carità ward abermals gesprächig und lobte die Anlagen. Sie fand Vieles unvergleichlich „lieb," wie sie sagte, Manches göttlich; nur die graue Luft, die jetzt kältend durch die Wipfel der Bäume strich, wollte ihr nicht gefallen.

„Im Arnothale ist es doch schöner," sagte sie, unter einen breitdachigen Ausschau tretend, von dem man den ganzen Elbstrom bequem überblicken konnte. „Kennen Sie Florenz?"

Friedrich verneinte mit einem tiefen Seufzer.

„Sie seufzen? Sind Sie nicht glücklich?"

Carità's Augen ruhten liebeweich auf dem Antlitz unseres Freundes. Ein rother Blitz zerriß in zackigen Krümmungen die schwärzliche Wolkenwand jenseits des Stromes. Auf den vorübersegelnden Schiffen refften geschäftige Hände behend die Segel ein.

„Sie können fragen?" entgegnete Friedrich, und legte seine Hand auf die Schulter des schönen Mädchens.

Carità duldete diese vertrauliche Berührung. Ein

Windstoß warf das leicht umgeschlagene Tuch zur Erde, Regenschauer stäubten herein, Strom und Landschaft verschwanden in feuchtem Grau.

Friedrich faßte die Schöne rasch entschlossen um die schlanke Taille und zog sie mit sich fort.

„Es hängt von Ihnen ab, mich glücklich zu machen," sagte er, ihre Hand erfassend und sie an seine Lippen ziehend. „Wollen Sie mich anhören? Wollen Sie gestatten, daß ich an Ihrer Seite, an Ihrer Hand jene herrlichen Gefilde am Arno kennen lernen darf?"

Wieder ruhte Carità's Auge auf ihm. Sie ließ ihm die Hand, aber sie sagte mehr mitleidig als ermunternd:

„Armer Freund! Unsere Wege ähneln sich zwar, dennoch aber vereinigen sie sich nicht."

Der Regen prasselte in Strömen, Blitze zuckten hüben und drüben, und der Donner rollte dumpf hoch über den Häuptern der sich einsam Wähnenden.

„Und Sie konnten so grausam sein, mir das Paradies zu zeigen, um es gleich darauf für immer wieder verschwinden zu lassen?"

„Sie wünschten es ja, mein Freund," versetzte Carità gelassen, „und jetzt, nachdem wir uns vergnügt haben, lassen Sie uns wieder recht verständig sein. Man beobachtet uns, ja ich glaube sogar, man lacht. Wenn nur kein böser Schalk unsere Zärtlichkeitsmienen bemerkt hat!"

Friedrich sah sich um. Er hörte es wirklich hinter den Büschen rauschen, und glaubte sogar Geflüster und leises Gekicher zu vernehmen. Sein Blut beruhigte sich wieder, er mußte sich mit Beschämung sagen, daß er sich von der verführerischen Schönen zu weit habe fortreißen lassen, und ihr doch eigentlich noch Dank dafür schuldig sei. Um sich keine zu große Blöße zu geben und in den Augen Carità's wenigstens nicht gar zu lächerlich zu erscheinen, erkünstelte auch er eine unbefangene Miene.

„Ich bewundere Ihre Lebensklugheit, Signora," sagte er, mit ritterlicher Galanterie sie nach den breiteren Gängen führend, auf welchen jetzt nach dem schnell vorübergezogenen Gewitterschauer bereits wieder wandelnde Gruppen sichtbar wurden. „Sie haben sich heute einen dankbaren Schüler erzogen. Eingedenk des Wortes, daß unsere Wege sich ähneln, nicht aber sich vereinigen lassen, hoffe ich Ihnen noch oft wieder zu begegnen. So oft dies geschehen mag, lassen Sie uns der heutigen Lustfahrt gedenken und über das, was wir jetzt Gegenwart nennen, recht herzlich lachen."

Carità lächelte sehr fein, als sie ihre Hand sanft in die ihres Begleiters legte. Unser Freund bestellte einen Wagen, um der Signora die reizenden Partieen, welche den Landweg nach Hamburg umgeben, zu zeigen. Er war heiter und gesprächig während der Rückfahrt, eine Aeuße-

rung der Zärtlichkeit aber kam nicht über seine Lippen. Ein glückliches Ungefähr hatte ihn einer großen Gefahr entrissen.

Sechstes Kapitel.

Der Speculant in Bedrängniß.

Gebrüder Sonderling wurden von allen Seiten mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit behandelt. Während seit Jahren mancher vorsichtige Geschäftsmann ängstlich auf die Unternehmungen des speculativen Brüderpaares geblickt hatte und nur zagend eine früher angeknüpfte Verbindung mit demselben forterhielt, drängte man sich jetzt um die schnell zu hohem Ansehen Gekommenen. Die Firma stand geachteter da, denn je. Sie besaß reichliche Mittel und einen fast unbegränzten Credit. Alle Verbindlichkeiten waren erfüllt. Niemand konnte sich über eine, selbst erlaubte, Verzögerung beschweren.

Baumfahl sah diesem Aufschwunge der Brüder stirnrunzelnd und neidischen Blickes zu. Er vermochte ihn nicht zu hindern, er mußte als rechtlicher Mann sich sogar des Glückes freuen, das den mit Anstrengung aller Kräfte

gegen ein furchtbar drohendes Unheil Ringenden treu geblieben war. Sein Egoismus, seine Habsucht, sein unersättlicher Durst nach Gold erlaubten ihm dies jedoch nicht. Als er bereits die Gewißheit erlangt hatte, daß die Verschreibung der Brüder lange vor Ablauf der Zeit eingelöst werden würde, sann er noch immer auf Ausflüchte. Er war fest entschlossen, das Alleräußerste zu versuchen und wenigstens durch Weiterungen die Ordnung der Angelegenheit so lange wie möglich hinzuhalten. Seine Verluste, obwohl sie ihn nicht stürzen konnten, machten ihn unruhig und ungerecht gegen Andere. Eine Hast, die man früher nie an dem stets kaltblütigen Manne gekannt hatte, charakterisirte jetzt sein Auftreten, wie sein Handeln. Er gehörte zu den unruhigsten Börsenbesuchern, zu den unschlüssigsten Speculanten. Kaum hatte er für irgend ein Papier eine gute Meinung gefaßt, so konnte er durch die unabsichtlich hingeworfene Aeußerung eines Andern in der nächsten Minute wieder andern Sinnes werden.

Diese Unsicherheit im Handeln, die etwas Verwandtes mit Leidenschaftlichkeit hatte, mußte seinem Rufe als Geldmann schaden. Nur Wenige hielten ihn noch für eine Art Wetterglas an der Fondsbörse, wofür er doch bisher gegolten hatte. Wenn er sonst bei einer Frage seine starken Augenbrauen zu spitzen Winkeln zusammenzog, so hielten dieses stumme Mienenspiel unter Zehn gewiß

Neun für einen abmahnenden Warnungsruf. Das war jetzt anders geworden. Man achtete nicht mehr auf Baumfahl. Sein Urtheil hatte allen Werth verloren.

Bedeutend unangenehmer gestalteten sich noch die Verhältnisse für den Rentier, als man erfuhr, daß sein Eigensinn oder ein hartnäckiges Mißverstehen des eigenen Vortheils ihn veranlaßte, die Gebrüder Sonderling bis zur Klage zu treiben. Die Sachen lagen zu klar, als daß irgend Jemand über deren Entscheidung hätte in Zweifel sein können. Baumfahl mußte sich in das, was er von seinem Standpunkt eine Abscheulichkeit nannte, fügen. Gegen Erlegung der vorgeschossenen Geldsummen ward ihm anbefohlen, die verpfändeten Speicher dem Brüderpaar wieder auszuliefern.

Es war ein entsetzlicher Tag für den habgierigen Mann, als er gegen Empfang der großen Summen, die er den Brüdern unter Auflegung der härtesten Bedingungen vor einigen Monaten eingehändigt hatte, die Schlüssel wieder auslieferte. Er brach zusammen, als habe der Schlag ihn getroffen. Niemand durfte zu ihm kommen. Den Leibdiener jagte er unter heftigem Schelten aus dem Zimmer, verschloß die Thür und fiel dann wie leblos in die weichen Polster des Lehnstuhles. Mit auf die Brust gesenktem Haupte, die Augen halb geschlossen, bald mit seinen eigenen Fingern, bald mit der schweren

goldenen Uhrkette spielend, die er täglich trug, saß er lange. Er sprach kein Wort, nur Seufzer stieß er aus oder die breiten Lippen murmelten unverständlich einen Fluch. Wenn er die braunen Augenlider aufschlug, sah er stier vor sich hin, als sei er geistig vollkommen abwesend. Nur etwa vier bis fünfmal im Verlauf einer vollen Stunde wiederholte er halblaut die Worte:

„Eine halbe Million Banco verloren!"

So ganz vertieft in seinen Schmerz — wenn man die Gefühle, denen er sich hingab, so nennen kann — war Baumfahl, daß er das tiefe Stöhnen überhörte, welches mit Unterbrechungen im Nebenzimmer vernehmbar ward. Wie konnte es auch anders sein! Von Jugend auf achtete Baumfahl nichts als den Besitz geprägten edlen Metalles. Der Wunsch, leichter zu verdienen, trieb ihn in die neue Welt; hier gelang ihm, wie wir wissen, Alles, da er keine Rücksichten kannte. Sein Glück machte ihn stolz und eingebildet. Der reich gewordene Mann verachtete Jeden, der nicht gleiche Wege ging. All sein Wissen, seine ganze Religion, wenn man so sagen darf, concentrirte sich in den vier Worten, die er stets im Munde führte: „Geld ist das Höchste!" Mit diesen Worten demüthigte er den Geldsuchenden, mit ihnen schmetterte er den Bittenden und Bedürftigen nieder. Sie waren in seiner Hand Zuchtruthe und Zauberstab, je nachdem er geneigt war,

sie anzuwenden. Und nun hatten verfehlte Speculationen ihm Hunderttausende gänzlich geraubt, und andere Hunderttausende, die er nicht verdienen, sondern durch kluges Combiniren gleichsam gewinnen wollte, entrollten seiner Hand, die sie bereits sicher zu halten glaubte.

„Ja, Geld ist doch das Höchste!“ rief der Niedergeschlagene jetzt abermals aus und faßte krampfhaft in die Sammetpolster des Lehnstuhles. „Wir müssen wieder auf alle Weise Banco machen.“

Er stand auf, seine finstere Stirn verrieth, daß er dachte, aber noch zu keinem festen Entschlusse kommen konnte.

Geräuschlos wandelte er über die weichen buntfarbigen Teppiche, deren gewirkte Blumen mit ihren lebhaften Farben im hereinfallenden Sonnenschein prächtig glänzten. Baumfahl ließ die Rouleaux nieder, denn ihn ärgerte das schöne Wetter. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn es furchtbar gestürmt hätte. Auch konnte er nicht leiden, daß die Gegenüberwohnenden Zeuge der Qualen wurden, an denen er augenblicklich litt.

„Wenn es doch aus allen Himmelsgegenden zugleich stürmte und Schiffe an allen Küsten scheiterten!“ sagte er, zähneknirschend die Hände ballend und ohnmächtig gegen den Himmel dräuend. „Ich will ja verlieren, wer muß es nicht? — aber ich will nicht allein verlieren! . . . Bricht

der Orkan Masten, kentert er reich befrachtete Segler, ersäuft er Menschen — gut, so gibt's auch Kummer und Sorgen für Andere. . . . Bankerotte brechen aus, Weiber und Mütter ringen die Hände um ihre verlorenen Männer und Söhne — Dieser und Jener nimmt sich wohl auch das Leben. . . . Das tröstet, das hilft die eigenen Schmerzen lindern. . . . Aber nein —" fuhr er fort, und sein Gesicht verzog sich zur teuflischen Fratze — „der da oben hört mich nicht, ich mag ihn bitten, wie ich will. Grad' weil mich's ärgert, läßt er die Sonne scheinen, und während ich wimmere, lachen Andere, meine Feinde, das Lumpengesindel, das sonst immer Geld brauchte und wenn ich's begehrt hätte, auf den Knieen bis zu meinen Füßen gerutscht wäre. — So mächtig ist das Geld! Solche Heiligkeit steckt in dem Worte Banco! . . Ha, ha, Banco! . . . Wenn's nun einmal zu Ende ginge und ich selber besäße kein Banco mehr? Hu — laß mich's nicht denken! . . Mich friert dabei; mein Gehirn verwandelt sich in Eis . . ."

Baumfahl fror wirklich. Er hüllte sich fest in seinen kostbaren Hausrock und setzte sich zusammengekrümmt in den Lehnstuhl. Hier bewegte er sich mechanisch vor- und rückwärts, wie eine Pagode, den rechten Fuß heraufziehend und ihn mit beiden Händen festhaltend. Auf den gestickten Schuhen, die er trug, schimmerten goldfarbige Seiden-

fäden. Auf diesen ruhte der Blick des Rentiers, und wie er sich selbst und den Fuß fortwährend vor- und rückwärts bewegte, schienen die Fäden sich zu verzehnfachen durch die Strahlenbrechung im Lichte. An diesem Spiel ergötzte sich der Mann des Goldes, denn er dachte, daß es ja doch möglich sei, die eigene Habe noch einmal, wenn er Zeit und Gelegenheit abwarte, verdoppeln oder auch verdreifachen zu können.

Zweimal schon hatte die Glocke auf dem Vorplatze heftig geläutet, ohne daß Baumfahl darauf achtete. Jetzt ward sie nochmals mit solchem Ungestüm angezogen, daß er zusammenschrack. Im Nebenzimmer stöhnte es lauter, denn je. Baumfahl horchte auf, nicht aber auf die Töne im Nebenzimmer, sondern auf die Stimme vor der Thür.

„Es wird doch jetzt kein Besuch kommen,“ sprach er geängstigt und nach dem Spiegel eilend. „Ich bin gar nicht in der Stimmung, Besuche zu empfangen. Ich sehe verstört, zerstreut aus; ich würde mich schlecht präsentiren. Und die Welt gibt so viel auf das Aeußere. — Wenn Einer sagte, er habe mich mit ermatteten Augen, bleichen Wangen und zitternden Händen getroffen, würden meine Feinde gleich ausschreien, ich sei nahe daran, mich insolvent erklären zu müssen. . . Aber der Mensch ist zudringlich! Er weicht nicht, er wagt gar zu drohen!“

In diesem Augenblicke ward geklopft und die Stimme des Leibdieners sprach schüchtern:

„Herr Baumfahl! Ein Herr wünscht Sie in dringenden Geschäften zu sprechen.“

„Hat der dumme Mensch mich doch nicht verläugnet!“ knirrschte der Rentier. Dann nahm er seine ganze physische Kraft zusammen, richtete sich hoch auf und fragte mit bekannter Bestimmtheit im Tone:

„Wer wünscht Herrn Baumfahl zu sprechen?“

„Haben Sie nur die Gnade, zu öffnen, damit ich Ihnen die Karte des Herrn reichen kann.“

Der Rentier drehte entschlossen den Schlüssel um, und nahm durch den schmalen Spalt aus des Leibdieners Händen die Karte in Empfang. Der düstere, fast ingrimmige Ausdruck seiner Züge machte sogleich einem sehr zufriedenen Lächeln Platz, als er den Namen las, welchen die Karte trug. Eine häßliche schadenfrohe Falte legte sich um seinen Mund, indem er die Thür jetzt weit aufstieß und äußerst zuvorkommend hinausrief:

„Nur näher, mein verehrter Freund! Bin unendlich erfreut und höchst angenehm überrascht, daß Sie so gütig sind, mich persönlich mit Ihrem unschätzbaren Besuche zu beehren!“

Der Eintretende war Hans von Meldorf. Baumfahl schüttelte dem Gutsbesitzer aus Schlesien die Hand,

als sei er sein intimster Freund. Mit mehr Höflichkeit, als man ihm zugetraut hätte, führte er den wohlgenährten Herrn zum Sopha, schob seinen Lehnsessel heran, und überhäufte ihn nochmals mit Versicherungen einer Hochachtung, von der sein Herz nichts wußte. Erst nach verschiedenen Fragen und Antworten, die man beiderseits gegenseitig auswechselte, berührte Baumfahl den Gegenstand, welcher, wie er sogleich vermuthete, den sehr phlegmatischen Herrn zu ihm führte.

„Mein letztes Schreiben, werther Herr von Meldorf, ist Ihnen doch nicht ungelegen gekommen? Schlimme Zeiten jetzt — nirgends Geld zu haben, und doch allerwärts großer Bedarf. Da wird jeder Nichtreiche genöthigt, seine Mittel zusammen zu halten, um nicht ganz bei Seite gedrängt zu werden. Bitte also tausend Mal um Entschuldigung!“

„In Geschäftsangelegenheiten nimmt man sich nichts übel, Herr Baumfahl,“ versetzte Hans von Meldorf. „Ihre Kündigung hat mich jedoch überrascht, da Sie mir das Kapital, wie Sie sich erinnern werden, damals, als ich mein Gut kaufte, selbst gewissermaßen anboten. Sie schrieben mir ausdrücklich, die Abtragung sei ganz und gar Nebensache. Sie brauchten das Geld durchaus nicht, und wollten es nur sicher anlegen. Ist es Ihnen vielleicht heute nicht mehr sicher?“

„Wie Gold, bester Herr von Meldorf!“ erwiederte der Rentier. „Aber die Zeiten haben sich geändert. Man hat Verluste gehabt, man kann noch größere erwarten. Da muß der Geschäftsmann, der von der Arbeit seines Geldes zu leben genöthigt ist, bei Zeiten sich vorsehen. selbst wenn es ihm an's Herz greift. Noth und Pflicht sind gebieterischer.“

„Natürlich,“ sagte Herr von Meldorf. „Handel und Wandel leidet keine Freundschaft! Das ist ein altes Sprichwort, das wahr bleiben wird, so lange die Welt steht, und Gold und Silber ihren Werth nicht verlieren. Ich komme auch keineswegs, Ihnen Vorwürfe zu machen, weil Sie andern Sinnes geworden sind, nur um eine kleine Frist möchte ich bitten. Denn fehlt es schon bei Ihnen an Geld, meinen Sie, daß alsdann bei uns hinten in Schlesien Ueberfluß davon vorhanden sei? Wir haben höchstens Papier, kein Silber, unser Papier aber können die Herren Kaufleute und Rentiers hier draußen nicht gebrauchen, es wäre denn, wir legten halt tüchtig 'was drauf. Dazu hat man jedoch als alter Practicus auch keine Lust, denn das kostet doppelte Zinsen, und darum, Freundchen, habe ich mir das Blut durch einander schütteln lassen, will mir Ihr Domicil besehen, und was drum und dran hängt, und ohne weitläufige Schreiberei mit Ihnen persönlich ein Abkommen treffen.“

Ein Abkommen? Wie soll ich das verstehen?"

„Ich zahle Ihnen nach Ablauf eines Jahres das Capital zu Heller und Pfennig zurück."

„Kann mir nicht dienen, Herr von Meldorf. Ich habe rechtzeitig gekündigt und bin in meinem Recht."

„Aber potz Geigen und Klarinetten, ich laufe Ihnen doch nicht davon! Weder nach Rußland oder Polen, wo wenig zu holen, noch nach Amerika, wohin sehr viele andere Leute gegangen sind, ohne vorher groß um Erlaubniß zu fragen. Wissen Sie Geld zu schaffen, gut, so schaffen Sie's — ich hab' keins und krieg' auch keins."

Baumfahl rieb sich die Hände. Die alte Glücksmiene, die früher wie ein stereotypes Lächeln sein Angesicht verklärte, zeigte sich wieder. Sein Herz ward groß und weit, da er sah, daß ihn nicht allein Bekümmernisse drückten. Er hielt jetzt wenigstens noch über Einen seine Hand ausgestreckt, und diesen Einen — so glaubte er — konnte er in aller Form Rechtens, ohne daß seine Handlungsweise den Schein der Feindseligkeit annahm, recht nach Herzens Lust seine Macht empfinden lassen.

„Schaffen Sie Geld an!" wiederholte Baumfahl, sich recht bequem zurücklehnend, die Lippen aufwerfend und die Stirn runzelnd. „Das kann Jeder sagen — das kann ich auch sagen, aus den bloßen Worten aber wird leider kein Geld! — Geld ist heute sehr theuer — London steht

$3^1/_2$ %, New-York und St. Petersburg noch höher — habe in beiden nichts gemacht. O ja, Geld, baar Geld ist viel werth. Wohl dem, der es hat! . . . . Kann viel damit verdienen. . . Darum, mein lieber Herr von Meldorf, werfen Sie einen Blick auf Ihre Papiere und haben Sie die gütige Gewogenheit, innerhalb fünf Monaten Geld anzuschaffen."

Baumfahl sagte dies Alles mit dem herablassendsten Lächeln. Hätte er unterlassen können, seine gestickte Morgenmütze mit dem großen Seidenquast am Schlusse seiner Rede abzunehmen, so würde Niemand geahnt haben, daß er an der Verlegenheit Behagen finde, die er vermuthlich durch dieses bestimmt ausgesprochene Ansinnen seinem Schuldner bereitete.

Herr von Meldorf fiel jedoch diese Gesticulation nicht auf. Auch war er weder überrascht noch verlegen. Obwohl bei weitem nicht so gewandt in Geschäften, als der ewig speculirende Baumfahl, verstand er doch recht gut zu rechnen. Es wäre ihm sonst nicht in den Sinn gekommen, eine so weite und kostspielige Reise zu machen. Die Forderung des Rentiers war ihm vielmehr ein erwünschter Vorwand, sein Gut auf einige Zeit zu verlassen und sich die Welt ein wenig anzusehen. Ohne diese directe Veranlassung wäre er schwerlich zu solchem Entschlusse gekommen.

Ueberzeugt, daß Baumfahl keinen Finger breit nachgeben würde, und durchaus nicht gewillt, als Bittender dem geldstolzen Manne gegenüber zu treten, versetzte von Meldorf auf die letzte so bestimmt abgegebene Aeußerung des Rentiers, indem er seinen Frack bis an den Hals zuknöpfte und die blank gewichsten steifen Stiefeln über das stramm anliegende mäusegraue Beinkleid heraufzog:

„Nun, wenn es nicht anders sein kann, und der städtische Herr braucht partout Geld, da wird halt der Gutsbesitzer wohl vorspannen müssen. An wen soll ich die Summe zahlen?"

Das hatte Baumfahl nicht erwartet. Die Augenbraunen bildeten wieder einen spitzen Winkel.

„Ho, ho," versetzte er, „ist man so rasch bei die Hand? Ich dachte, man sei knapp, und wolle lieber bluten als zahlen?"

Herr von Meldorf stand auf. Er durchschaute den geldgierigen Mann so ziemlich.

„Als ich noch Handel trieb, mein werther Herr," entgegnete er, „traf ich immer einige Monate im Voraus meine Dispositionen, um durch einen unvorhergesehenen Unfall oder eine schlimme Conjunctur nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Es hat sich von allen meinen Geschäftsfreunden kein einziger über Unpünktlichkeit beklagen

dürfen. Nur so ward es mir möglich, etwas zu erübrigen. Von diesen Ueberschüssen kaufte ich mir mein gegenwärtiges Besitzthum, als ich des Handels und seiner Chancen überdrüssig war. Meine alten Gewohnheiten aber behielt ich bei. Auch als Gutsbesitzer traf ich jederzeit meine Dispositionen. Fremde Gelder, die ich, um besser wirthschaften zu können, aufnahm, deckte ich immer durch entsprechende Summen, die ich meinem Banquier anvertraute. Wucherische Zinsen erhielt ich dafür freilich nicht. Ich war zufrieden, daß ich Jedermann unerschrocken unter die Augen treten und sagen konnte, ich sei zu jeder Stunde solvent. Haben Sie demnach die Güte, mein werther Herr, mir bis morgen den Namen des Mannes wissen zu lassen, der beauftragt werden soll, statt Ihrer das Capital in klingender Münze entgegenzunehmen. Ich wohne Hôtel . . . Nummer 8."

Baumfahl biß sich vor Aerger beinahe die Lippen wund, dennoch heuchelte er eine freundliche Miene und empfahl sich „dem alten erprobten Freunde," wie er sagte, mit warmem Händedruck. Erst als er sich wieder allein sah, tobte er gegen sich selbst, nannte sich wiederholt einen blödsinnigen Thoren, einen blinden Maulwurf, und arbeitete sich in eine solche maßlose Wuth hinein, daß, wer den Mann in diesem Zustande gesehen hätte, sich mit Abscheu von ihm abgewandt haben würde.

Die ängstlich rufende Stimme seiner Frau, die man selten vernahm, brachte Baumfahl wieder zu sich selbst. Das röchelnde Stöhnen im Nebenzimmer, das sich von Zeit zu Zeit hören ließ, ward jetzt auf einmal viel lauter und klang beunruhigender. Baumfahl preßte die geballte Hand gegen seine Stirn, indem er ausrief:

„Charles! Mein Charles ist kränker geworden! Und ich habe doch dem Doctor befohlen, er solle seine ganze Kunst aufbieten, um den Jungen mir zu erhalten. Fünfhundert Mark Banco will ich ihm zuschreiben lassen, wenn er zeigt, daß er 'was Rechtes gelernt hat. . . Mein Gott, mein Gott, wenn der liebe Junge mir stürbe! . .“

Er schloß den offen stehenden Secretär und verließ das Zimmer, um den kranken Sohn, den Erben seines Namens und seines Vermögens zu besuchen, der schon seit Wochen an einem schleichenden Fieber schlimmster Art darnieder lag.

Siebentes Kapitel.

Ein Gesunkener.

Was täglich vorkommt, fällt selbst dann selten auf, wenn es auch an sich bemerkenswerth ist. Die Bewohner großer Residenzen bleiben großentheils gleichgültig bei militärischen Schauspielen, Eingeborene von See- und Handelsstädten achten nicht des lebhaften Verkehrs auf Straßen und Kanälen, der doch Fremden so interessant erscheint. Bisweilen aber zwingt auch ein tägliches Vorkommniß selbst daran Gewöhnte, wenigstens Notiz davon zu nehmen.

Vor dem Geschäftslocale eines namhaften Mannes standen ein paar verdeckte Wagen. Eine Anzahl kräftiger Männer war beschäftigt, mittelgroße Fässer abzuladen und diese nach dem Hause zu transportiren. Den Fässern folgten etwa fußlange, manchmal auch längere, kaum handbreite und etwa drei Zoll dicke Blöcke, die sorgfältig in starke graue Packleinewand eingenäht waren. Die größten dieser Blöcke trugen immer zwei starke Männer. Durch die offen stehende Thür konnte man sehen, daß sowohl

die Fässer wie die Blöcke auf einer Wage vorsichtig gewogen wurden.

Anfangs verweilten sich bei dem Abladen erwähnter Wagen einige Leute, weil das Trottoir gesperrt war. Einer machte den Andern auf das, was hier geschah, aufmerksam, und nun bildete sich ein Trupp Neugieriger. Man schaffte einen eben angekommenen reichen Silbertransport in das Haus. Gewiß waren es einige Millionen, die man theils in geprägter Münze, theils in Barren hier ablud. Die Meisten wußten wohl, daß diese Schätze alsbald weiter befördert würden, und darum erregte dies in großen Handelsstädten nicht vereinzelt dastehende Schauspiel nur ein vorübergehendes Interesse. Der Trupp Neugieriger zerstreute sich alsbald wieder; Jeder setzte seinen Weg fort, um seinen Geschäften nachzugehen. Zurück blieb nur eine Anzahl müssiger Jungen, die schreiend die Wagen umkreisten und sich gegenseitig mit ihren Holzpantoffeln abprügelten. Schrägüber auf einem Beischlage, neben welchem der Eingang zu einem Wirthschaftskeller sich befand, saßen einige Erwachsene. Ihr Aeußeres schon bezeichnete sie als sogenannte „Butjes.“ Sie waren augenblicklich offenbar ohne Beschäftigung und hatten, die Langeweile zu vertreiben, ohne Zweifel der Flasche mehr zugesprochen, wie billig. Als die letzten Barren abgeladen waren und die Thür des Hauses sich schloß, erhob sich der Eine dieser

Herumlungerer, stieß seinen Nebenmann an und sagte mit lallender Zunge:

„Das sollte uns gehören, Bruder, da wollten wir ein Leben führen, noch besser als Gott in Frankreich.“

Der Angestoßene brummte nur und schielte dabei mit den kleinen etwas entzündeten Augen bald nach dem Hause, bald nach dem jetzt leeren Wagen.

„Wenn das Aaszeug doch solch einen Laib Silber vergessen hätte! Gott verdamm' mich, ich schleppte mir ihn nach Hause!“

„Das wäre verlorene Mühe, denn Du müßtest ihn doch wieder herausgeben, und obendrein examinirten sie Dich auf Nummer sieben. Ich wüßt' was Besseres.“

„Was denn?“ fragte Der mit den röthlichen Augen, faßte den Arm des Kameraden und ging mit diesem wankenden Schrittes die Straße entlang. Was die Beiden mit einander sprachen, konnte Niemand verstehen, weil sie immer dabei lachten und in ihrem halbtrunkenen Zustande sich herüber und hinüber schoben. Es wich ihnen Jeder gern aus, um ja nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. So taumelten sie immer weiter, bis sie wieder Durst empfinden mochten. Denn plötzlich blieben sie stehen, wahrscheinlich festgehalten von den schreienden Farben eines Schildes, das ebenfalls über einer Kellerwohnung angebracht war.

„Da laß uns noch einen nehmen, Peter,“ sprach der Lallende, nach dem Schilde deutend. „Hier giebt’s immer gute Waare, und billig, und da können wir’s vollends besprechen.“

Eine Minute später waren die Halbtrunkenen in der dunkeln Tiefe des Kellers verschwunden.

Mancher wohl mochte die Trunkenbolde gewahrt haben, beachtet und beobachtet hatte sie nur Einer. Es war dies ein hoch aufgeschossener junger Mensch, der aus einer Seitenstraße trat, als die Männer die Kellertreppe hinunterwankten. Thränen feuchteten die Augen des noch knabenhaften Jünglings. Er näherte sich dem Keller, sah einige Secunden lang hinab in den dunkeln Raum, und ging dann mit den halblaut gesprochenen Worten: „Armer Mann!“ weiter.

Im Keller saß Peter Rallisen, jener herzlose wüste Mensch, der von den erbettelten Schillingen seiner Stiefkinder lebte, bis Sonderling der Aeltere die unglücklichen Geschöpfe den Mißhandlungen des Müssiggängers großmüthig entriß.

Paul liebte seinen liederlichen Stiefvater nicht, es schmerzte ihn aber doch, ihn von Tage zu Tage tiefer sinken zu sehen. Was er trieb, wovon er lebte, wußte der junge Mensch nicht, denn er kam nie mit dem Gefürchteten zusammen. Auf Sonderling’s Anrathen hatte die

Mutter der beiden Geschwister sich von dem Elenden getrennt, ohne von ihm geschieden worden zu sein. Rallisen war dies ganz recht. Er konnte jetzt ungenirt seinen verworfenen Neigungen folgen, hatte, wenn er trunken nach seiner Schlafstelle wankte, keine Vorwürfe anzuhören, und kam mit der Polizei nicht mehr wegen verübten Scandals, der in solchen Fällen früher niemals ausblieb, in Collision. Dann und wann aber drang er doch noch in die Wohnung seiner Frau, um Geld von ihr zu entleihen oder zu erpressen, und die arme Geängstete war gutmüthig genug, den Dränger stets zu befriedigen, weil rasches Geben das sicherste Mittel war, ihn schnell wieder los zu werden.

Paul sorgte sich um seinen Stiefvater, er wußte nicht recht weshalb. Wäre er benachrichtigt worden, daß der müssiggängerische Mensch plötzlich am Schlage gestorben oder auf irgend eine Art verunglückt sei, würde er sich nicht weiter gegrämt haben. Ein ähnliches Ende stand dem Unverbesserlichen doch bevor. Weshalb also sorgte sich Paul? Eine bange Ahnung durchzuckte seine Seele, und um nicht zu sehr davon geängstigt zu werden, beschleunigte er seine Schritte und trat etwas beruhigter in das Comptoir seines Beschützers.

Sonderling der Aeltere gab ihm eine ganze Hand voll Wechsel, die er zum Accept austragen sollte.

„Hab' ja Acht," sprach der vorsichtige Geschäftsmann,

„damit Du keinen verlierst! Hier, lege sie in dieses Taschenbuch. Du wirst flink sein müssen, um noch vor zwölf Uhr alle abzugeben. Spute Dich also, und halte Dich unterwegs nicht auf!“

Paul that seine Schuldigkeit. Es gelang ihm, sämmtliche Gänge noch vor dem Schlage zwölf zu besorgen, nur eine Anweisung auf den Wechsler der Gebrüder Sonderling blieb ihm übrig. Diese gab er zuletzt ab. Die zu erhebende Summe war groß. Paul vermochte die schweren Geldsäcke nicht fortzubringen und ließ sie einstweilen in des Wechslers Verwahrung. Der Hausknecht sollte sie später abholen. Es gab jedoch so viel zu thun, daß sich die Besorgung dieses Geschäftes bis gegen Abend verzögerte. Als endlich das Geld im Hause war, überzählten beide Brüder die erhaltene Summe und disponirten darüber. Einige Posten wurden sogleich fortgeschickt, wozu man theils abermals den Hausknecht, theils Paul verwendete. Den Rest verwahrten die Brüder in einem feuerfesten Geldschranke.

Es kam selten vor, daß Sonderlings mehrere Tausende baar im Hause hatten. Geschah es aber, so erhielten jederzeit zwei zuverlässige Leute Auftrag, in einem kleinen Raume nahe dem Comptoir zn schlafen. Dieser Raum befand sich auf der Diele des großen alten Hauses, und war früher ein sogenanntes Zibürken gewesen, wo die

Einhüterinnen ihren Aufenthalt hatten. Schon seit Jahren hielten die Brüder keine Einhüterin mehr, und weil mit der gänzlichen Entlassung dieser Wächterin der Diele und Schließerin des Hauses der Zibürken alle Bedeutung verlor, verwandelte man ihn in ein Schlafgemach.

In seinem Geschäftseifer war es dem Hausknechte entgangen, daß ihm eine Anzahl sehr bezechter Menschen gemeinen Schlages aus der Wohnung des Wechslers treten sah. Einer der Frechsten stieß ihn sogar an und sagte taumelnd:

„Gib uns 'was ab von Deiner Last! Wir wollen Deine Gesundheit trinken."

Der Hausknecht schob den zudringlichen Burschen unsanft bei Seite und ging weiter, ohne ein Wort zu verlieren. Die liederliche Gesellschaft pfiff hinter ihm her, lachte, höhnte ihn aus und versuchte, einen Gassenhauer zu singen. Er hörte die schrillen Stimmen noch, als er das Geld bereits seinem Herrn abgeliefert hatte.

Die Brüder waren Beide eingeladen. Sie sollten auf Benjamin Silbermann's Landsitze einer Gesellschaft vertrauter Freunde beiwohnen. Der Banquier wollte diese Zusammenkunft zugleich zur Regelung eines Unternehmens benutzen, das nicht vor völliger Abschließung bekannt werden sollte. Darum wählte er die Form einer

Gesellschaft im Familienkreise. Nur diejenigen, deren Theilnahme er vergewissert war, wurden eingeladen.

Mitternacht war bereits vorüber. Auf den Straßen erstarb nach und nach alles Leben, man hörte nur den Tritt der Wächter und die hoch in der Luft verhallenden Zeichen des Thürmers, mit denen derselbe jede Viertelstunde seine Wachsamkeit kund gab.

Der Mond schien nicht, aber die Dämmerung der hellen Nacht flimmerte doch wie leuchtender Nebel um Giebel und Zinnen. Es war so still, daß man jedes Geräusch ziemlich weit hören konnte.

In alten, weitläuftig gebauten Häusern schallt es mehr wie in engen Wohnungen, wo viele Menschen leben. Die Gebrüder Sonderling bewohnten ein solches Haus. Es hatte zu ebener Erde nur zwei Zimmer, die beide zum Comptoir benutzt wurden, ein dritter Raum an der andern Seite war vermiethet und enthielt ein Waarenlager, das am Tage von seinem Inhaber ein- oder zweimal besucht ward. Bewohnbar war nur die Bel-Etage, die weiteren Stockwerke bildeten Speicherböden. Eine breite Treppe, von der Diele an mit zwei Aufgängen, die sich in halber Höhe derselben vereinigten, führte zur Etage, die eine Glasthür verschloß, und an dieser vorüber zu den Böden, deren Thüren verriegelt und verschlossen werden konnten. Letzteres verabsäumte man zuweilen, namentlich dann,

wenn es am nächsten Morgen viel auf einem der Böden zu thun gab. Der Speicher selbst war mehr tief als breit und stieß an einen der Fleethe, so daß bequem alle Waaren zu Wasser empfangen und auf gleichem Wege auch versendet werden konnten.

Paul hörte aufmerksam den Erzählungen des Hausknechtes zu, der gemüthlich seine Pfeife rauchte. Der rüstige Mann war von auswärts gebürtig, hatte als Stellvertreter im Contingent gedient und sich dabei etwas erübrigt. Nach Ablauf seiner Dienstzeit war es ihm nicht schwer geworden, ein Unterkommen zu finden, und da er von allerwärts her über seine Aufführung gute Zeugnisse beibringen konnte, verweigerte man ihm nicht das Bürgerrecht. Sonderling der Aeltere war einer seiner Bürgen. Da ihm der Mann gefiel, nahm er ihn, als es sich gerade paßte, in seine Dienste.

Ueber diesen Erzählungen verging die Zeit schnell. Einige Male unterbrachen den muntern Redefluß des Hausknechtes schrillende Töne, die sich jedoch nur auf Augenblicke hören ließen.

„Es muß irgendwo ein Stück Eisen locker geworden sein, das sich bewegt,“ meinte der Hausknecht.

„Es ist ja aber ganz windstill,“ sagte Paul.

„Darum kann eine Eisenstange doch klirren. Auf dem Speicher gibt's Ratten.“

„Widerwärtige Thiere," bemerkte Paul und bat den Hausknecht, in seiner Erzählung fortzufahren.

Wieder vergingen einige Minuten, da schien es Beiden, als rausche etwas. Sie konnten nicht bestimmt angeben, ob das sonderbare Geräusch über ihnen oder nebenan auf der Diele sei. Getäuscht aber hatten sie sich nicht, denn sie vernahmen es Beide zu gleicher Zeit.

„Ich glaube, es geht um in dem alten stillen Hause," sprach der Hausknecht. „Allein möchte ich nicht in dem Gewese schlafen. Man hat's oft in so alten Gebäuden, die immer von einer Hand in die andere kamen, daß es nicht richtig darin ist. Die alten Besitzer finden sich vermuthlich zusammen, und weil dann Einer immer über den Andern erschrickt, schütteln sie sich, daß es raschelt und rauscht."

Paul würde über diesen Einfall gelacht haben, wäre nicht abermals ganz deutlich ein knarrendes Geräusch hörbar geworden.

„Sollte sich Jemand eingeschlichen haben?" sprach Paul flüsternd. „Es ist neuerdings wiederholt vorgekommen."

Der Hausknecht antwortete nicht. Er nahm das Licht, zündete eine Laterne an und öffnete mit den Worten: „bleib' still!" die er an Paul richtete, den kleinen Verschlag. Ohne diesen zu verlassen, leuchtete er auf die

Diele hinaus. Sie war leer und zu einem Versteck nicht geeignet.

„Hier ist Niemand," sagte er leise, wieder zurücktretend und die Thür anziehend. „Wir wollen aber Achtung geben, vielleicht entdecken wir den Ort, wo es so wunderlich rumort."

Paul besaß ein sehr feines Gehör, und da er leichtfüßig war, konnte er unhörbar wie eine Schlange sich fortbewegen. Sein Ohr vernahm Töne, welche dem minder scharf hörenden Hausknechte entgingen. Ohne dessen mißbilligende Miene zu beachten, glitt er aus der Thür, rutschte mehr als er ging nach dem verschlossenen Comptoir und legte hier sein Ohr an die Schwelle. Nach kaum einer Minute stand er wieder neben dem Hausknechte.

„Im Comptoir raschelt es," sagte er sehr bestimmt. „Was haben wir jetzt zu thun?"

„Himmeltausendsapperment —"

„Wenn es Diebe wären!"

„Wie sollten Diebe in's Comptoir kommen! Von der Straße aus ist es ja unmöglich!"

„Durch den Hof," versetzte Paul ganz aufgeregt. „Der Hof steht mit dem Gange des Nachbarhauses in Verbindung, und dieses gränzt wieder an die schmale zum Wasser führende Twiete."

„Aber das Fenster ist vergittert."

„Wir hörten ja Eisen klirren!"

„Still! Es kommen Menschen! Wenn es die Herrschaften wären!"

„Sie sind es nicht," sagte Paul. „Ich kenne den Tritt des älteren Herrn Sonderling. Wächter sind's. Machen wir Anzeige."

Der Hausknecht billigte diesen Vorschlag. Er nahm den Hausschlüssel, öffnete die Thür und winkte die Wächter heran. Wenige Worte genügten, um sich zu verständigen. Einer derselben eilte nach der Twiete, um den etwaigen Eindringlingen auf dieser Seite den Rückweg abzuschneiden, der Andere gesellte sich zu Paul, während der Hausknecht vorsichtig nach dem Hofe schlich, um zu sehen, ob wirklich von hier aus ein Einbruch versucht worden sei. Das Geräusch im Comptoir, das bald rasselnd klang, bald dem leisen Umdrehen eines harten Gegenstandes, welcher Widerstand leistete, glich, dauerte fort, war aber nicht eben sehr auffallend.

Jetzt näherte sich Pferdegetrapp und Wagengeroll. Eine leichte Kalesche hielt vor dem Hause, die Brüder stiegen aus. Sie wunderten sich nicht wenig über die unvermuthete Gesellschaft auf der Diele. Paul erklärte mit wenigen Worten, was sich ereignet habe. Da schrie der Hausknecht laut auf im Hofe: „Diebe! Spitzbuben!" und das Klirren eines niederfallenden Eisengitters ward

weithin vernehmbar. Draußen rief ein Nothsignal Wächter herbei, im Comptoir, dessen Thür Sonderling jetzt aufschloß, ward es ebenfalls laut. Schon hoffte man einen guten Fang zu thun, da stürzte ein breitschultriger Mann in gewagtem Sprunge gegen Felix, daß dieser zusammenbrach, und wandte sich gegen die Hausthür, machte aber sogleich wieder Kehrt, weil er sah, daß er hier Vielen in die Hände fallen würde.

Ohne sich lange zu bedenken, durcheilte er die Diele, von dem schnellfüßigen Paul verfolgt, dem einer der hinzugekommenen Wächter sich anschloß. Der Fliehende sprang die Treppe hinauf, erreichte die nur verriegelte Speicherthür, riß sie auf und gelangte so unergriffen in die sehr dunkeln mit Waaren erfüllten Speicherräume.

Paul frohlockte über den Irrweg, welchen der Dieb einschlug. Auf dem Speicher konnte er sich allerdings eine Zeit lang verbergen, ein Entkommen aber war nicht möglich, denn außer der Treppe gab es nur noch einen Ausgang — die Lucke. Ein Sprung aus dieser Lucke aber brachte dem, der ihn wagte, unfehlbar den Tod, denn unten wälzte die Fluth ihre tiefen, trägen Wellen.

Ein Genosse des Fliehenden war nicht so glücklich. Während Paul nebst einem der Wächter dem Flüchtigen nachsetzten, ward dessen Gefährte ergriffen. Gleiches Loos

hatte ein Dritter im Hofe unter den derben Faustschlägen des Hausknechtes, dessen Hilferuf nicht unbeachtet blieb.

Inzwischen folgte Paul dem nach Oben Fliehenden. Bekannt mit den Localitäten, eilte er dem Wächter rasch voraus, dem die zunehmende Dunkelheit an schneller Verfolgung hinderte. Wie ein Schatten glitt der Dieb zwischen den Waarenballen fort. Er mochte sich wohl selbst sagen, daß nur ein Versteck oder ein verzweifelt kühner Sprung ihm augenblicklich Rettung bringen könne. Allein weder zu dem Einen noch zu dem Andern wollte sich eine Gelegenheit finden. Im Fliehen gelangte der Dieb glücklich bis an das Ende des Speichers. Durch die undichten Falzen der Lucke schimmerte die Dämmerungshelle der stillen Mainacht. Unten plätscherte die Fluthwelle. Der Dieb tastete angstvoll im Dunkeln, riß an der Lucke und drängte sie aus den Fugen. Ueber seinem Haupte schwebte das Tau der Speicherwinde. Schon wollte er dies ergreifen, um mittelst desselben sich hinabzulassen in den Fleeth, da packte ihn die Hand Paul's. Der Stoß des im Sprunge auf ihn Stürzenden war stark genug, um ihn ausgleiten zu machen. Im Fallen riß der Ergriffene Paul mit sich zu Boden. Ringend wälzten sich Verfolgter und Verfolger am Boden. Eine einzige Wendung konnte Beide durch die Lucke, die jetzt halb offen stand, hinabstürzen. Paul, welcher alsbald fühlte, daß er in diesem

ungleichen Kampfe erliegen müsse, umklammerte mit beiden Händen die Kehle seines Gegners, ohne die Faustschläge des Wüthenden zu achten. Er hörte Tritte, Rufe Nahender und wußte, daß ihm Hilfe gewiß sei. Sein Auge fest auf das Gesicht des mit ihm Ringenden heftend, dessen Züge jetzt deutlicher erkennbar wurden, stieß er plötzlich einen gellenden Schrei aus und ließ entsetzt die Kehle des Gegners los. Auch dessen Auge traf den Knaben — das Erkennen war gegenseitig. Paul rang mit Peter Rallisen! —

Der Erkannte benutzte den glücklichen Moment. Er sprang auf, schleuderte mit einem Stoße seines Fußes den Stiefsohn gegen die Lucke, daß nur ein fester Handgriff diesen vom Sturz in die Tiefe rettete, und rannte dann in wildem Laufe rückwärts. Der Jammerschrei Paul's, der stark beschädigt ward, lenkte die Aufmerksamkeit der zu Hilfe Eilenden der Lucke zu. Peter Rallisen gelang es, sich kurze Zeit zu verbergen. Als er die Treppe frei sah, schlüpfte er wieder hinunter. Wie er aus dem Hause kam, blieb ein Räthsel. Trotz alles Suchens fand man ihn nicht. Paul lag blutend und halb ohnmächtig, mit der Linken eine eiserne Haspe krampfhaft umklammernd, neben der Lucke. Als er wieder vollständig zur Besinnung kam, befand er sich im Zimmer seines Gönners. Diesem vertraute er auch unter dem Siegel der Ver-

schwiegenheit, welch' furchtbare Entdeckung er gemacht hatte. Die flehentlichen Bitten des stark verwundeten Knaben rührten den Kaufmann. Sonderling versprach zu schweigen, und der tief gesunkene Rallisen ward seinerseits nicht verfolgt. Der Einbruch war mißlungen. Von dem eisernen Geldschranke hatten die Diebe nur eine Stange lösen können. Die Wachsamkeit Paul's und des redseligen Hausknechtes rettete den Brüdern eine Summe von mehreren Tausenden. Seit diesem Vorfalle behandelten die dankbaren Gebrüder den zuverlässigen Knaben mit Auszeichnung, und da er Lust und Talent zu kaufmännischem Leben zeigte, übergaben sie ihn schon nach einigen Wochen einem Handelsinstitute zu weiterer Ausbildung.

Peter Rallisen blieb seit jener verhängnißvollen Nacht verschwunden. Er mochte es wohl nöthig finden, sich unsichtbar zu machen, da er der Schweigsamkeit seiner ergriffenen Complicen schwerlich ganz sicher war.

Achtes Kapitel.

Ein Brief.

Herr von Meldorf war wieder abgereist. Er hatte die schönen Tage, die ein günstiges Geschick ihm gönnte, redlich genossen. Von Friedrich überall hin begleitet, lebte der schon bejahrte Herr von Neuem auf, und wäre sein eigener Wunsch bestimmend für ihn gewesen, so würde der gutmüthige, für Natur, Gewerbthätigkeit, Volkswohlfahrt und Kunst gleich sehr eingenommene Mann gern Monate lang in der rastlos thätigen Handelsstadt geblieben sein. Ihn interessirte Alles. Heute machte er der Börse einen Besuch, um die Kaufmannschaft in ihrem eigentlichen Elemente sich bewegen zu sehen. Daß bei diesem Hin- und Herschicken Tausender innerhalb einer Stunde, Geschäfte mit der halben Welt abgeschlossen würden, kam dem alten Herrn ganz wunderlich vor.

„Es müssen halt grausam gescheidte Leute darunter sein," meinte er beim Fortgehen, „ich möcht' nicht dazwischen stecken."

Friedrich gab dies bereitwillig zu, denn er war weit

entfernt, das Leben in und an der Börse begreifen zu wollen. Ihm genügte es, daß er aus der Praxis den Unterschied zwischen Courant und Banco kennen gelernt hatte.

Ein andermal verfügte sich Hans von Meldorf auf die Bibliothek und in das naturhistorische Museum, dessen reiche Sammlungen ihm ganz besonders ansprachen. Namentlich erregten die vielen schönen Exemplare verschiedener Seevögel und die Conchylien seine Aufmerksamkeit, und es fehlte wenig, er hätte sich entschlossen, einen kleinen Abstecher nach Helgoland zu machen. Nur die Furcht, er könne von der fatalen Seekrankheit befallen werden, hielt ihn zurück.

Dann wieder ging er auf die Werften. Hier unterhielt er sich lebhaft mit den Schiffszimmerleuten, fragte nach Tausenderlei, und äußerte laut seine Verwunderung über die Kunst, so gewaltige Fahrzeuge zusammenzusetzen.

„Das geht halt noch über unsere Dreschmaschinen," sprach er, „und sogar über die Spinnereien, die jetzt allerwärts von Dampf getrieben werden, um, wie unsere armen Spinner im Gebirge sagen, den Leuten das Brod wegzunehmen. Wer den Schiffsbau erfunden hat, der muß ein grausam kluger Kopf gewesen sein. In Noah's Kasten aber hat man zu der neumodischen Bauerei den Leim gewiß nicht gekocht."

Im Hafen ließ er sich alle Tage volle zwei Stunden herumfahren. Friedrich mußte ihn auch hier, wie überall, begleiten. Nicht blos das Schiffsgewühl, das regsame Leben der hundert und aber hundert kleinen Fahrzeuge, die bald leer, bald schwer beladen, zwischen den großen Seeschiffen sich durchwanden, gewährte ihm Unterhaltung und Vergnügen, er mochte sich auch gern von den Jollenführern Abenteuer aus ihrem früheren Leben erzählen lassen.

„'S ist ewig schade, daß ich nicht so klug bin, wie mein seliger Vicepathe," äußerte er gegen seinen Liebling. „Das war halt ein Kerl, der hatte einen offenen Kopf zum Erschrecken. Was er hörte, konnte er flugs niederschreiben und drucken lassen, wenn er wollte. Es war nur so eine Pracht, ihn reden zu hören. Wenn der das erlebt hätte, was mir in diesen Tagen Alles vor Augen gekommen ist, eine neue Weltgeschichte oder gar einen Robinson, besser als der alte, den wir Alle kennen, hätte er gewiß und wahrhaftig geschrieben. Leider ist dies ausbündige Genie todt und ich bin nur ein dummer Bauer, der schon Gott dankt, wenn ihm nicht das Maul offen stehen bleibt vor lauter Verwunderung."

Auch in der Umgegend der großen Stadt sah Herr von Meldorf sich um, besuchte ein paar Güter im Holsteinischen, um etwas Näheres über die Art und Weise

der im Norden gäng und geben Feld- und Viehwirthschaft zu hören, und die Einrichtung der Höfe kennen zu lernen. Es gefiel ihm Alles ganz außerordentlich. Am meisten erstaunt war er über die ganz unerhörte Sauberkeit der Stallungen, indeß meinte er doch, für Schlesien passe solche Einrichtung nicht. Den Grund freilich, weshalb sie nicht passen solle, gab er nicht an.

Friedrich ging mit diesem Umherführen des wackern Mannes viel Zeit verloren. Es blieb ihm keine Stunde übrig, um an etwas Anderes nur zu denken. Früh war er kaum aufgestanden, so klopfte auch der unermüdete Gutsbesitzer schon an seine Thür. Dann mußte sich unser Freund sogleich in Glanz werfen, mit ihm Kaffee oder Chokolade trinken, dann eine Ausfahrt im Wagen oder im Segelboot machen, nachher in irgend einer renommirten Restauration frühstücken. War dies abgethan, so nahm Hans von Meldorf seinen Liebling mit in sein Hôtel, sah mit ihm zum Fenster hinaus, erzählte ihm Geschichten aus der Heimath, kurz, vertrieb ihm die Zeit auf's Beste. Endlich ging es zu Tische. Da durfte Friedrich natürlich wieder nicht fehlen. Und ein kleiner Schabernack war der weinselige Herr bei all seiner Gutherzigkeit doch auch. Er selbst vertrug eine bedeutende Quantität guten Weines, Friedrich dagegen ward sehr bald aufgeregt, glühte wie eine Pfingstrose und gerieth in die lustigste Stimmung.

Das gerade amusirte den Gutsbesitzer. Er mochte seinen Violinisten für's Leben gern schlesisch plaudern hören, was er regelmäßig unaufgefordert that, so oft er einen kleinen Spitz hatte. Ein abendlicher Ausflug machte diesen wieder verschwinden, und wenn nicht etwa das Souper abermals gar zu splendid ausfiel, so erwachte Friedrich am nächsten Morgen regelmäßig in ganz angenehmer Stimmung.

Seinen Freund Alfred sah der Virtuos während Hans von Meldorf's Anwesenheit nur im Vorübergehen und im Theater. Dies nämlich besuchte der Gutsbesitzer wiederholt. Er schwärmte für die Sänger und ergötzte sich an den Gastspielen der schönen Signora Carità, die Friedrich jedesmal von Neuem Herzklopfen verursachte; ein Mal fühlte er sogar brennende Eifersucht. Alfred fuhr im offenen Wagen mit dem reizenden Mädchen spazieren! Signora Carità erkannte ihn offenbar, denn sie kehrte sich nach ihm um, nickte ihm, wie er glaubte, lächelnd zu, und grüßte durch eine Bewegung ihres Fächers.

„Weshalb muß es nun solche Weiber geben!“ dachte er bei sich. „Sie nützen keinem Menschen und verrücken doch Jedem, der Fleisch, Blut und Nerven hat, den Kopf.“

Daß er die schöne Tänzerin, welcher Hans von Meldorf in eigenthümlicher Weise Lobsprüche ertheilte und dadurch Friedrich zu seinem höchsten Ergötzen das Blut

in die Wangen trieb, genauer kenne, verrieth er dem lebenslustigen Herrn nicht. Wer konnte wissen, was bei solcher Entdeckung dem Alten eingefallen wäre! Er verschluckte also seinen Aerger, suchte alle Gedanken von Eifersucht in sich zu ersticken, und nahm sich vor, beim nächsten Zusammentreffen mit dem dramatischen Sänger diesem auf gut Schlesisch den Kopf zu waschen.

Um noch einen vollen Tag dem Schauen und Genießen in einer Stadt widmen zu können, die er wahrscheinlich nie im Leben ein zweites Mal zu betreten hoffen durfte, reiste der Gutsbesitzer des Nachts mit dem Courierzuge ab. Er nahm aber diesmal einen Sitz in erster Wagenclasse.

„Würde halt nicht schmecken nach diesem Schlaraffenleben, wollte ich mich aus Polstersitzen von Dunen und Krollhaaren auf eitel angestrichenes Holz betten," sagte er. „Ihr Hummern und Austern fressendes Rackerzeug hier draußen verwöhnt einem den ganzen alten Adam, den wieder anzuziehen mir Mühe genug kosten wird."

Das war die letzte Rede, welche Hans von Meldorf an seinen Schützling richtete. Als die Locomotive pfiff, drückte er dem Virtuosen noch einmal recht herzlich die Hand, sagte: „Gott b'hüt' Dich und bleibe halt ein Bissel gut!" und fort in die dämmerige Nacht hinein brauste der feuersprühende Schnellzug.

Nachdenklich trat unser Freund den Rückweg an. Sein Herz war in dem weich gepolsterten Coupée bei Herrn von Meldorf, den er im Grunde recht ungern scheiden sah. Er wäre am liebsten mitgereist, denn wie sehr ihm auch die Weltstadt gefiel, wie reich an Eindrücken jeder neue Tag sich für ihn gestaltete, Befriedigung fand er nirgend. Ihm fehlte etwas, wofür er keinen Ausdruck hatte. Er fühlte eine gewisse Leere, die ihn drückte und zugleich auch ängstigte. Es mochte wohl Sehnsucht sein nach einem bestimmt umgrenzten Wirkungskreise. Diese Sehnsucht hatte ihn während seines Zusammenlebens mit Herrn von Meldorf verlassen. Jetzt, wie er sich wieder allein sah, stellte sie sich abermals bei ihm ein.

Mitternacht war schon vorüber, als er in sein einsames Zimmer trat. Er zündete Licht an und bemerkte einen Brief auf dem Tische liegen. Die Handschrift war ihm unbekannt, der Poststempel und die Bezeichnung „Hier" sagten ihm, daß der Correspondent in der Stadt wohne. Neugierig und ängstlich, wie jeden Brief von unbekannter Hand, erbrach er ihn, zuerst einen Blick auf die Unterschrift werfend. Da stand der Name Clara Landenberg!

Friedrich entfärbte sich. Ehe er noch die wenigen Zeilen durchlas, die Clara an ihn richtete, überhäufte er sich selbst schon mit einer Fluth von Vorwürfen seiner

unverantwortlichen Saumseligkeit wegen. Seit Wochen hatte er nicht mehr nach dem Kranken gefragt, obschon er oft genug an ihn dachte, und selten ein Tag verging, wo er sich nicht vornahm, ihn zu besuchen. Immer aber kam irgend eine Abhaltung dazwischen, und da Friedrich von Natur eine eigenthümliche Abneigung gegen alles Visitenmachen besaß, so war ihm auch das allergeringste Hinderniß ganz erwünscht, denn es gab ihm ja einen passenden Vorwand zu fortgesetzter Selbstentschuldigung.

Clara Landenberg schrieb:

„Im Auftrage meines armen leidenden Vaters, verehrter Herr Vollton, ergreife ich mit Zagen die Feder, um eine Bitte an Sie zu richten. Mein Vater, dessen Zustand sich in den letzten Tagen sehr verschlimmert hat, wünscht noch einmal mit Ihnen zu sprechen, ehe ihm dies unmöglich wird. Er hat Ihnen Einiges mitzutheilen, auch wegen der Aufzeichnungen, die Sie besitzen. Darum verzeihen Sie diese Zudringlichkeit. Ich glaubte aber obige Bitte an Sie richten zu dürfen, da auch Frl. Silbermann, die heute so gütig war, nach dem Befinden meines armen Vaters zu fragen, mich dazu ermunterte.

Mit unbegrenzter Hochachtung

Clara Landenberg."

Männer sollen nicht weinen, wir müssen es aber dennoch unserm ohnehin sehr zart besaiteten Freunde ver-

geben, daß seinen Augen beim Durchlesen dieser Zeilen ein paar Thränen entfielen.

„Was bin ich doch für ein erbärmlicher Mensch!“ rief er aus, das Blatt Papier mit den zierlichen Schriftzügen der jungen Blumenarbeiterin sorgfältig zusammenfaltend. „Ich lebe in Saus und Braus; ich schwelge in materiellen Genüssen aller Art; ich laufe leichtfertigen Tänzerinnen nach, weil sie zufällig wunderschöne Augen haben und verführerisch zu plaudern verstehen, und über all diesen Nichtigkeiten, die mich sogar an Ausübung meiner Kunst verhindern, vergesse ich die leidende Tugend. O, ich könnte mich selbst kasteien wie ein Karthäuser! Pfui über mich Leichtsinn! ... Das liebevolle, reine, süße Herz! Der milde, still duldende Landenberg! ... Wäre doch erst diese Nacht vorüber! ... Morgen will ich gewiß zu ihm gehen, ihn um Verzeihung bitten und von Clara's Lippen mir Absolution für meine unverantwortliche Nachlässigkeit ertheilen lassen!“

Friedrich war von dem Briefe so aufgeregt, daß ihn der Schlaf floh. Was blieb ihm Besseres übrig, als Buße zu thun? Sich selbst zu prüfen und sein Herz zu erforschen, indem er das Leben und die Schicksale Anderer an sich vorüberziehen ließ? Er hatte lange nicht mehr in den Blättern gelesen, welche Landenberg ihm so vertrauensvoll einhändigte. Nur hinein blickte er von Zeit

zu Zeit, um irgendwo eine Stelle, die ihn vorzugsweise interessirte, zu überfliegen. Jetzt fühlte er plötzlich das Bedürfniß, sich ganz genau damit bekannt zu machen. Wollte doch der arme Kranke mit ihm darüber sprechen! Und wenn er es nicht mehr konnte. Wenn ein Nervenschlag ihm vielleicht die Zunge lähmte? Oder wenn der Allversöhner Tod ihn gar abrief, ehe der Morgen graute?

Eine fieberhafte Unruhe überfiel den reuigen Friedrich. Er nahm die Gedenkblätter Landenberg's aus dem Fache des Secretärs, wo sie sicher verwahrt lagen, und vertiefte sich unverweilt in die ihn mehr und mehr fesselnde Lectüre.

Neuntes Kapitel.

Bekenntnisse eines Gemißhandelten.

3. Nur kleine Leiden.

Der erste Ausflug in die Welt ist für jeden jungen Menschen epochemachend. Man hat lange vorher von Andern erzählen hören, wie abweichend von allem Gewohnten das Leben in der Fremde sei. Ob dies besser

oder schlechter, danach fragt man nicht; es genügt, daß es neu ist; denn alles Neue trägt verborgene Reize in sich.

Ich war zum ersten Male innerlich wahrhaft froh, als ich als Insasse einer sogenannten „Marktleier" aus den heimischen Bergthälern dem flacheren Lande zufuhr. Es war ein erbärmliches Fuhrwerk, das mich trug, dennoch fühlte ich mich frei wie der Vogel in der Luft, und unabhängig wie ein König. Das Fuhrwerk hatte die Bestimmung, Handelsleute aus dem Flecken, wo ich bisher lebte, nach einer kleinen Stadt zu befördern, wo in den nächsten Tagen einer der vier jährlichen Märkte gehalten ward. Ein schlechter Korbwagen mit Reifen überspannt, die von einer aus zahllosen Flicken bestehenden Leinwand bedeckt wurden, trug außer mir noch drei Marktzieher nebst deren Waarenkisten. Der Besitzer dieses Gefährs saß aus Mangel an Platz vorn in der Schoßkelle, die er mit einem ewig bellenden weißen Spitz theilte. Manchmal erlaubte sich der Spitz in seiner Lebendigkeit auch auf den Rücken des einzigen alten spatlahmen Kleppers zu springen, um Vorübergehenden bequemer nachblicken und ungenirter bellen zu können. Diese Sprünge, die sein Herr ihm nicht gebot, waren allein Ursache, daß „die alte Kracke," wie der Fuhrmann sein edles Roß nannte, in einen kurzen, aber nie lange dauernden Zuckeltrab fiel. In der Regel that das arme Thier im Schritt seine

Schuldigkeit. Nur kamen wir langsamer vorwärts, als der mittelmäßigste Fußgänger. Daher der bezeichnende Name „Marktleier.“

Meine handeltreibenden Reisegefährten waren an diese langweilige Art zu reisen, von Jugend auf gewöhnt, und fanden nicht das Geringste daran auszusetzen. Sie hockten auf ihren Kisten kreuz und quer unter der „Plane,“ die bei schönem Wetter aufgerollt wurde, und plauderten fortwährend. Auf sandigen Wegen saß man darin wie in einer Wiege. Das langsame Hin- und Herschwanken des Wagens, die warme Luft, der Sandnebel, die harzigen Ausdünstungen der Kiefern wirkten in der That einschläfernd. Ich ward sehr bald so ganz vom Schlafe übermannt, daß ich mich durchaus nicht halten konnte, und der Natur freien Lauf ließ.

Wie lange ich geschlafen haben mochte, mag Gott wissen. Plötzlich erwachte ich durch einen heftigen Ruck des Wagens, der mich meinem Vis-à-vis, einem weiblichen Marktbesucher, dergestalt an den Kopf warf, daß die arme Person laut aufschrie. Der Wagen hatte an einen mitten im Wege liegenden Stein gestoßen, den der unachtsame Rosselenker nicht bemerkte.

Während die Gestoßene entsetzlich schimpfte und mir die ungezogensten Redensarten als Revanche an den Kopf warf, rieb ich mir die Stirn und suchte zwischen den quer-

schenden Kisten meine Mütze, die ich erst Tags zuvor für einen Preis von zwanzig Böhmen erhandelt hatte. Sie war verschwunden. Ich hatte sie offenbar während des Schlafes verloren.

Ueber diesen Verlust brach die noch eben Schimpfende in schadenfrohes Lachen aus.

„Das ist Ihm gesund," sprach sie wohl zehnmal hinter einander. „Wozu braucht Er auch eine Mütze zu tragen. Es muß Ihm, dächt' ich, unter den brandrothen Haaren, mit denen der Herr Ihn gesegnet hat, heiß genug im Hirnkasten werden!"

Die Männer lachten über diese beleidigende Rede des ungebildeten Weibes, da sie aber doch wohl merken konnten, wie dieselbe mich schmerzlich berührte, unterstützten sie die Schimpfende wenigstens nicht. Ich selbst schwieg, meine gute Laune aber war dahin. Den Verlust der Mütze würde ich leicht verschmerzt haben, daß mir aber bei einem Zufalle, der mich persönlich eben so empfindlich traf, wie die Marktbesucherin, die Farbe meines unschuldigen Haares zum Verbrechen angerechnet ward, kränkte mich tief. Ich hätte mir gern die Zeit durch Anknüpfung eines Gespräches mit meinen Gefährten vertrieben, durfte ich es aber wohl nach diesem Vorfalle wagen? Jedes Wort, jede Bemerkung konnte ja Anstoß erregen und Widerspruch finden. Ich ahnte, daß man

mich nur duldete und viel lieber am Wege ausgesetzt hätte. Ich nahm den edlen Marktziehern ja doch nur Platz weg. Die Frau sprach dies offen aus, indem sie absichtlich meine Füße mit ihren starksohligen, nägelbeschlagenen Schuhen bearbeitete. Die Männer sagten nichts, setzten sich aber so breitspurig hin, daß ich kaum wußte, wo ich bleiben sollte.

Zum Glück dauerte diese Reisequal nur einen Tag lang. Abends bei Sonnenuntergang erreichten wir die Landstadt, deren ungepflasterte Straßen leidlich belebt waren. Die „Marktleier“ hielt vor dem nächsten Gasthause. Das ermüdete Thier, das uns bis hieher geschleppt hatte, kannte seit Jahren den Ort, wo es nach schweren Mühen sich zwei oder drei Tage ausruhen durfte. Es hustete, als ob es die Schwindsucht hätte. Die schwatzende Frau schüttelte der dicken Wirthin die Hand und machte diese sogleich mit dem ihr zugestoßenen Unfalle bekannt, den sie meiner Unbehilflichkeit zuschrieb.

„Das ist der Sünder, der da mit dem rothen Kopfe!“ sprach sie. „Dafür hat er auch seine Mütze verloren, was ihm sehr gesund ist. Geben Sie ihm ja nicht das beste Zimmer! Für solchen grobdräthigen Gesellen, der erst Moorsch (mores) lernen soll in der Welt, ist eine Bodenkammer gut genug.“

Die Wirthin zum gold'nen Hirsch — so hieß der

Gasthof — mußte großen Gefallen an diesen Bemerkungen meiner Antagonistin finden, denn sie lachte unbändig. Ich erhielt zwar keine Dachkammer von ihr als Schlafgemach angewiesen, vielleicht weil keine solche disponible war, dafür mußte ich der Ueberfüllung wegen zwischen mehreren reisenden Handwerksburschen auf einer Streu schlafen.

In Wahrheit wachte ich nur. Das freudige Gefühl, das mich erhob, als die Thurmspitze des Fleckens am Horizonte verschwand, hatte mich längst schon verlassen. Die Menschen blieben mir fremd und allem Anscheine nach nicht freundlich gesinnt. Ich sann die ganze Nacht darüber nach, wie ich am schnellsten Breslau erreichen möchte, ohne nöthig zu haben, mit Fremden viel verkehren zu müssen. Am liebsten wäre ich zu Fuß weiter gewandert, wie aber sollte ich meine in einem Koffer befindliche Habe fort transportiren? So blieb denn nichts übrig, als den Wochenwagen zu besteigen, der am nächsten Tage nach der Hauptstadt der Provinz abgehen sollte. Ich meldete mich bei dem Führer desselben, bezahlte das Passagiergeld und erwarb dadurch das Recht auf einen Rückplatz.

Zu meiner großen Freude war die Zahl der Mitreisenden nur gering. Unter ihnen befand sich ein katholischer Geistlicher, der sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfte und sich mir als ein Mann von Welt und wohl-

wollender Gesinnung zeigte. Er unterhielt sich fast ausschließlich mit mir allein, wußte durch geschickt hingeworfene Fragen mir Aeußerungen zu entlocken, die ihm Einblick in meine freudenarme Jugend gewährten, und hatte mir darauf wieder so viel Beruhigendes zu sagen, so wohlwollende und beherzigenswerthe Winke zu geben, daß ich mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte. Er war der erste Mensch, den ich wirklich achten lernte, und noch heute bedauere ich, daß ich seiner Aufforderung, ihn so oft zu besuchen, als ich Zeit und Lust hätte, nicht nachgekommen bin. Er nannte sich Kaplan Wenzig, und war beliebt als Kanzelredner, stand aber in dem Rufe, daß er ein jesuitischer Emissär sei, der den Auftrag habe, unter den Protestanten Proselyten für die katholische Kirche zu machen. Dieses Gerücht entfernte mich von ihm. Gewiß verdankte es nur einer böswilligen Erfindung seine Entstehung, und ich hätte mich jedenfalls im Umgange mit diesem angeblichen Jesuiten viel glücklicher gefühlt, als in den Kreisen, auf welche meine Beschäftigung mich anwies.

Unterwegs schon war ich ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, wie ich es wohl anzufangen habe, um allen Unannehmlichkeiten im Umgange mit Andern mich zu entziehen. Ich entwarf einen vollständig ausgearbeiteten Verhaltungsplan, und glaubte damit etwas recht Gescheidtes gethan zu haben. Nur hatte ich nicht daran ge-

dacht, daß es niemals von dem Willen eines einzelnen Menschen abhängt, die Verhältnisse zu bestimmen. Wüßten wir im Voraus, wie Menschen und Dinge sich zu uns stellten, vielleicht wäre es dann möglich, das eigene Schicksal sich zu bilden. So lange aber der Zufall uns bald da- bald dorthin wirft, heute mit Diesem, morgen mit Jenem in Berührung bringt, ist und bleibt er zumeist unser Lehrherr.

Meine Empfehlungen bereiteten mir den wohlwollendsten Empfang. Der Chef des Hauses, wo ich als Buchhalter eintreten sollte, war ein Mann von altem Schlage. Alles, was er sagte und that, trug den Charakter der Solidität. Man achtete ihn hoch als Geschäftsmann, und wer bei ihm ein Unterkommen fand, hatte auch bei Andern eine gute Meinung für sich. Etwas nur entbehrte Herr Boller ganz — Phantasie. Er konnte sich Nichts denken oder vorstellen, was er nicht auch mit Händen zu greifen vermochte. Dieser Mangel an Phantasie, der das Leben in Boller's Hause aller Poesie vollkommen entkleidete, wurde für mich der Stein des Anstoßes.

Als Buchhalter wohnte ich in dem Hause meines Prinzipals. Dieser Umstand führte mich täglich wenigstens zweimal mit der ganzen Familie zusammen, die aus der Frau Prinzipalin und zwei schon erwachsenen Töchtern bestand. Der Eindruck meiner Persönlichkeit auf

diese drei Frauenspersonen war kein erfreulicher. Ich merkte es ihnen an, daß sie mich alle mit vorurtheilsvollen Blicken betrachteten.

Obwohl ich zuvorkommend, höflich, dienstfertig, geschmeidig, vielleicht gar zu geschmeidig mich zeigte, gewann ich doch weder Mutter noch Töchtern einen freundlichen Blick oder ein mild klingendes Wort ab. Die Mutter blieb kalt und vornehm, die Töchter benahmen sich wie Klötze. Ich hätte ihnen gern Gleiches mit Gleichem vergolten, aber ich fürchtete mir dadurch meine Stellung zu verderben. So beachtete ich das geringschätzige Benehmen nicht, das ich täglich erfahren mußte, und blieb immer gleich höflich, immer gleich dienstbereit.

Unter Menschen zu gehen nahm ich Anstand. Eines Theils zogen sie mich überhaupt nicht an, und andern Theils fürchtete ich mich vor dem Gewühl. Ich wußte, daß es unter der großen Menge immer Einige geben würde, die es sich zum Vergnügen machen könnten, sich an mir zu reiben. Diesem wollte ich mich nicht aussetzen, und deshalb hielt ich mich gern allein. Daß so frühzeitiges Gewöhnen an einsames Leben weder gut sei noch der Lebensbestimmung des Menschen überhaupt entspreche, sah ich erst später ein.

Meine Violine hatte ich mitgenommen. Sie war mein einziger Freund, mein bester Gesellschafter. Da ich

jedoch im Hause meines Prinzipals Niemand und niemals von Musik oder von Kunst sprechen hörte, wagte ich in den ersten Wochen das liebe Instrument nicht mit einem Finger zu berühren.

Dreimal in der Woche ging Herr Boller regelmäßig zu einer bestimmten Abendstunde in die Ressource. Mutter und Töchter blieben dann fast immer allein und arbeiteten mit einer Ausdauer in Stramin, daß einem dabei angst und bange werden konnte. Mir wenigstens ist bei jungen Frauenzimmern von jeher nichts mehr zuwider gewesen, als das ewige monotone und mechanische Herumstechen in Stramin. Der Mensch sinkt dabei immer halb zur Maschine herab, denn, ein Bischen Routine ausgenommen, ruht bei jeglicher Straminarbeit das Gedankenleben vollständig.

Nun kam ich auf den unsoliden Gedanken, es werde die fleißigen Handarbeiterinnen ergötzen, wenn sie dabei auf ansprechende Weise unterhalten würden. Vielleicht, dachte ich, erfreut sie eine Ueberraschung. Sie wissen nicht, daß ich musikalisch bin, ihr fast unhöfliches Wesen weicht vielleicht gefälligeren Formen, wenn sie sehen, daß ich einiges Talent besitze. Abstoßende Aeußerlichkeiten verschwinden ja, oder werden doch nach und nach vergessen, wenn ein gediegener Kern sich in der unschönen Hülle offenbart.

Ich stimmte also meine Geige, öffnete das Fenster meines über dem Wohnzimmer der Familie befindlichen Stübchens, und begann einige wohl eingeübte Variationen mit allem mir zu Gebote stehenden Ausdrucke zu spielen. Während meines Spiels bemerkte ich ein paarmal die Haube der Prinzipalin aus dem Fenster fahren. Offenbar wollte die gute Frau sich überzeugen, woher die ungewohnten Töne kämen. Schon hoffte ich, man würde mich meiner Geschicklichkeit wegen beglückwünschen und um Fortsetzung meiner Vorträge nachsuchen. Ein beliebter Walzer folgte den Variationen.

Alsbald hörte ich Schritte auf der Treppe, meine Thür ward ziemlich unsanft geöffnet, und die Prinzipalin in höchst eigener Person, begleitet von beiden Töchtern, blickte mit dem Ausdruck höchsten Staunens auf den musicirenden Buchhalter.

„Er ist es wirklich!“ sprach sie, vor Verwunderung die Hände faltend, und ihre Töchter anblickend. „Was der Vater für Augen machen wird!“

Hierauf überschritt sie die Schwelle, während die Töchter als unthätige Zuschauer vor der offenen Thür stehen blieben.

„Warum gehen Sie nicht aus, wie Ihre Collegen?“ fragte die herrschsüchtige Frau sehr determinirt. „Wenn die Arbeiten beendigt sind, sieht es Voller gern, daß seine

Leute sich ein Vergnügen machen. Solche Hausunken, wie Sie, liebt man nicht, und wenn Sie gar anfangen, die übrigen Bewohner mit musikalischen Stümpereien zu quälen, wird man Ihrer bald ganz überdrüssig werden. Wer hat Sie denn die Fiedel kratzen gelehrt?"

Ich fühlte, daß ich während dieser Anrede meiner Prinzipalin bald blaß bald roth ward. Einen solchen Gruß hatte ich in der That nicht erwartet. Für einen Meister auf der Violine konnte ich mich nicht halten. So eingebildet war ich nicht, wie denn anmaßendes Wesen gar nicht in meiner verschüchterten Natur lag. Daß aber mein Spiel dem Kratzen eines Fiedlers gleichen sollte, verletzte und kränkte mich tief. Indeß mußte ich ja einlenken, um die Beleidigte nicht noch mehr zu erzürnen. Ich bat um Verzeihung, daß ich so unvorsichtig gewesen war, ohne zuvor eingeholte Erlaubniß auf eigene Faust Musik zu machen, gelobte feierlich, es nie wieder zu thun, und packte meine Geige noch im Beisein von Madame Boller in ihr pappenes Futteral.

Die Töchter wisperten einander, ich weiß nicht was, zu, die Prinzipalin warf die Thür verdrießlich in's Schloß, und das unmusikalische Dreiblatt verfügte sich wieder an ihre Straminrahmen. Es begann zwischen Mutter und Töchtern eine lebhafte Unterhaltung, wie ich, niedergeschlagen und um eine betrübende Erfahrung reicher ge-

worden, am offenen Fenster sitzend, hören konnte. Was sie mit einander sprachen, vernahm ich nicht, jedenfalls aber war meine unliebsame Person der nicht beneidenswerthe Gegenstand dieser eifrigen Unterhaltung.

Um nicht von trüben Gedanken, die sich leicht in mir festsetzten, niedergedrückt zu werden, und zugleich der gestrengen Frau Prinzipalin einen Beweis meiner Fügsamkeit zu geben, ging ich aus. Einen Begleiter hatte ich nicht, da ich gleich anfangs an mich ergangene Einladungen meiner Collegen, sie zu begleiten, unbeachtet ließ. Mir selbst überlassen, unbekannt mit den Verhältnissen und fremd fast Jedermann, blieb ich auch unter Menschen immer allein. Plan- und zwecklos ging ich straßauf straßab, bis ich an die Oderbrücke kam. Der Anblick des lebhaft strömenden Flußes erquickte mich innerlich. Ich dachte der murmelnden Bäche in meiner Heimath, und wenn sich auch wenig heitere Bilder an diese meine Vergangenheit knüpften, ein sanfter Schimmer breitete sich doch wie verklärend über einzelne aus.

Ich überschritt sinnend, dem Zuge meiner Gedanken in die Bergheimath folgend, die Brücke. Harfenklänge machten mich aufhorchen, das Geklimper eines Cimbals weckte Gefühle, die mich anheimelten. Ich hatte als Knabe das Cimbal unzählige Male von herumziehenden böhmischen Musikanten spielen hören, und obschon die

Musik so eben erst Ursache einer empfindlichen Kränkung geworden war, konnte ich doch dem Zuge meines Herzens nicht widerstehen. Ich folgte den schrillen Tönen und befand mich alsbald in einem Gartenlocale, das von Leuten aus dem kleinen Bürgerstande besucht war. In diesem Garten gab es keinerlei Luxus. Kleine Jasmin- und Geisblattlauben enthielten roh gezimmerte Tische, deren gewöhnlich einziger Fuß fest in die Erde gerammt war. Bänke von unbearbeiteten Birkenstämmchen bildeten die sehr schmucklosen Sitze. Auch im Freien auf den Grantwegen befanden sich ähnliche feststehende Tische mit tragbaren steiflehnigen Schemeln.

In den meisten Lauben saßen Frauen und Kinder, gewöhnlich nur von einem Manne begleitet, beisammen, und ließen sich, Diese Bier nebst Butterbrod, Jene Milch und Kuchen wohl schmecken. Die freistehenden Tische waren mehr von jungen Leuten besetzt, die hier in frugaler Weise einen schönen Sommerabend angenehm zubrachten. In der Mitte des Gartens, unter einer halb verfallenen Ueberdachung, saßen der Cimbalspieler und zwei Harfenistinnen.

Das Ungekünstelte dieses öffentlichen Ortes, wo man der Natur keinen Zwang anthat, gefiel mir. Auch die Gesellschaft war nach meinem Geschmacke. Hier — so schien es mir — sah kein Vornehmer mich über die Achsel

an. Ich konnte in Gesellschaft leben und doch für mich bleiben. Ein Aufwärter fragte zuvorkommend nach meinem Begehr, als ich an einem noch ganz leeren Tische Platz genommen hatte. Um nicht viel zu verausgaben, bestellte ich ein Glas Milch mit einer Semmel. Rauchen konnte ich nicht, und es zu lernen, hielt mich die Furcht ab, es möge mir übel bekommen und mich unfähig machen, meine Arbeiten zu vollziehen.

Als der Cimbalspieler endigte, griffen seine Begleiterinnen wieder zu ihren Harfen. Die Mädchen waren jung, aber nicht besonders schön. Ihr stark bräunlicher Teint verrieth die czechische Abkunft, die Schaumünze auf der Brust, daß sie katholisch seien.

Sie spielten erträglich und sangen nicht übel. Beide hatten gute Stimmen, denen nur die Ausbildung fehlte. Mich erquickten dennoch Spiel und Gesang, und ich fühlte mich meiner Prinzipalin beinahe zu Dank verpflichtet, daß sie mich auf so unzarte Weise in meinen eigenen Musikübungen unterbrochen hatte.

Die Jüngste der Harfenistinnen ging mit zusammengedrücktem Notenblatte herum, um freiwillige Gaben einzusammeln. Die Meisten legten nur einen halben Böhmen auf, ich gab der jugendlichen Sammlerin einen ganzen. Dafür erhielt ich einen Knix und einen freundlichen Blick aus des Mädchens braunen Augen. Ich erstaunte über

mich selbst, daß ich das Herz hatte, die kleine Harfnerin nach ihrem Namen zu fragen.

„Th'rese," sagte sie, nochmals mir freundlich zunickend und weiter gehend. Ich folgte ihr beobachtend mit den Augen, nicht weil ich Gefallen an ihr fand, sondern weil sie das erste erwachsene Mädchen war, das ich aus freien Stücken anzureden wagte.

Ich blieb, bis man bunte Laternen anzündete. Mir war zu Muthe, als sei ich zum ersten Male in's Leben getreten und habe jetzt einen Vorschmack bekommen von der Welt und ihrem Treiben. Um nicht zu spät das Haus meines Prinzipals zu betreten, verließ ich den Garten nach einer Stunde, indem ich mir selbst das Versprechen gab, diesen angenehmen Ort recht bald wieder zu besuchen.

Am nächsten Morgen war der Gruß Herrn Boller's noch ernster als gewöhnlich. Er durchlas die eingelaufenen Briefe und rief mich dann zu sich.

„Man hat mir gesagt," sprach er, seine kalte Geschäftsmiene unmerklich belebend, „daß Sie ungehörige Dinge treiben. Lassen Sie das, es schickt sich nicht für einen soliden Geschäftsmann, wenigstens nicht, so lange man unselbstständig ist."

„Ich pflegte bisher nur zu meiner Erholung etwas Musik zu treiben," erlaubte ich mir auf diese Ermahnung

zu erwiedern, „wie man ja auch zur Erholung spazieren geht oder plaudert.“

„Es paßt sich aber nicht,“ wiederholte Herr Boller sehr bestimmt, „und überdies sind wir Alle keine Verehrer nutzloser Künste. Ein solider Geschäftsmann muß immer nur das Geschäft im Auge haben. Wer das unterläßt, ist ein leichtsinniger Patron. Lieben Sie Musik und solchen Firlefanz, so hätten Sie Stadtmusikus werden sollen.“

Ich sah ein, daß jedes weitere Wort nur nachtheilige Folgen für mich haben konnte, verbeugte mich und ging schweigend an meine Arbeit. Wie es aber fast immer geschieht, daß uns etwas streng Untersagtes fort und fort von Neuem in's Gedächtniß kommt, ja nicht selten uns ganz gefangen nimmt, so ging es mir nach diesem kurzen Zwiegespräch mit meinem Prinzipal. Die Geige tanzte auf den Zahlenreihen meines Buches herum, und der kleinen braunen Therese klare Altstimme klang fort und fort in meinem Ohr. Ich verzählte mich regelmäßig, verlor Zeit, ward verdrießlich und konnte mich doch der störenden Gedanken nicht entschlagen. Mit wahrer Sehnsucht erwartete ich den Schluß der Geschäftsstunde, übergab das Buch Herrn Boller und eilte in mein Zimmer, diesmal nicht, um die Geige wieder hervorzusuchen, sondern um geschwind etwas Toilette zu machen und nach dem spärlich besuchten Garten unfern der Oderbrücke zu gehen.

Es war heute belebter, nur vermißte ich die Harfenistinnen und meinen Cimbalspieler. Die Gänge durchwandernd, um einen unbesetzten Tisch zu entdecken, höre ich mich rufen. Zwei Bekannte, die oft mit meinen Collegen verkehrten und diese zu Ausflügen abholten, saßen neben andern jungen Leuten und zwei hübschen, einfach gekleideten Mädchen in einer der größten Lauben. Sie boten mir bereitwillig einen Platz an, und ich hätte übertrieben unhöflich sein müssen, hätte ich dieses Anerbieten unberücksichtigt gelassen.

„Also gehen Sie doch aus," sprach Einer der jungen Männer, „nur wollen Sie es nicht wissen lassen. Gut, daß wir Sie endlich ertappt haben, Sie sollen uns künftig nicht wieder entgehen."

Diese Worte beunruhigten mich, und drückte mich schon die ganze fremde Umgebung, so machte mich die Furcht, man könne mich künftig in meiner Einsamkeit stören, vollends stumm. Ich begreife sehr wohl, daß ich eine recht traurige Figur spielen mochte. Leider hielt man meine Blödigkeit für Eingebildetheit und Stolz, und es verging keine Viertelstunde, so war ich das Stichblatt der ganzen Gesellschaft. Nur eines der jungen Mädchen, das nicht mehr blühend aussah und jedenfalls schon Vieles im Leben erfahren hatte, betheiligte sich nicht an diesen Neckereien. Einige Male suchte sie sogar dem Uebermuth der jungen

Leute zu steuern. Da ich aber bereits aus meiner Gleichgiltigkeit herausgehetzt war und heftige, erzürnte Antworten gab, fruchtete das abrathende Zureden meiner Beschützerin nichts. Es verging keine Stunde, und der Scherz artete in bittern Ernst aus. Beleidigende Worte, die von beiden Seiten fielen, hatten zur Folge, daß gerade die beiden Bekannten, die mich angerufen, jetzt in sehr deutlichen Worten mir zu verstehen gaben, ich solle ihre Gesellschaft verlassen, sonst würden sie mir den Weg zeigen.

Diese schimpfliche Ausweisung entflammte meinen Zorn.

„Seht den Truthahn!" rief der Heftigste meiner Gegner, die Haltung eines Verwachsenen zum Vergnügen der Andern nachahmend. Mich verließ die Besinnung; ich stürzte mich auf den Beleidiger, packte ihn an der Kehle und riß ihn zu Boden. Unser Kampf dauerte nur kurze Zeit. Man trennte uns schnell und leicht. Aber wir hatten ein Zusammenlaufen sämmtlicher Gartenbesucher veranlaßt, und da ängstlich gewordene Frauen um Hilfe riefen, so fand sich sehr zu ungelegener Zeit ein Polizeimann ein, der mich als den von Allen bezeichneten Ruhestörer ohne Weiteres verhaftete.

Meinen Vorstellungen, mehr wohl noch dem Ansehen Boller's, der unverzüglich von dem Vorgefallenen unter-

richtet ward, gelang es nun zwar, mich bald wieder zu befreien, allein der Ernst der Situation für mich selbst war damit keineswegs beseitigt.

Die Zurechtweisungen des soliden Prinzipals wären noch am ersten zu ertragen gewesen, denn sie hielten sich in maßvoller Form. Auch konnte ich darüber hinwegsehen, weil ich mich schuldlos wußte. Nicht so leicht dagegen ließen sich die Bemerkungen und das Naserümpfen meiner Collegen ignoriren. Diese hatte ich durch meinen Hang zum einsamen Leben, der wieder eine nothwendige Folge meiner Verschüchterung und Furcht vor den hämischen Neckereien der Menschen war, ohne Wissen noch Wollen, beleidigt. Sie waren mir Alle auffässig, und nun sie eine Gelegenheit gefunden hatten, auf mich zu sticheln, mit giftigen Bemerkungen mich zu prickeln, griffen sie diese mit Eifer auf.

So erwies sich denn all meine Vorsicht, all mein ängstliches Tasten und Fühlen als überflüssig. Ich war wie früher auf der Schule des Fleckens der mitleidslos Gefoppte, das Stichblatt aller Witzlinge und jedes plumpen und rohen Gesellen. Mein körperliches Gebrechen warf mir ein Jeder vor. Geschah etwas nicht zu rechter Zeit oder war durch Nachlässigkeit etwas versäumt worden, so wurde es dem Höcker des Rothen aufgebürdet. Meine hohe Schulter war der Sündenbock für das ganze Haus.

Wäre es zufällig eingefallen, so bin ich fest überzeugt, die verpönte hohe Schulter hätte es umgerissen haben müssen.

Damals schon und später noch oft machte ich eine recht niederschlagende Erfahrung. Sie trug nur dazu bei, mich den Menschen immer mehr zu entfremden, denn sie erschienen mir als Masse gar so kleinlich, gar so urtheilslos. Es gesellten sich nämlich meinen Peinigern in gar nicht langer Zeit auch diejenigen bei, denen es ursprünglich nicht darum zu thun war, mich zu verletzen. Geringschätzige Behandlung ward mir nach Ablauf einiger Wochen von Allen zu Theil, mit denen ich in Berührung kam. Es hatte im Hause Boller's vom Schuhputzer bis zu den in Stramin arbeitenden Töchtern desselben keine Seele ein Wort der Milde oder Freundlichkeit für mich. Selbst der Prinzipal gewöhnte sich mit daran, mich jegliches Ungehörige entgelten zu lassen. Ich war und blieb der Blitzableiter für die üble Laune Aller im ganzen Hause.

Daß ich mich sehnte, eine Familie zu verlassen, in welcher ich noch schlechter behandelt wurde, als das Aschenbrödel in der Fabel, wird Jeder begreiflich finden. Und doch drückte mich kein wirkliches Unglück zu Boden. Es waren lauter unbedeutende Kleinigkeiten, Quängeleien, über die zu sprechen kaum der Mühe verlohnt, aber sie

lähmten die ganze Kraft meiner Seele, sie brachen meinen Muth, verbitterten mir jede Stunde des Tages, und ließen mir selbst des Nachts im Traume keine Ruhe.

„Es möchte kein Hund so länger leben!"

rief ich wiederholt mit Faust aus, ballte in ohnmächtigem Grimme die Hand und schlug fragend mein kummervolles Auge zum gestirnten Himmel auf, wenn ich mich Abends in die Einsamkeit meines Stübchens zurückzog. Dieses Stübchen war das einzige Asyl, wohin die prickelnde Erbärmlichkeit der Welt mir nicht folgte.

Hier fühlte ich mich wohl, wenn ein Mensch ohne Freund, von Jedermann mit Mißtrauen betrachtet, sich überhaupt wohl fühlen kann. Selbst bis zu einem gewissen Grade glücklich würde ich gewesen sein, hätte ich mein Leid in Tönen klagen oder aus den bebenden Saiten Trost schöpfen können.

Einige Male war ich nahe daran, die verpönte Geige aus ihrem pappenen Gefängniß zu befreien, immer aber schob ich den Kasten wieder uneröffnet unter meine Bettstelle, wo ich das Instrument am sichersten geborgen wußte. Eines Abends indeß übermannte mich die Traurigkeit so ganz, daß ich nicht länger der Sehnsucht widerstehen konnte, den Saiten meiner Violine ein paar Akkorde zu entlocken. Mochte geschehen, was da wollte, ich beschloß, selbstständig zu handeln.

Mit vor Freude und Bangigkeit zitternder Hand öffnete ich den Kasten. Wie aber soll ich meinen Schreck, mein Entsetzen, meine Wehmuth schildern, als ich zwar meine so theuer erworbene Violine, aber zerbrochen, mit eingedrücktem Stege, abgedrehten Wirbeln, gänzlich zerrissenen Saiten wiederfinde!

Das konnte nicht von ungefähr geschehen sein! Das war das Werk einer boshaften oder doch grenzenlos prosaischen Seele! Der Gedanke, Niemand anders als die Prinzipalin könne dies gethan haben, drängte sich mir unwiderstehlich auf. Mein Schmerz ging in gerechten Zorn über. Gleichviel, was Dir geschieht, rief ich mir zu, gib Deinen Gefühlen Worte, setze die fühllose Dame zur Rede!

Ich nahm das zerbrochene Instrument unter den Arm und eilte hinab zu den arbeitenden Damen. Der Zorn gab mir Muth. Ohne mich anmelden zu lassen, trat ich in's Zimmer. So fährt ein Flug Tauben auf, wenn ein Habicht auf sie stößt, wie Mutter und Töchter von ihren Sitzen in die Höhe schnellten, als sie mich erblickten.

„Himmel, der Buckelige ist betrunken!" stieß die älteste Tochter hervor, mein zornglühendes Gesicht für von Spirituosen geröthet haltend.

„Unverschämter, wer gibt Ihnen das Recht, ohne Erlaubniß sich bei uns einzuführen! Raufbolde will mein

Mann nicht um sich haben!“ schrie die entrüstete Prinzipalin.

„Ich werde Sie gar nicht lange belästigen, meine Gnädige,“ versetzte ich höhnisch, „ich wollte nur Erkundigungen bei Ihnen einziehen, ob Sie vielleicht die strafbaren Finger kennen, die sich an meiner Geige versündigt haben?“

„An der dummen Fiedel?“ rief die Prinzipalin. „Ich glaube gar, Rieke hat den albernen Kasten zu verbrennen vergessen, obwohl ich's ihr streng anbefahl. Dafür will ich ihr den Kopf tüchtig waschen!“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame, für dies freiwillig abgelegte Bekenntniß Ihrer Nichtswürdigkeit,“ erwiederte ich. „Ich bedauere in diesem Augenblicke nur, daß Sie kein Mann sind. Sie haben, als Sie dies Instrument zerstörten, mein Herz mit Füßen getreten. Wundern Sie sich nicht, Madame, daß es jetzt darüber empört ist. Ich verachte Sie, Madame, ich verfluche Sie, und nun möge Gott mir einen Weg zeigen in seiner Barmherzigkeit, der, wie es im Volksliede heißt, „hinaußi führet aus die Welt!“

So sprechend, schleuderte ich die zerbrochene Geige der vor Entsetzen sprachlos gewordenen Frau vor die Füße, verließ das Zimmer, und befand mich bereits auf der

Straße, als das Zetergeschrei von Mutter und Töchtern die übrigen Insassen des Hauses zusammenrief.

Es war ein trüber, regniger Herbstabend. Der Wind ging hohl und schwenkte die Reverbèren an ihren Ketten hin und her, daß sie nur dürftig die Straßen beleuchteten.

In meiner Aufregung fühlte ich weder die Einwirkung des scharfen Nordwest noch den kältenden Regen, der meine dünne Kleidung durchnäßte. Lebensüberdrüssig wünschte ich eine Gelegenheit zu finden, aus dieser Welt zu scheiden, die mir so entsetzlich schaal vorkam, und mir von jeher so feindlich entgegen getreten war. Meine bisherige Stellung hatte ich vor wenigen Minuten selbst aufgegeben, das wußte ich, und die Empfindung einer eigenthümlichen Genugthuung durchrieselte mich dabei. Es war mir doch endlich einmal, wenn auch zumeist auf meine Kosten, gelungen, Jemand, der mir nicht wohl wollte, recht tief zu kränken. Das war mir vorerst genug. Ich hatte das Wiedervergeltungsrecht geübt und konnte mich nunmehr leichter in das Unabwendbare fügen.

Es begegneten mir nur wenig Menschen. Keiner achtete auf mich, wie ich mir nicht einmal die Mühe gab, Jemand anzusehen. Mich zog es an unsichtbaren Fäden fort nach der Oderbrücke. Dort, so glaubte ich, würde mir das Rechte einfallen. Im Herzen trug ich mich mit Gedanken an Selbstmord. Im Wasser mußte für mich eine mag-

netische Anziehungskraft liegen, denn oft schon, wenn ich die Brücke überschritt und in die strudelnd fortziehenden Wellen hinabsah, spürte ich Lust, mich hinunter zu stürzen. Abends war ich noch nie über die Brücke gegangen. Was ich am hellen Tage zu thun scheute, das zu vollbringen, hoffte ich, würde bei dunkler Regennacht mir leicht fallen, wenn es nicht Gottes Wille sei, mich zu retten.

Sonderbarer Widerspruch im Herzen des Menschen! Während ich nur an den Tod dachte und mir ein schnelles Ende herbeiwünschte, betete ich inbrünstig, ohne alle Heuchelei. Der Tod hatte nichts Erschreckendes für mich. Ich betete, Gott möge mir gnädig sein, mich ohne lange Qual endigen lassen und mich zu sich nehmen, damit ich Frieden fände für mein armes verschüchtertes Herz.

So erreichte ich die Brücke. Die Glocken schlugen die achte Abendstunde. Einzelne Schläge verhallten kaum hörbar im Winde, andere trug der Luftzug mir laut schrillend zu.

Auf der Brücke regte sich nichts Lebendiges. Mein Puls ging fieberhaft, als ich zaghaft an das Geländer trat und einen ersten Blick in die gurgelnden Gewässer hinunter warf.

Wenn der Nordwest die Wolken zerriß, schaukelte sich der goldene Kahn des Mondes auf dem schäumenden Gewässer, und Sterne funkelten um ihn aus der Tiefe. Mir

war, als hätte Gott selbst den Himmel mit allen Freuden des Paradieses mir vor die Füße gelegt, daß ich mich nur hineinstürzen dürfe.

Auf der Höhe der Brücke angekommen, bog ich mich mit halbem Leibe über das Geländer, mein Auge tief in die rasch fortziehende Fluth versenkend. Ich fühlte das Blut die Adern meines niedergebeugten Kopfes füllen. Lichter, purpurrothe Kreise zuckten und rollten vor meinen Augen, Wasserstürze brausten an meinem Ohr vorüber. Wieder spaltete sich das feuchte Gewölk, der Mond schwamm abermals auf den falben Wellen, und es hätte nur noch eines letzten beherzten Ruckes bedurft, um mich vollends über das Geländer zu schwingen. Da fühlte ich mich festgehalten, gewaltsam emporgezogen. — Die Hand des unberufenen Helfers klammerte sich in meine Haare, denn der Hut trieb bereits auf dem Strome.

„Unglücklicher, Verirrter, was wollen Sie thun?" sprach eine theilnehmende Frauenstimme, vor Angst bebend.

Ich war entkräftet umgesunken und lag jetzt vor der unerwarteten Retterin auf den Knieen, als wolle ich sie um Verzeihung bitten.

Jesus Maria, Sie sind es!" rief sie erbleichend, als ich verwirrt zu ihr aufblickte und ein heller Strahl des Mondes auf mein verstörtes Antlitz fiel. „Man hat Sie gewiß wieder unschuldigerweise gemißhandelt?"

Bei diesen Worten ging eine wunderbare Veränderung in mir vor. Eine dunkle Erinnerung stieg in mir auf. Das melancholisch-milde Gesicht, das so theilnehmend auf mich herabsah, war mir bekannt. So sah auch jenes Mädchen aus, als mich die lieblosen Neckereien Anderer in jenem Gesellschaftsgarten zu leidenschaftlichem Thun entflammten. Clarissa strich mir das feuchte Haar aus der fieberheißen Stirn. Die Berührung ihrer Hand durchzuckte mich elektrisch. Mir war, es sei ein Engel vom Himmel zu mir armen Ausgestoßenen herabgestiegen. Ich fand die schmeichelnde Hand der mir noch Unbekannten und preßte sie unter Thränen an meine Lippen. So hatte ich noch keine Frauenhand gehalten. Es war der erste Kuß, den ich seit dem Tode meiner Mutter einem menschlichen Wesen gab.

„Folgen Sie mir, Landenberg," sprach Clarissa, „hier ist nicht gut sein. Auch höre ich Menschen kommen, und es ist für uns Beide wohl besser, daß wir unbeachtet bleiben. Geben Sie mir Ihren Arm. Während Sie mich nach meiner Wohnung begleiten, erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist. Ich vermag zwar wenig, denn ich bin arm und eine Waise, aber ich habe den redlichen Willen, so weit meine Kräfte und meine Einsicht reichen, Ihnen mit Rath und That beizustehen."

Ich vermochte nicht zu sprechen. Ueberwältigt von

meinem Gefühl, mußte ich immer und immer mir zurufen: Du bist also doch nicht ganz verlassen! Es lebt Jemand, der Dich nicht beleidigt, nicht peinigt, dem Deine Leiden nicht Genuß bereiten. Und dieser Jemand ist ein armes verlassenes Wesen, wie Du selbst. Ist es nicht eine Fügung des Schicksals, ein Wink des Himmels, daß er mitten im vernichtenden Schmerz der Welt, im entfesselten Sturm der heftigsten Leidenschaft gerade dies edle, uneigennützige Wesen Dich finden ließ?

Als ich endlich Worte fand, verschwieg ich Clarissa nichts. Sie tadelte meine Heftigkeit und machte mich in ihrer sanften Weise aufmerksam, daß eine Empfindlichkeit, wie sie in meinem Herzen sich festgesetzt, immer nur mir selbst die traurigsten Verlegenheiten bereiten würde.

„Es bleibt Ihnen kaum etwas Anderes übrig, als diese Stadt zu verlassen," schloß Clarissa ihre Betrachtungen, ohne mich mit weiteren Vorwürfen zu überhäufen und dadurch von Neuem muthlos zu machen. „Erlauben Sie, daß ein Anderer statt Ihrer mit Herrn Boller in Unterhandlung tritt und Ihr Verhältniß löst. Mein Hauswirth ist ein braver, gutmüthiger und besonnener Mann. Er wird gern die Hand dazu bieten, weil es ein gutes Werk ist, das er fördern hilft. Hat er mir doch ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, geholfen. Er hat mir nämlich eine Stelle in einem Putzladen verschafft, die dem An-

scheine nach einträglich zu werden verspricht. Leider muß ich nur so weit fort von meiner Heimath. Meine zukünftige Prinzipalin lebt in Hamburg."

„In Hamburg!" wiederholte ich und ein Gedanke durchzuckte, wie ein Lichtfunke, mein bis dahin so nachtfinsteres Inneres. „Sollte sich in Hamburg nicht auch für mich ein Unterkommen finden?"

„Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde," erwiederte Clarissa. „Auch da soll mein wackerer Hauswirth den Mittelsmann spielen. Seine Verbindungen erstrecken sich weit, und er hat eine Menge Stellen zu vergeben. Nur muß er vorsichtig sein und sich, ehe er Jemand empfiehlt, auch von dessen Brauchbarkeit überzeugt haben. Sie sind ein stiller, arbeitsamer, junger Mann, ohne Ansprüche. Das Leben hat Sie nicht verwöhnt, mithin findet sich für Sie weit eher ein passendes Unterkommen, als für Solche, die mit großen Ansprüchen in die Welt treten. Weit von hier ist außerdem für Sie das Beste. Da ich schon Uebermorgen abreise, können Sie meine Wohnung beziehen, bis es dem guten Hampelmann gelungen ist, Ihnen eine annehmbare Condition nachzuweisen."

Clarissa blieb unter einer geschnörkelten Pforte stehen.

„Da wohne ich," sprach sie, die Glocke ziehend. „Treten Sie nur getrost mit ein! Ein Obdach für die

Nacht müssen Sie doch haben, und Herr Hampelmann stößt Sie, das weiß ich, nicht unbarmherzig über die Schwelle. Während Sie sich selbst Gesellschaft leisten in seinem kleinen Comptoir, unterrichte ich ihn. Dann wird er Rath schaffen, und da Sie ja kein Capitalverbrechen begangen, sondern nur unvorsichtig gehandelt haben, bin ich fest überzeugt, daß die fatale Geschichte sich mit vernünftigem Hin- und Herreden binnen wenigen Stunden schlichten läßt. Herr Voller muß ja froh sein, Sie los zu werden. An die große Glocke wird er die Sache gewiß nicht hängen, denn das verursachte nur Gerede und wohl gar unangenehmes Geträtsch. Seine Frau und ihre Töchter sind längst stadtbekannt, und haben nur diejenigen zu Freunden, die ihnen gleichen."

Clarissa's Zuversichtlichkeit flößte mir Muth und sogar Selbstgefühl ein. Ich betrat ohne Zagen das alte verbaute Haus, wo ich alsbald die Bekanntschaft Herrn Hampelmann's machen sollte. Der Commissionär — denn dies Geschäft betrieb er — war ein kleiner, schmächtiger und beweglicher Mann mit feinen, nur etwas gezierten Manieren. Die Hornbrille mit den ungewöhnlich großen grünen Gläsern, die er niemals ablegte, gab ihm eine komische Würde. Ganz altfränkisch gekleidet, mit Kniehosen, Strümpfen und Schuhen, machte er den Eindruck eines alten Herrn aus der Zeit vor dem Ausbruche

der ersten französischen Revolution. Mich erinnerte er lebhaft an meinen alten Tanzmeister.

Ich ließ Clarissa das Wort statt meiner führen. Hampelmann sagte gar nichts zu der Erzählung meiner Retterin. Er nickte nur mit dem Kopfe, als sei er mit Allem vollkommen einverstanden. Genau unterrichtet von meinen Verhältnissen, nahm er die Brille ab, zog aus seiner Westentasche ein viel gebrauchtes Stück weichen Leders hervor, putzte die großen Gläser, setzte die Brille dann wieder vorsichtig auf und sah mich so lange unverwandt an, daß ich verlegen ward. Der grüne Schimmer des Glases ließ auch Hampelmann's Augen grün erscheinen. Sie funkelten wie die Augen einer Katze.

„Sehr dummes Zeug das," sprach er nach längerer Musterung meiner Person, „könnten in Prison kommen, polizeilich der Stadt verwiesen werden und obendrein noch blechen müssen! Papa Hampelmann will aber helfen. Hier, Patsch her! Haben's der da zu verdanken, junger Mann! Mamsell Clarissa ist ein Goldherz mit Brillanten eingefaßt. Könnte gleich unter die Clarissinnen gehen, wenn sie weniger Trieb zum Arbeiten hätte."

Er lachte und rieb sich vergnügt die Hände. Dann scherzte er noch kurze Zeit mit Clarissa, die bald auf ihr Zimmer ging, mich nochmals dem väterlichen Schutze des wackern Commissionärs empfehlend.

Von der wirksamen Vermittelung dieses einflußreichen Mannes, dem ich einige Male begegnet zu sein mich erinnerte, hatte Clarissa mir nicht zu viel verheißen. Es gelang ihm über alles Erwarten, meine Verbindlichkeiten gegen Herrn Boller zu lösen. Ob dies viel Mühe gemacht oder ob mein bisheriger Prinzipal sich über mich beschwert hatte, von alledem erfuhr ich nichts. Hampelmann übergab mir außer meinem Gehalt, auf welchen ich schon verzichtete, auch noch die Ueberreste meiner Geige. Ein beschriebenes Papier, mit Boller's Namen unterzeichnet, behielt er, ohne es mich einsehen zu lassen, unter dem Vorwande, daß er dessen bedürfe, damit er mir schneller eine Stelle „im Auslande" verschaffen könne. Die Worte „im Auslande" betonte er scharf, indem er zugleich seine grünen Augen durchdringend auf mich heftete. Madame Boller und deren Töchter ward mit keiner Sylbe gedacht. Sie schienen für den Commissionär gar nicht zu existiren.

Drei Mal des Tages sah ich Clarissa, früh, wenn sie in die Messe ging — denn sie war eine fromme Katholikin — Mittags bei Tische, und Abends. Wir sprachen wenig zusammen, desto mehr sagten sich unsere Blicke, wenn sie sich begegneten. Dies geschah freilich sehr, sehr oft. Schon damals wußte ich, daß dieses opferfähige Mädchen unvergeßlich in meinem Herzen fortleben, daß ich ihr, ihr ganz allein für immer angehören würde.

Clarissa schwieg, nur ihre lieben frommen Augen ruhten stets theilnehmend auf mir.

Ihre Abreise verzögerte sich indeß noch zwei Tage länger. Mir war dieser Aufschub sehr angenehm. Ich konnte ihr nun doch manche kleine Aufmerksamkeit erweisen, obwohl ich nicht daran gewöhnt und daher etwas ungeschickt in dergleichen Dingen war. Sie gestattete mir auch, ihr das Geleit zur Kirche geben zu dürfen. Während dann Clarissa nach den Vorschriften ihrer Religion zu Gott betete, that ich dasselbe in einem entfernten Stande. Ich flehte aber immer nur um das Eine, daß Gott Clarissa segnen und ihr ein freudenreiches Leben geben möge. Für mich selbst bat ich nie. Vielleicht war dies Sünde, denn meine Bitten sind nur zum Theil in Erfüllung gegangen.

Am Abend vor Clarissa's Abreise flüsterte sie mir mit freudig leuchtendem Antlitze zu, Herr Hampelmann habe ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, daß er sichere Hoffnung habe, mir eine Condition in Hamburg auswirken zu können.

„Dann sehen wir uns bald wieder, Herr Landenberg,“ schloß sie ihre Mittheilung, „und wo zwei Landsleute, die einander bereits kennen, sich treffen, da sind sie nie allein.“

Tags darauf verließ das treffliche Mädchen mit einem Hauderer die Stadt. Hampelmann und ich gaben ihr

das Geleite. Es glänzten Thränen in ihrem Auge, als sie uns zum letzten Male die Hand zum Abschiede reichte. Die Pferde zogen schon an, da beugte sie nochmals das melancholisch lächelnde Gesichtchen aus dem Wagenschlage und sagte zu dem Commissionär:

„Sie sorgen mir doch gut für Den da, Herr Hampelmann? Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen den jungen Herrn auf die Seele gebunden habe!“

Der Commissionär warf Clarissa galant eine Kußhand nach und der Wagen rollte über das holprige Pflaster fort dem Thore zu. Eine Stunde später hatte ich Besitz von Clarissa's bisherigem Zimmer genommen.

Zehntes Kapitel.

Beglückt und doch voll Sorgen.

Ich überspringe einen Zeitraum von fünf Jahren in meinen Erinnerungen. Es war wiederum Herbst, Regengewölk bedeckte den Himmel, dürre Blätter wirbelten durch die Straßen, und naßkalte Winde fegten die Stoppeln. Einander gegenüber in sehr bescheidener Wohnung, die

sich nur dadurch vor luxuriöseren auszeichnete, daß sie dem Himmel näher lag, saß ein junges Paar, um das erste Mittagsbrod zusammen zu genießen. Beide waren geschmückt, denn sie kehrten eben vom Altare zurück. Im dunkelblonden Haar der jungen Frau schimmerte noch der jungfräuliche Myrthenkranz. Ein einfach weißes Kleid umfloß ihre schlanken Glieder, und der Brautschleier wallte wie eine duftige Wolke um die Glückliche, denn glücklich war die eben Vermählte, ganz so glücklich, wie ihr Gatte, dessen dankbarer Blick voll Liebe an ihren sanften Zügen hing.

Dies junge Paar hielt heute ihr Hochzeitsmahl. Es bestand nur aus einer einfachen Suppe nebst Fleisch und Gemüse. Kein funkelnder Wein blinkte in geschliffenen Krystallgläsern, es gab weder Gratulanten, noch Hochzeitsgäste, noch auch Geschenke. Die neu Vermählten waren sich selbst Alles. Sie standen ganz allein in der Welt, ohne Freunde und Verwandte. Wenn aber auch die jubelnden Klänge der hochzeitlichen Musik fehlten, ihre Seelen jubelten, daß sie endlich sich für dieses Leben besitzen sollten.

Clarissa hatte mir an jenem Herbsttage die Hand vor dem Altare gereicht. Der Bund unserer Herzen wurde von den Händen zweier Priester eingesegnet, und wenn je dieser Segen zwei einander gehörende Herzen erquickt und

beseligt hat, so waren es die unsrigen. Wir hatten mit vielen Hindernissen zu kämpfen, ehe wir endlich das so lange ersehnte Ziel unserer Wünsche erreichten. Das Haus, in welchem ich durch Herrn Hampelmann's Verwendung eine Condition erhielt, wollte durchaus unter dem Comptoirpersonal keine Verheiratheten dulden. Von dieser Eigenthümlichkeit war mir nichts zu Ohren gekommen, als ich engagirt ward, auch wurde mir kein Versprechen abgenommen, das mich hätte veranlassen können, meinem Herzen Gewalt anzuthun. Nur vom Hörensagen erfuhr ich, daß der Prinzipal keine Verheiratheten um sich leiden möge. Ich achtete jedoch nicht darauf, denn ich war fest entschlossen, Clarissa als Braut heimzuführen, möge es kosten, was es wolle.

Erst als ich kein Geheimniß mehr aus meinem Herzensverhältnisse zu Clarissa machte, erhielt ich Seitens des Prinzipals eine sehr bestimmte Mittheilung.

„Ich will Ihnen auch zugleich den Grund angeben, Herr Landenberg," schloß der würdige Mann seine Eröffnung. „Soll mein Geschäft floriren, so müssen diejenigen, welche bei mir und mit mir arbeiten, ganz und ungetheilt nur *meinem* Geschäft leben. Dies verlangen zu wollen von Männern, welche Frau und Kind zu ernähren haben, die ihnen naturgemäß näher stehen sollen und müssen als der Prinzipal und dessen Geschäft, wäre Thor-

heit. Um nun junge Männer nicht in einen Zwiespalt mit ihrer Pflicht als Arbeiter für Fremde und als Familienväter zu bringen, ziehe ich es vor, Jeden, welcher dies Opfer meinem Geschäft nicht zu bringen vermag, lieber zu entlassen. Sie haben ein halbes Jahr Bedenkzeit, lieber Landenberg. Gehen Sie reiflich mit sich zu Rathe, und übereilen Sie nichts. Lassen Sie den Verstand neben Ihrem Herzen sprechen. Das Herz kann täuschen, der Verstand trügt nicht. Ich war bisher mit Ihnen zufrieden, ich würde Sie ungern scheiden sehen. Es geschieht aber unbedingt, wenn Sie sich die Heirathsgedanken nicht aus dem Sinne schlagen können."

Was war dagegen einzuwenden? Ich setzte meine Braut von den Ansichten meines Prinzipals in Kenntniß und bat um ihren Rath. Clarissa bedachte sich keinen Augenblick.

„Du mußt Dich nach einer andern Condition umsehen," sprach sie. „Kaufmännisch betrachtet, mag Dein gegenwärtiger Prinzipal vollkommen im Rechte sein. Das Glück der Liebe aber, das Recht der Herzen ist keine Aufgabe der Algebra. Als ein freies Geschenk des Himmels senkt es sich nieder auf zwei gleich fühlende Wesen. Wer es von sich weist in berechnender Selbstsucht, der zerstört den innersten Kern seines Daseins mit eigener Hand."

Diese Worte Clarissa's bestimmten mein Handeln.

Ich erklärte dem Chef des Hauses, wo ich bisher conditionirte, daß ich einer Verbindung nicht entsagen könnte, die eine Erfüllung aller meiner Wünsche in sich schlösse. Im Stillen hegte ich noch immer die Hoffnung, es würde mein Prinzipal einem so festen Willen gegenüber, den er als fühlender Mensch doch nur achten konnte, eine Ausnahme machen.

Der Prinzipal blieb kalt wie immer bei meiner Erklärung.

„Haben Sie Geld?“ fragte er trocken.

„Meine Ersparnisse sind nur gering,“ erwiederte ich, „da ich jedoch von Jugend auf nicht verwöhnt bin und mit Wenigem hauszuhalten weiß, dürften sie immerhin zur Begründung eines bescheidenen Haushaltes ausreichen.“

„Geld kann man niemals genug haben, junger Mann,“ lautete die scharfe Gegenantwort. „Ich an Ihrer Stelle würde das Wenige erst zu verzehnfachen suchen und dann mich vorsichtig umsehen, ob irgendwo ein heirathsfähiges Frauenzimmer zum Fenster herausschaute, an deren Busentuch als schönstes Geschmeide ein Bankfolio glänzte. Wie gesagt, das würde ich thun, denn wer heirathet, soll sich vorsehen für alle Zukunft und für ein anständiges Auskommen seiner Familie sorgen. In der bürgerlichen Welt ist Alles, auch die Heirath, ein Geschäft. Aber Sie sind Ihr eigener Herr, mithin haben Sie auch das Recht,

der Schmied Ihres eigenen Glückes zu werden. Wie heißt Ihre Braut? Ist sie jung, hübsch und besitzt sie einige Mitgift?"

Ich gab der Wahrheit gemäß Antwort. Das Gesicht meines Prinzipals ward immer schmaler, seine Augen immer größer. Er drehte sich langsam auf seinem Comptoirstuhle um, faltete die Hände über der Brust und sagte:

„Mit Verlaub, Herr Landenberg, ich nenne dies, was Sie zu thun im Begriff stehen, einen dummen Streich. Gott soll zwar, wie es in der Bibel heißt, die Welt aus Nichts geschaffen haben, was ich in Anbetracht der damaligen chaotischen Zustände für möglich halten will, in unseren Tagen aber, wo Licht und Finsterniß, Festes und Flüssiges geschieden sind; wo Alles nach gewissen Normen, Gesetzen und Einrichtungen geschieht; wo der Mensch nicht mehr im Paradiese lebt, sondern sich immer etwas nahe bei dem Vorhofe zum Fegefeuer hält: in diesen unsern Tagen, mein lieber Landenberg, giebt Nichts zu Nichts gefügt, ein so vollkommen rundes Nichts, daß man in diesem luftleeren Raume ohne Gnade und Barmherzigkeit umkommen muß. Wenn also Sie und Ihre Jungfer Braut, die fleißige Arbeiterin, nicht das beneidenswerthe Talent besitzen, von Nichts zu leben, kann ich Sie Ihres unüberlegten Entschlusses wegen nur bedauern. Sie sind nach Ablauf eines Jahres Ihr eigener Herr."

So war ich denn entlassen. Es wurde nicht weiter davon gesprochen. Clarissa freute sich über meine Standhaftigkeit. „Ein anderes, passenderes Engagement kann Dir nicht entgehen,“ sprach sie, „denn Du erhältst ja das beste Zeugniß. Mir sind ebenfalls Zusicherungen gemacht, die mich das Beste hoffen lassen. Wir wollen recht arbeitsam, recht sparsam sein, und haben wir es dann auch nicht immer vollauf, das Glück, uns zu gehören, wird uns manches Fehlende reichlich ersetzen.“

Wenn eine Geliebte tröstet, fehlt es dem Liebenden nie an Muth. Mich beunruhigte die Wendung, welche mein Leben genommen hatte, durchaus nicht. Ich that mich um und kam außerdem pünktlich meiner Pflicht nach. Es gab viele freie Stellen, darunter manche sehr einträgliche. Ich stellte mich vor, ward gehört, gefragt und fast immer mit Worten entlassen, die mich hoffen ließen. Dennoch wurden mir überall Andere vorgezogen. Lange blieb mir der Grund dieser Nichtbeachtung verborgen. Endlich erfuhr ich ihn zufällig durch einen Dritten, mit dem ich mich darüber aussprach.

„Man hält Sie für unfügsam und ein wenig eigensinnig,“ sagte der mir Wohlgesinnte.

„Das ist unmöglich!“

„Dem Scheine nach nicht.“

„Ich bin aber ja der geduldigste Arbeiter, nie müssig, nie unfreundlich."

„Gewiß, nur haben Sie nebenbei die Caprice, den Rath Anderer nicht zu beachten. Sie sind entschlossen, ein armes Mädchen zu ehelichen. Man verdenkt Ihnen das und meint es gut, indem man Ihnen räth, dies nicht zu thun. Sie hören aber auf die wohlmeinendsten Vorstellungen nicht, sondern setzen recht eigensinnig Ihren Kopf auf. Dies Beharren im Eigensinn oder, wenn Sie wollen, auf einem Vorsatze, den außer Ihnen Niemand billigt, nennt man Unfügsamkeit."

Der wohlwollende Mann sprach die Wahrheit. Ich ward unruhig, aber ich war zu weit gegangen, um jetzt noch einlenken zu können. Auch bäumte sich in mir der alte Trotz grollend auf gegen die vorurtheilsvolle Welt. Was ging es denn Andere an, wenn ich aus eigener freier Wahl mich beschränken wollte, um ein Leben nach meinem Geschmacke zu führen, um glücklich zu werden auf meine Manier? Wer hatte ein Recht, mich unfügsam zu schelten, weil ich von dem einzigen Wesen, das ich liebte, das mich verstand, als ich von bubenhafter Gemeinheit wie ein Aussätziger oder Gebranntmarkter umhergehetzt wurde, nicht mehr lassen wollte?

Diese unvermuthete Entdeckung machte mich still und trieb mich von Neuem der Einsamkeit zu, die ich während

der letzten Jahre gemieden hatte. Dem Unfügsamen konnten Andere nichts sein, er selbst noch weniger mit Fremden sich vertragen. Gegenseitiges Meiden war ungleich vortheilhafter. Noli turbare circulos meos! hieß von jetzt an die Devise meines Lebens. Ich schloß mich ab, ich freute mich ordentlich, recht einsam zu sein. Vorurtheilen, die ich verlachte, Vorschriften, die nicht die Moral, höchstens weltlicher Eigennutz machte, mich zu fügen, hielt ich eines freien Mannes nicht würdig.

Clarissa stimmte mir in jeder Beziehung bei. „Lass' uns arbeiten und uns selbst genügen," sprach sie, „was brauchen wir dann viel nach den Thorheiten zu fragen, denen die Welt huldigt!"

Inzwischen verging Woche nach Woche, Monat nach Monat. Ich hatte noch immer keine Condition. Etwas mußte aber geschehen, um nicht gar zu sorgenvoll das Mädchen meiner Wahl als Weib an's Herz zu drücken.

Während Clarissa nach einer unsern höchst bescheidenen Ansprüchen genügenden Wohnung suchte, war ich darauf bedacht, eine Stelle zu ermitteln, die mir neben einem mäßigen Einkommen auch freie Zeit ließ, um unabhängig von Andern arbeiten zu können. So genügte ich den Anforderungen der Welt, die gern das Wesen über den Schein vergißt, und rettete gleichzeitig meine Selbstständigkeit. Ohne mich einer bestimmten Regel sclavisch

zu unterwerfen, war ich doch fügsam. Ich diente und opferte zugleich Weihrauchkörner vor dem Idol meines Eigensinnes.

Es gelang mir, eine solche Stelle zu finden. Einträglich war sie nicht, aber sie warf doch so viel ab, daß zwei sparsam lebende Menschen nicht Mangel leiden durften. Nebenbei bemühte ich mich um Uebertragung von Arbeiten, die ich daheim in Gesellschaft meiner geliebten Clarissa machen konnte. Da ich eine gute Hand schrieb, glückte mir auch dies. Ich fand, daß mein Loos ein beneidenswerthes sein würde, sobald ich berechtigt wäre, die Geliebte mein Weib zu nennen.

An dem erwähnten trüben Herbsttage war dies geschehen. Alle unsere Wünsche waren erfüllt. Wir gehörten uns für immer, Niemand konnte uns mehr trennen, Keiner hatte uns zu befehlen.

Clarissa war über alle Maßen glücklich. „Nur ein wenig Gesundheit," sprach sie, als der Abend hereinbrach, sie die kleine Lampe anzündete und neben mir an demselben Tische, wo ich künftig allabendlich zu arbeiten gedachte, Platz nahm, um in ihrer Weise thätig zu sein. „Gibt uns der gütige Gott Gesundheit, so legen wir noch Geld zurück. Wer weiß," fügte sie mit dem eigenthümlich melancholischen Zuge, der ihre Lippen bei jedesmaligem Lächeln umspielte, hinzu, „ob ich dann nicht schon nach wenigen

Jahren das empfohlene Bankfolio als Schmuck um den Hals trage, ohne dessen Besitz man hier zu Lande nicht für voll angesehen wird.“

Ueber dieses zu erringende Bankfolio scherzten wir oft, am Meisten dann, wenn es uns gelang, eine Anzahl blanker Markstücken überzusparen. Wir hatten diesen erfreulichen Anblick schon im ersten Vierteljahre unseres Ehestandes, ohne uns deshalb zu kasteien. Aber freilich fügten wir uns nicht den Gewohnheiten Anderer. Der Sonntag sah uns auf keinem Vergnügungsorte, um hier in wenigen Stunden das mühsame Ersparniß einer ganzen Arbeitswoche zu verjubeln. Wir machten keine Ausfahrten, keine Schlittenpartie, nahmen an keinem Bürgerballe Theil. Es würde auch sehr schlecht ausgesehen und zu allerhand stichelnden Bemerkungen Anlaß gegeben haben, wenn der hochschultrige Landenberg, der halb Commis und halb Copist war, mit seiner schlanken Frau sich im Tanz hätte schwingen wollen. Nein, wir lebten still vergnügt in unserer Häuslichkeit, spazierten bei schönem Wetter bald da= bald dorthin, besuchten höchstens einmal ein leidliches Concert, wozu Clarissa mich aufforderte, damit ich doch nicht ohne jeden musikalischen Genuß durch's Leben pilgern müsse, im Uebrigen aber genügten wir uns selbst.

Die Menge ließ uns gewähren. Wer sich nicht vor=

drängt, wird bald vergessen, und entbehrlich ist Jeder, der den Kopf höher trägt, als die Mütze, die man grüßend zieht.

Von Zeit zu Zeit, doch nicht gerade oft, traf ich mit meinem früheren Prinzipal zusammen. Dieser Mann kannte mich jetzt nicht mehr. Niemals hat er mit einer Sylbe nach meinem Ergehen gefragt, nie ein Wort geäußert, als er mich nach Jahren früh gealtert, von Kummer gebeugt, mit schweren Büchern hustend durch die Straßen gehen sah. Er mußte es mir doch sehr, sehr übel genommen haben, daß ich die Befriedigung der Wünsche meines Herzens seiner gut fundirten Buchhalterstelle vorzog. — —

Drei Jahre verlebte ich an der Seite meiner Clarissa in so ungestörtem Glück, daß die trüben Erfahrungen früherer Tage, die schweren Prüfungen, die ich zu überstehen hatte, spurlos verschwanden. Ich erinnerte mich ihrer nur, wie etwa eines quälenden Traumes.

Unsere Verhältnisse blieben dieselben. Es ereignete sich nichts Außerordentliches, weder Freudiges noch Trauriges. Nach Ablauf dreier Jahre aber merkte ich plötzlich eine bedenkliche Abnahme meiner Kräfte. Das Arbeiten ward mir schwer, ich fühlte mich immer abgespannt, und ohne mißmuthig zu sein oder Veranlassung dazu zu haben, überschlich mich oft eine quälende Bangigkeit, der ich nicht Herr zu werden vermochte. Clarissa blieb diese Verwand-

lung nicht verborgen. Sie bestürmte mich mit Fragen, und da ich kein Geheimniß vor ihr hatte und ihr offen Rede stand, ging sie eines Tages zu ungewohnter Stunde aus und kehrte an der Seite eines renommirten Arztes zurück.

„Hier, dieser Mann ist mein Alles, Herr Doctor," sprach sie, mich umarmend. „Sagen Sie, was geschehen soll, damit die feindlichen Dämonen, die ihn heimtückisch umlagern, für immer verscheucht werden."

Der Arzt examinirte mich lange, indem er ein Gespräch mit mir anknüpfte, das mich nöthigte, auf meine frühere Vergangenheit zurückzukommen. Clarissa hörte sehr aufmerksam zu, jede Miene des Arztes belauschend. Als er sich nach längerer Zeit wieder empfahl, sagte er beruhigend zu meiner treuen Lebensgefährtin:

„Der Mensch lebt nicht von Brod allein, meine gute Frau, er bedarf auch der freien Luft, des Lichtes, der Zerstreuung. Freilich sollen wir im Schweiße des Angesichtes unser Brod essen, aber wir sollen nicht so angestrengt thätig sein, daß uns darüber der Appetit vergeht. Auch Ihnen, gute Frau, kann tägliche Bewegung im Freien nicht schaden."

Damit verließ er uns. Recht hatte der Doctor, ich fühlte es, dennoch trug ich Bedenken, seinen Winken sogleich nach zu leben. Es standen uns schwerere Tage

bevor als die waren, die hinter uns lagen. Clarissa ging Mutterfreuden entgegen. Ich wollte etwas Ordentliches vor mich bringen, meine kleinen Ersparnisse wo möglich verdoppeln, und darum muthete ich mir wohl etwas zu viel zu. Ich hatte mich überarbeitet!

„Reisen Sie," sprach der Arzt, als er einige Tage später unaufgefordert wieder bei uns eintrat. „Luftveränderung wird Ihnen gut thun, und könnten Sie nebenbei Seebäder nehmen, wäre mir's noch lieber. Ein bis zwei Monate müssen Sie unbedingt ihrer bisherigen Lebensart entsagen, sonst cultiviren Sie den Keim zu einer Krankheit, der, einmal bis zum Wachsen entwickelt, weder Messer noch Feuer vertilgen kann."

Das waren trübe Aussichten. Ohne Clarissa's rasche Entschlossenheit wäre ich wohl nie auf den Vorschlag des Arztes eingegangen. Clarissa aber lächelte alle Bedenken hinweg.

„Du bist es Dir, mir und unserm Kinde schuldig, Dich zu schonen," sprach sie. „Wir haben recht nett zurückgelegt, wir können uns diese nothwendig gewordene Erholung gönnen. Nimm Urlaub, und das schleunigst! In vierzehn Tagen spätestens brechen wir auf. Das Bankfolio bekömmt freilich einen Riß durch diese nicht im Voraus mit berechnete Reise. Aber es schadet nichts. Um uns zu trösten, lassen wir uns eine Anweisung auf

Banco geben. Das setzt gleich mehr in Respect, und haben wir auch weiter gar nichts davon, als das Recht, darüber lachen zu können, jedenfalls werden wir besser bedient."

Clarissa sagte dies Alles so heiter, in einem so scherzhaften Tone, daß die quälende Bangigkeit, die mich fast immer beherrschte, auf Stunden sich verlor. Ich war in Gedanken schon auf Reisen, ich segelte die Elbe hinunter dem Meere zu. Ja, das Meer hätte ich wohl sehen mögen! Der Anblick des Meeres allein schon, dünkte ich, müßte heilkräftig auf das Gemüth und auf ein tief angegriffenes Nervensystem wirken.

Ungesäumt traf ich die nöthigen Anstalten. Mein Prinzipal mußte natürlich zuerst von meinem Vorhaben unterrichtet werden. Er bewilligte mir vier Wochen. Gern, das sah ich ihm an, that er es nicht, aber er that es doch, weil er einsah, daß eine Erholungsreise mir nöthig sei.

Meine übrigen Verbindungen ließen sich leichter lösen. Hier war ich nirgends fest gebunden; ich brauchte mich Niemand zu fügen. Auch fiel es Keinem ein, mich halten zu wollen. Im Gegentheil, sie entließen mich Alle recht freundlich und wünschten, daß die beabsichtigte Reise den gewünschten Erfolg haben möge. Später erst erfuhr ich, daß sie mich ohne Ausnahme einen leichtsinnigen Menschen genannt hatten, der selbst einen mühsam zu-

sammengescharrten Sparpfennig nicht festzuhalten wisse aus — Eigensinn!

In meiner Harmlosigkeit ahnte ich nichts davon. Clarissa nahm den größten Theil unserer Ersparnisse, ließ sich eine Bancoanweisung geben, und ehe noch vierzehn Tage vergangen waren, standen wir reisefertig da. Der Arzt lobte unsern Entschluß. Er gab uns das Geleit bis an Bord des Dampfschiffes. Das alte mythische Felseneiland Helgoland war das Ziel unserer Reise. Dorthin sendete uns der freundliche Arzt, „damit — wie er sagte — wir gesunden möchten von Stubenluft und Arbeitsdruck bei schmaler Hausmannskost."

Der gute Doctor sah wirklich tiefer wie die Meisten seiner Collegen. Wir hatten nie gehungert, es ist wahr, aber mehr als magere Hausmannskost hatten wir uns auch selbst an Festtagen nicht gegönnt. Ich wollte auf die Zukunft hin sparen, und Clarissa dachte an die Mehrbedürfnisse, die mit dem Erscheinen eines neuen Weltbürgers auch in der kleinsten Haushaltung nicht entbehrt werden können.

Eilftes Kapitel.

Auf Helgoland.

Unzählige Male trug mich die Sehnsucht dem Meere zu, wenn ich segelbedeckte Kauffahrer mit gutem Winde aus dem Hafen legen und stromabwärts steuern sah, daß ich jemals mit eigenen Augen das Meer schauen würde, wagte ich nicht einmal zu denken. Unsere Wünsche schrumpfen zusammen mit den Verhältnissen, in die uns die eiserne Hand des Schicksals einpfercht. Wer immer nur Kleines sieht, um Kleinliches sich abquälen muß, dem wird zuletzt sogar der Sinn für Großes von diebischer Hand entwendet. Nur das Fünkchen Phantasie, das mir die gütige Natur zum Trost in die Seele gepflanzt hatte, und das, hundert Mal von dem täppischen Finger der gemeinsten Prosa ausgedrückt, doch immer neu strahlend aufglühte, hielt meine Seele für große Eindrücke offen und machte sie für alles Erhabene empfänglich.

Ich athmete frischer auf, wie die erste Salzwoge ihren grün schimmernden Krystallleib am Bug des Dampfschiffes zerschlug. Der weißliche Schaumregen, der mich und Clarissa überschüttete, weihte uns ein für ein neues

ben. Gott Neptun taufte die Fremdlinge in seinem Reich, und diese Taufe durchschauerte mich mit unaussprechlichen Ahnungen. Clarissa fühlte wie ich. Sie verstummte aber vor dem gewaltigen Anblick der rollenden Wogen. Nur ihre begeisterten Blicke und ihr Händedruck sprachen aus, was sie empfand.

Die Ueberfahrt war glücklich. Der schadenfrohe Meergott neckte uns nicht in unerfreulicher Weise. Wir erreichten das seltsame Felseneiland wohl behalten und fanden nach kurzem Suchen bei einem steinalten Lootsen eine Wohnung, die ganz unsern Wünschen entsprach.

Das Stübchen war nicht sehr geräumig, niedrig von Decke, aber so sauber wie ein blank gescheuerter Lindentisch. An der einen Wand verhüllten weiße Gardinen breite Lagerstätten. Die beiden fast viereckten Fenster sahen hinaus auf das endlose Meer. Hier konnten wir, wenn wir zeitig erwachten, die Sonne aus der wogenden Tiefe auftauchen sehen und jenes wunderbare Farbenspiel bewundern, das Wind, Wolken, Sonnenlicht, Früh- und Abenddämmerung hervorrufen. Es gibt nichts Unterhaltenderes, als das Spiel dieser Farbenharmonieen, dies Anschwellen und Austönen blitzender Accorde, die bisweilen in windstillen Mondnächten aus einem erhabenen Maestoso plötzlich übergingen in ein funkensprühendes Allegro. Und zu diesem Spiel der Farben sangen die Nym-

phen des Meeres ihre weichen süßen Schlummerlieder! O ich begriff schon nach wenigen Tagen, daß ein wirklich kranker Mensch, daß ein zum Tode wundes Herz nur am Strande des brandenden Meeres wieder genesen könne.

Eben so sehr aus Gewohnheit wie aus Sparsamkeitsrücksichten lebten wir zurückgezogen. Die Badegesellschaft mit ihren Zerstreuungen, ihren Ansprüchen existirte für uns eben so wenig wie wir für sie. Wir blieben ein paar vereinzelt stehende Einsiedler mitten im Tumult genußsuchender Menschen. Da uns kein Mensch kannte, störte uns dies nicht. Man sah uns höchstens neugierig nach und hielt uns entweder für sonderbar geartete Leute oder für der Welt fremd gebliebene Kleinstädter aus irgend einer obscuren Provinz.

Unserm Genuß der großartigen Scenerie that dies Nichtbeachten keinen Abbruch. Wir sogen den erquickenden Hauch des Meeres in vollen Zügen ein. Die salzigen Schaumwellen, in denen wir täglich untertauchten, erquickten uns, und wenn wir Abends auf Hamilton's Point den Sonnenball in's Meer sinken sahen, während die röthliche Brandung durch die Spalten des riesigen Hengist stürzte, oder neben dem alten Lootsen vor der Thür unserer Wohnung saßen und dessen Erzählungen zuhörten, die oft gar abenteuerlich klangen, machten wir freudig bewegt Pläne für die Zukunft. Clarissa mochte gern des

Kindes gedenken, dessen erste Lebensregungen sie fühlte, und oft, wenn die See vor einem fliegenden Sturm hoch aufrollte und Schaumsäulen in die Luft schleuderte, sagte sie zu mir: „Herzensmann, wenn ich einem Knaben das Leben gebe, dann, glaub' ich, wird er zur See gehen. Ich bin ganz verliebt, vernarrt, würde man in Schlesien sagen, in das Meer und seine fesselnden Wunder.

In der dritten Woche unseres Aufenthalts trat anhaltend schlechtes Wetter ein. Es stürmte fortwährend aus West und Nordwest, der Regen strömte Tag und Nacht vom Himmel, und jede Ueberfahrt nach der jetzt in graues Gewölk verhüllten Düne mußte unterbleiben. Nicht einmal die Klippe war mehr nur minutenlang zu beschreiten, so heftig tobte der Wind. Eingeborene wie Fremde mußten in ihren Wohnungen verweilen. Der Eingeborene findet sich ohne Murren in diese von der Witterung ihm auferlegte Gefangenschaft. Er kennt es von Jugend auf nicht besser. Auch läßt er sich bis auf die Haut durchnässen und vom Sturme durchpeitschen, wenn das Zimmer ihm doch zu eng wird, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet. Der Fallm war nie ganz menschenleer, selbst nicht an den schauerlichsten Sturmtagen, an denen wir ängstlichen, verwöhnten oder durch des Lebens Stöße wund geschüttelten Landratten nur schüchtern aus der Thür blickten.

Um die Langeweile nicht seßhaft im Schooße der Gesellschaft werden zu lassen, arrangirten die regsameren Besucher der Insel, die ohnehin nicht des Bades, sondern ausschließlich des Vergnügens wegen sich auf Helgoland aufhielten, gesellige Abendunterhaltungen im Conversationshause. Heute gab es einen Ball, morgen ein Declamatorium, übermorgen eine theatralische Vorstellung auf rasch improvisirter Bühne. Jedermann konnte an diesen allabendlich wechselnden Vergnügungen Theil nehmen gegen Erlegung eines sehr mäßig gestellten Entrée's. Auch zu einer Musikaufführung traf man Anstalten. Mittelst Anschlages forderten diejenigen Herren, welche als Comitée das Ganze leiteten, alle diejenigen, welche zur Erheiterung der traurigen Regentage beitragen könnten, auf, sich zu melden. Dieser Aufruf galt vorzugsweise Sängern und Sängerinnen und sonst mit musikalischem Talent begabten Badegästen. Es fehlte namentlich an ausübenden Musikern, an ein paar guten Clarinettisten, einem geübten Fagottbläser und zwei bis drei leidlich guten Violinisten. Instrumente hatte man — ich weiß nicht wie — herbeigeschafft.

Als ich diese Aufforderung las, welche der öffentliche Ausrufer an allen Straßen oder Gäßchen des Ober- und Unterlandes verkündete, und die außerdem allen Helgoländern, bei denen Badegäste wohnten, in's Haus gebracht

wurde, erwachte in mir die alte Sehnsucht nach Musik. Jahrelang hatte ich, wenn man will, aus Caprice, um nicht vernarbte Wunden wieder aufzureißen und immer die Qualen des Sisyphus zu leiden, keine Saite mehr berührt. Jetzt auf einmal packte mich die Lust, abermals zu spielen, mit unwiderstehlicher Leidenschaft.

Clarissa ahnte, was in mir vorging. War es nun der verzeihliche Wunsch einer in allzugroßer Zurückgezogenheit lebenden Frau, auch einmal einem lang entbehrten Genuß sich hinzugeben, oder das Verlangen, den Mann, dessen Namen sie trug, an dessen Schicksal sie das ihrige geknüpft hatte, gewissermaßen beachtet und geehrt zu sehen: genug, Clarissa gab meinen heimlichen Wünschen Worte.

„Da könntest Du am Ende auch mitwirken," sprach sie, mich glücklich anlächelnd. „Wir hätten dann noch obendrein die Vergünstigung, der beabsichtigten Aufführung unentgeltlich beiwohnen zu dürfen."

„Wie dürfte ich einen solchen Schritt wagen!" versetzte ich, selbst noch unschlüssig. „Vielleicht habe ich das Spielen ganz und gar vergessen, und sodann: wo finde ich eine Geige, die etwas taugt?"

„Du versuchst die vorhandenen Instrumente. Genügt Dir keins, so sagst Du Deine Mitwirkung nicht zu. Wir sind dann einmal, vielleicht das erste und letzte Mal im

Leben, recht vornehm, und nehmen für unser Geld unter den Zuhörern Platz."

Es bedurfte keines langen Zuredens, der heiße Drang, selbst wieder zu musiciren, hatte bereits entschieden. War es doch möglich, daß ich gefiel, daß ich Aufsehen machte, bekannt wurde! Daran konnte sich möglicherweise eine ganz neue Wendung meines Lebensschicksals knüpfen.

Eine Stunde später klopfte ich an die Thür des Zimmers, wo die Comitée ihre Sitzungen hielt. Man empfing mich mit größter Zuvorkommenheit, denn der Andrang sich Meldender war nicht eben groß.

„Das ist ja prächtig!" rief der Vorsitzende aus, als ich meine Bereitwilligkeit äußerte, die zweite Violine zu spielen, im Fall die vorzutragenden Pieçen nicht zu schwer seien und man ein Instrument von gutem Klange mir nachweisen könne. „Aber warum wollen Sie nicht die erste Violine spielen, warum die zweite?"

„Weil ich nur selbstwachsener Dilettant bin, meine Herren, und niemals öffentlich auftrat."

„Diesen Grund lassen wir nicht gelten, Herr —"

„Landenberg ist mein Name."

„Also, Herr Landenberg. Kunstrichter gibt es nicht unter unserm Auditorium, und ein Helgolandisches Kunstblatt, das möglicherweise von irgend einem Stümper Kunstkritiken abdrucken lassen könnte, existirt zum Glück

bis auf diesen Tag auch noch nicht. Darum schlagen Sie ein und übernehmen Sie dreist die Stelle eines ersten Violinisten. Da kommt mein Freund und College mit unserer ganzen Capelle. Prüfen Sie, wählen Sie aus, was Ihnen gut dünkt, und lassen Sie sogleich vor unserm Areopag ungeschulter Musikfreunde die Saiten erklingen!"

Mir gefiel das offene Wesen des sehr leutseligen Vorsitzenden, eines unabhängigen jovialen jungen Mannes von der holsteinischen Ostküste. Das Bedürfniß, seine Gesundheit zu kräftigen, hatte ihn schwerlich nach Helgoland geführt, es mochte wohl nur Lebenslust und der Wunsch gewesen sein, unter neuen Menschen neue Eindrücke zu empfangen.

Wider alles Erwarten fand ich eine Geige, die einen vortrefflichen Ton hatte und sehr ausgespielt war. Ich sah es dem Instrumente an, daß es ehedem einem Kenner gehört haben müsse, und als ich mich nach dem Besitzer desselben erkundigte, bemerkte man mir, es sei ein Versatzstück, das vor längern Jahren ein auf dem Felseneilande weilender Fremdling an Zahlungsstatt seinem Hauswirthe überlassen habe.

Wie gern hätte ich diese Violine acquirirt! Aber daran war nicht zu denken. Ich besaß nicht die erforderlichen Mittel, um auch nur eine ganz mäßige Summe darauf verwenden zu können.

Meine ersten Griffe auf der schnell gestimmten Violine machten sämmtliche Comitée-Mitglieder aufhorchen. Zu meiner großen Freude führte ich den Bogen noch mit vollkommenster Sicherheit. Ich gefiel allgemein und ward ohne Weiteres als erster Violinist aufgezeichnet.

Clarissa war ganz beglückt. Sie jubelte wie ein Kind und konnte den Tag des Concerts, wo ich öffentlich vor einem aus aller Welt Enden zusammengesetzten Zuhörerkreise gleichsam als Virtuose auftreten sollte, kaum erwarten.

Am nächsten Tage schon prangte mein Name auf dem im Conversationssaale angehefteten Zettel. Ich war mit einem Schlage ein Mann der Gesellschaft geworden und, ohne zu wissen wie, zu einem Namen gekommen. Um nicht etwa von Zudringlichen oder Neugierigen mit Fragen bestürmt zu werden, ließ ich mich nicht weiter sehen. Ich blieb ruhig daheim, übte mich auf der entliehenen Geige und befand mich wohler denn je.

Clarissa wich nicht von meiner Seite. „Wie anders würde sich das Leben für Dich gestaltet haben, hättest Du Deiner Neigung folgen dürfen!“ sprach sie mit einem Anflug von Bitterkeit. „Das Orchester, die Tribüne war Dein natürlicher Beruf, nicht das Comptoir und die Buchführung.“

„Tempi passati,“ erwiederte ich der mit dem Schicksal

Grollenden, vertiefte mich in die Composition, und ließ es mir angelegen sein, jede Feinheit derselben durch ausdrucksvolles Spiel zu Gehör zu bringen.

An das schlechte Wetter dachte ich nicht mehr, selbst meine Leiden vergaß ich momentan, weil ein einziger Gedanke mich ganz erfüllte. So kam der Concertabend heran. Mehr als drei Viertheile der Badegesellschaft fand sich rechtzeitig im Saale des Conversationshauses ein. Das letzte Dampfboot, das wenige Stunden vor Beginn unserer dilettantischen Abendunterhaltung zwischen Klippe und Düne vor Anker ging, brachte neue Gäste mit. Auch diese hatten nichts Eiligeres zu thun, als Billete zu dem Concerte zu nehmen.

In Folge meines zurückgezogenen Lebens kannte man mich weder dem Namen nach, noch wußte Jemand, welchem Berufe ich mich ergeben hatte. Ich konnte für einen aus weiter Ferne hergekommenen fahrenden Künstler gelten. Die Mehrzahl aller Anwesenden hielt mich wohl auch für einen Solchen, und schenkte deshalb meinem Spiel ziemliche Aufmerksamkeit. Ich konnte mit dem mir gezollten Applaus vollkommen zufrieden sein, und gewiß hätte dieser Abend in meinem so dunkeln Leben einen erheiternden Glanzpunkt gebildet, wäre nicht ein Zwischenfall eingetreten, der mich schmerzlich berührte und mich mehr denn je der Welt auf's Neue entfremdete.

Kaum war ich nämlich, von verschiedenen Seiten mit Achtung begrüßt, an die Seite der still glücklichen Clarissa zurückgekehrt, die aus Schüchternheit in der hintersten Stuhlreihe Platz genommen hatte, um meinem Spiele zuzuhören, als eine schwere Hand auf meine Schulter fiel, und eine mir wohl bekannte, aber einige Jahre nicht mehr gehörte Stimme mich mit den Worten anredete:

„Sind wir also doch unter die Musikanten gegangen, Herr Buckelinski?"

Wenn eine kalte Todtenhand mich berührt hätte, würde ich nicht heftiger erschrocken sein, als beim Anhören dieser kalt und höhnisch ausgestoßenen Worte. Auch Andere vernahmen sie und kehrten sich dem Sprecher zu, wie ich selbst. Sie bemerkten, wie ich zusammenfuhr, wie ich bleich ward vor Schreck und innerer Entrüstung. Ohne die liebende Hand Clarissa's, die sich besänftigend in meinen Arm legte, hätte eine heftige Antwort von meiner Seite möglicherweise eine Scene herbeigeführt, die mir nur nachtheilig gewesen sein würde.

Baumfahl stand hinter meinem Stuhle. Trotzig und klotzig, wie ich ihn während meiner Lehrjahre stets einhergehen sah, präsentirte er sich mir auch jetzt. Er kam direct aus der Heimath, um nach Amerika zu reisen. Da sich nicht sogleich eine passende Schiffsgelegenheit für ihn gefunden hatte, machte er, um sich die Langeweile zu vertrei-

ben, einen Ausflug nach Helgoland. Der Anschlagezettel nannte ihn meinen Namen. Dieser Name allein veranlaßte ihn, ein Billet für die musikalische Abendunterhaltung zu nehmen. Nicht der Wunsch, Musik zu hören, nur die Neugier, ob ich wohl der angekündigte Geiger sein möge, verlockte ihn dazu. Da es ihm Bedürfniß war, mich auf die plumpeste Weise zu necken, so ließ er sich trotz der Abneigung, die ich ihm zeigte, mit mir in ein lautes Gespräch ein, d. h. er redete auf mich hinein und erzählte mir Geschichten, die ganz geeignet waren, mich immer empfindlicher zu verletzen. Wenn es Wesen gibt, die geschaffen sind, Andere zu quälen, so mußte Gott wohl die Seele eines solchen Peinigers in Baumfahl's Körper gebannt haben; denn für mich war er ein böser Geist. Alles Traurige und Entsetzliche, das hinter mir lag und das seinen Stachel bereits verloren hatte, ließ der laut Sprechende wieder lebendig werden. Ich mußte die Qualen und Martern vergangener Jahre in einer Viertelstunde noch einmal in ihrer ganzen vernichtenden Schärfe durchempfinden. Baumfahl ersparte mir nichts. Er weidete sich an der Bestürzung, die mich befiel und unfähig machte, seine Angriffe abzuwehren. Die nächste Umgebung mußte durch die Bemerkungen des schadenfrohen Fremdlings aufmerksam werden, und da Baumfahl's Worte einen lustigen Anstrich für Alle, die nicht davon berührt wur-

den, haben mochten, so fehlte es nicht an versteckten Lachern.

Ich kann mir denken, daß mein Benehmen während dieses völlig unerwarteten Zusammentreffens mit Baumfahl in hohem Grade auffallend gewesen sein mag. Jedenfalls ward ich durch dasselbe mehr noch als durch mein Spiel ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für sämmtliche Anwesende. Obwohl Baumfahl eben so plötzlich wieder verschwand, wie er aufgetreten war, ließ der Eindruck seines Erscheinens sich weder bei mir noch bei denen verwischen, die Zeugen dieses Auftrittes waren. Man rieth hin und her, weshalb ich mich wohl so sonderbar gebehrdet haben möge. Der Eine munkelte Dies, der Andere Jenes, und da man in beliebter, nur freilich auch in sehr unchristlicher Weise immer das Schlechteste zuerst voraussetzt, und auch dem unbescholtensten Menschen Schlimmes zutraut, so nahmen Viele an, es werde wohl irgend Etwas passirt sein in meinem früheren Leben, das mir nicht zur Ehre gereiche, und das dem protzigen Fremden solche Gewalt über mich verleihe.

Niemand äußerte etwas Aehnliches gegen mich, aber ich sah es den Leuten an, daß sie Uebles von mir dachten und redeten. War ich im Anfange meines Aufenthaltes auf dem Felseneiland von Niemand beachtet worden, so zog ich jetzt, sobald ich mich auf der Straße sehen ließ,

Aller Augen auf mich. Man winkte sich zu, man flüsterte, man lächelte, man grüßte mich wohl auch; es war aber kein Lächeln des Wohlwollens, kein Gruß, wodurch man Jemand seine Achtung bezeugt. Dieses Lächeln, diese Grüße verwundeten mich, und wieder stand ich unter allen Andern da wie ein Aussätziger.

Clarissa mühte sich vergebens ab, mich zu beruhigen. Sie wollte mich überreden, daß nur mein Spiel, nicht das unerquickliche Gespräch mit dem Fremden, der meine Frau keines Blickes gewürdigt hatte, mich zu einer so allgemein gekannten Persönlichkeit gemacht habe. Ich glaubte ihr nicht, denn meine Seele war voll Mißtrauen. O dieses Mißtrauen, welche unsägliche Schmerzen hat es mir bereitet, unter welchen nie endenden Qualen hat es alle Lebenskraft in mir aufgezehrt!

Ich geigte nicht mehr; ich schloß mich ein, grämte mich im Stillen, grollte mit der Welt, und machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich so eitel und eingebildet gewesen war, durch meine geringe Kunstfertigkeit in der Gesellschaft glänzen zu wollen.

Clarissa schwieg zu meinen Klagen, aber die Sorge um mein geistiges Wohl griff ihre Gesundheit an. Der Gebrauch des Bades war kein heilbringender weder für sie noch für mich. Wir fühlten uns Beide sehr bald unwohler denn je, und da unsere Baarschaft leider immer mehr

zusammenschmolz und wir ja nicht wissen konnten, wie die Dinge sich gestalten würden, entschlossen wir uns zur Rückkehr nach Hamburg.

Schon das nächste Dampfboot nahm uns an Bord. Nicht erquickt und gestärkt, nein, in tiefer Niedergeschlagenheit nahmen wir Abschied von der sturmgepeitschten rothen Klippe. Als ich sie langsam im Meere untertauchen sah, durchrieselte mich ein behagliches Gefühl. Es war ja hoffentlich für immer ein Stück Erde vor meinen Augen versunken, wo ich gelitten, wo mein schlimmster Feind mich mit der Geißel seiner spitzen Worte gemißhandelt hatte. — —

Mein erster Gang nach unserer Rückkehr galt meinem Prinzipal. Ich traf ihn allein, fand ihn aber auffallend verändert. Mein Aussehen mochte ihm sagen, daß in meinem körperlichen Befinden eine wirkliche Aenderung zum Bessern nicht eingetreten sei.

„Sie scheinen wenig Nutzen von Ihrer Reise gehabt zu haben,“ sprach er, da mich wiederholt ein heftiger Husten während unserer Unterredung überfiel. „Ich bedaure dies aufrichtig, dennoch bin ich genöthigt, Ihnen gleich jetzt die Mittheilung zu machen, daß ich auf Ihr körperliches Befinden fernerhin keine Rücksicht nehmen kann, indem mein Geschäft darunter leiden würde. Ich werde Sie nicht verdrängen, gewiß nicht, aber ich darf auch mich selbst

nicht vernachlässigen. Ist es Ihnen möglich, nach wie vor Ihre Pflicht zu thun, werd' ich Sie immer gern um mich sehen, träte aber das Gegentheil ein, so müßte ich natürlich einen zuverlässigeren Mann engagiren. In diesem Falle, der hoffentlich nicht vorkommt, würde ich Sie nach Maßgabe Ihrer Leistungen bezahlen."

Mich überraschte diese Erklärung nicht, wohl aber schmerzte sie mich. Leider fühlte ich nur zu gut, daß dieser gefürchtete Fall sehr bald eintreten würde. Was aber sollte ich dann beginnen? Meine Gedanken flogen rückwärts nach Breslau. Ich sah mich wieder in kalter stürmischer Herbstnacht am Geländer der Oderbrücke stehen, unter mir die gurgelnden Wasser, die durch Wolken blitzenden Sternbilder, und der Wunsch: ach, wärest Du damals doch hinabgesunken in die kühlen Wellen! tauchte von Neuem auf in meiner Seele.

Vor Clarissa hielt ich die Eröffnung meines Prinzipals geheim. Ich konnte es vorläufig, weil augenblicklich keine Veränderung in meinem Verhältniß zu ihm eintrat, daß ich aber anderwärts, wo ich vor der unseligen Badereise immer Arbeit bekommen hatte, jetzt barsch abgewiesen wurde, konnte ich der guten Frau nicht verbergen. In meiner Abwesenheit hatte man Andere engagirt. Von mir war nicht weiter mehr die Rede. Einige sagten mir

sogar in's Gesicht, ein Mensch, der um Lohn zu arbeiten vorgebe und dennoch Zeit und Geld habe, in's Bad zu reisen, habe es nicht so nöthig wie Andere, die so kostspielige Ausflüge nicht unternehmen könnten.

Clarissa schwieg, ich grämte mich und fuhr fort, mit der Welt zu grollen, die mir überall ein feindlich grinsendes Antlitz zeigte. Daß Vorstellungen, ruhige Auseinandersetzungen, die Fürsprache irgend eines einflußreichen Mannes den Einen oder Andern mir wieder gewogen machen könnte, daran dachte ich nicht in meiner Verbissenheit. Und hier habe ich mich leider schwerer Schuld anzuklagen! Ich konnte mich nicht entschließen, demüthig bittend an Jemandes Thür zu klopfen. Mein ganzes Inneres lehnte sich dagegen auf. Es war aber nicht eigentlich Stolz, der mich daran verhinderte, sondern ein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen Jedermann, das in meiner so trüben Vergangenheit wurzelte. Dazu gesellte sich die Ueberzeugung, daß ich nur wenig mehr wirken könne, und die fühlbare Abnahme meiner Kräfte, verbunden mit einem tiefen Bangen vor der Zukunft, machte mich vollends unfähig zu jedem Entschlusse. So gewiß ist es, daß auch die Kräfte der Seele unter den Leiden des Körpers erlahmen. Wenn ich dennoch geraume Zeit mich aufrecht hielt, so hatte ich dies Wunder — denn anders kann ich es nicht nennen — ganz allein dem belebenden

Hauche der Liebe zu danken, den ich täglich von Clarissa's Munde sog.

Zwölftes Kapitel.

Das Ende.

Kinder sind ein Segen Gottes. Die Wahrheit dieses Ausspruches hatte ich stark in Zweifel gezogen wenn ich über unsere mißliche Lage nachdachte, und selbst das Lächeln der Liebe Clarissa's kummervolle Züge nicht mehr verklären wollte. Wir darbten, ohne zu klagen und durch Klagen uns gegenseitig zu entmuthigen, aber vor der Stunde, die jedem jungen Aelternpaar wie ein Spalt erscheint, den Gott in den Vorhang reißt, welcher das Paradies verhüllt, bangte uns Beiden. Und dennoch kam Glück und Heil mit dieser gefürchteten Stunde über uns. Die klaren Augen unserer Tochter leuchteten uns entgegen, als wären zwei Sterne vom Himmel herabgefallen in unsere enge Wohnung. Der fromme Glanz dieser Kinderaugen erwärmte mein Herz auf's Neue, flößte mir Muth ein, richtete meine zagende Seele auf. Das lächelnde Kind auf meinen Armen wiegend, legte ich mich selbst wieder vertrauensvoll der ganzen Menschheit an's

Herz. Alle Angst verlor sich im Anschaun meiner Clara; ich begriff mich selbst nicht in der Herbigkeit meiner früheren Urtheile. Die Geburt des Kindes, das Clarissa mir geschenkt, zeitigte meine eigene Wiedergeburt als liebender, vertrauender, glaubender und hoffender Mensch. Ich ward von Stund' an zuversichtlicher und umgänglicher. Beleidigende Worte hörte ich nicht oder stieß mich doch nicht mehr daran. Am liebsten hätte ich alle Menschen Brüder nennen, mit der ganzen Welt laut jubelnd ein Versöhnungsfest feiern mögen. Ja, Kinder sind ein Segen Gottes! rief ich oft freudetrunken aus in meinem reinen Vaterglück, denn sie machen den Menschen erst zum begnadigten Sohne Gottes!

Eine Zufriedenheit, wie ich sie bisher nicht gekannt hatte, ward unseres stillen Glückes feste Stütze. Der Reiche in all seinem Glanze und im Ueberfluß seiner Schätze würde uns stets gleichgiltig geblieben sein, wäre Clarissa weniger leidend gewesen. Die aufopfernde Mutter übernahm sich aus Liebe zu mir und unserm Kinde so sehr, daß sich die Natur für dieses Uebermaß von Anstrengungen rächte. Seit Clara's Geburt litt sie fortwährend. Aerztliche Hilfe verschmähte sie, weil sie sich sagen mußte, daß sie die Vorschriften eines denkenden Arztes nie in ihrem ganzen Umfange werde beherzigen können. So litten wir im Genuß des Glückes, das uns Gott zu unserm

Troste gegeben hatte, Beide. Die Noth des Lebens erlaubte uns nicht, anders zu handeln. Es war das Loos der Armen, das uns neben Millionen Andern zufiel. Diejenigen, welche gleichzeitig einen Treffer aus der Glücksurne zogen, bemerkten uns nicht im Taumel fortgesetzten Wohllebens, mithin konnten sich auch unsere Verhältnisse nicht verbessern.

Eine Anstellung besaß ich schon lange nicht mehr. Die andauernde Kränklichkeit, unter der ich meine Tage hinschleppte, erlaubten mir keine anhaltende Beschäftigung. Ich mußte mich nach den günstigen Momenten richten, welche der Schmerz mir gestattete. In solchen Momenten, die ich durch lange Uebung zu Stunden auszudehnen verstand, war mir Arbeit Erholung. Daß ich sie immer an Clarissa's Seite, unter ihren Augen beschaffen durfte, daß ich daneben unsere Tochter sich lieblich entwickeln sah, daß ich ihre Erziehung leiten, auf ihre Bildung mit sammt der Mutter einwirken konnte, war mein höchster Genuß und der eigentliche Zweck meines Lebens. Des Kindes Liebe wob Sonnenschein in den schattenreichen Zettel unseres Daseins.

Ich fing jetzt wieder an, Musik zu treiben, weniger meiner selbst als Clara's wegen. Hatte das Mädchen Talent für Musik, so gedachte ich sie dieser schönen Kunst aus Dankbarkeit zu widmen, denn wirklich schöne und

genußreiche Stunden hatte ich doch nur im verbotenen Umgange mit der Musik verlebt.

Clara aber zeigte wohl Sinn und Empfänglichkeit dafür, durchaus aber kein eigentliches Talent. Sie hörte mich gern auf der Guitarre phantasiren, die ich mir angeschafft hatte, auch lernte sie ziemlich früh das Instrument stimmen und einige Accorde darauf greifen, allein ein innerer Drang für musikalische Ausbildung gab sich niemals kund.

So vergingen Jahre. Wir lebten wie Insulaner. Die große geräuschvolle Welt, der Glanz der Gegenwart, der Luxus, der uns umgab, das Haschen und Jagen nach Reichthum: dies Alles existirte für uns nicht. Und doch habe ich — das darf ich bekennen — in jener Zeit Viele, die wahrscheinlich weit ärmer waren, als ich, durch kleine Gaben glücklich gemacht. Ich zog mir einen Kreis Bittender heran, die Alle mich kannten und mein Kommen segneten. Viel konnte ich freilich nicht geben, was ich aber gab, das gab ich gern und mit einem Herzen voll Liebe, das im Geben dem Vater aller Gaben inbrünstig dankt. Ich glaube, der Segen dieser Armen hat mich erhalten in der Liebe, im Vertrauen, im Glauben, und mich den schwersten Schicksalsschlag, den Gott über mich verhängte, ohne Murren ertragen lassen.

Clarissa's Tod, der nach jahrelangem Leiden so sanft

erfolgte, daß ich glaubte, sie schlummere nur länger als gewöhnlich, brach mir nicht das Herz, aber er riß eine weit klaffende Wunde hinein, die nie mehr zuheilte und an der ich — das weiß ich ganz sicher — dereinst sterben werde.

Wenige Tage vor diesem traurigen Ereignisse begegnete ich Baumfahl wieder. Er war reich begütert zurückgekommen aus Amerika, richtete sich ein wie ein indischer Nabob, eiferte den reichsten Familien nach, und gab sich ganz das Ansehen eines Mannes, der ein Recht hat, Ansprüche zu machen, weil der Zufall ihn mit Gold überschüttete.

Mein Schreck beim Anblick dieses mir unerträglichen Mannes minderte sich, als ich bemerkte, daß Baumfahl nicht mehr so gar plump auftrete und in seiner früheren Weise mit mir umspringe. Das Geld hatte ihn allerdings stolz gemacht, diesen Stolz ließ er jedoch zuerst diejenigen fühlen, die ihn als Emporkömmling nicht ganz für voll gelten zu lassen Miene machten. Der arme Schulbekannte, der zum Ueberflusse noch krank war, konnte ihm ja nicht im Wege stehen. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich aus Baumfahl's eigenem Munde hörte, er sei gern erbötig, mich zu unterstützen, wenn ich mich nur mehr wie früher fügen wollte!

Ein solches Anerbieten durfte ich damals wohl anneh-

men, ohne mich selbst zu erniedrigen. Ich verlangte ja nichts geschenkt, ich wollte nur für mäßigen Lohn arbeiten und einem Dritten nützlich werden. Baumfahl hielt mich beim Wort. Er gab mir seine Bücher, damit ich sie in Ordnung bringe, und was er mir für diese Mühwaltung zufließen ließ, konnte ich in meiner damaligen Lage immerhin für eine Wohlthat halten.

Clarissa's Tod nöthigte mich, dem reich gewordenen Landsmann eine Bitte vorzutragen. Ich besaß nicht so viel, um die Kosten der Beerdigung des unvergeßlichen Wesens, das ich als einen Sendling Gottes, als einen jener heiligen Boten verehrte, die in der Sprache der Bibel Engel genannt werden, bestreiten zu können.

Baumfahl streckte mir die erforderliche Summe vor, doch nicht ohne verletzende Bemerkungen über leichtsinnig eingegangene Ehen zu machen und daran höchst lieblose Betrachtungen zu knüpfen. Ich mußte ihm einen Schein über die erhaltene Summe ausstellen und mich verpflichten, sie pünktlich zu verzinsen, bis ich sie gänzlich bei ihm abgearbeitet haben würde.

Dies letztere Verlangen überraschte mich weniger. Geldmenschen haben es einmal in der Art, Niemand einen Böhmen ohne Zinsen anzuvertrauen. Auch kam ich redlich meinen Verpflichtungen nach, arbeitete früh und spät, schadete dadurch immer mehr meinem leidenden Körper,

erschwang aber doch nur so viel, das ich gerade das Bischen Leben mühsam durchbrachte.

Zum Unglück mußte einige Monate später Baumfahl Zeuge meiner Wohlthätigkeit sein. Der Mann gerieth bei dieser Entdeckung in eine wahre Berserkerwuth, und ich besorgte, er möge mich in seiner Tobsucht mißhandeln. Was er mir Alles vorwarf, weiß ich nicht mehr, denn ich hörte weniger auf seine Worte, als ich seine Gesticulationen verfolgte und die fürchterlichen Verzerrungen seiner Gesichtsmuskeln beobachtete. Ein Besessener kann nicht schlimmer rasen, wie dieser vom Dämou des Geldes besessene Unglückliche. Der von mir Beschenkte rannte spornstreichs davon, als habe er Unrecht gethan, von mir armem Schlucker die kleine Gabe anzunehmen.

Als Baumfahl sich ausgetobt hatte, machte ich ihm vernünftige Vorstellungen, um mein Handeln zu rechtfertigen. Er mochte aber nichts davon hören. „Wer selbst von Anderer Gutmüthigkeit lebt,“ versetzte er, noch immer erbittert, „und dann noch unnützem Bettelvolk fremdes Geld in die Hand steckt, der müßte in's Zuchthaus wandern, hätte ich Gesetze zu geben! Leute von gesundem Menschenverstand schenken nichts weg. Schenken macht schlechte Wirthschafter und wer nicht gut wirthschaftet, hat die schönste Anlage, ein liederlicher Betrüger zu werden. Geld ist das Höchste, darum muß man es fest hal-

ten und als das Kostbarste, was die Erde gibt, verehren."

Am Schluß seiner langen Rede, die mit den beißendsten Bemerkungen für mich gewürzt war, erklärte er mit Heftigkeit, daß er mir nie wieder unter die Arme greifen werde, wenn ich das „dumme Wohlthun" nicht aufgebe.

Von diesem Tage an änderte Baumfahl sein Benehmen gegen mich. Das, was er Unterstützung nannte, entzog er mir nicht, nur ließ er sie mir in so sparsamer Weise zu Theil werden, daß sie mehr einem noch dazu ungern gegebenen Almosen glich. Wenn ich, bedürftig und abhängig, wie meine Kränklichkeit mich machte, ihm vorzustellen wagte, daß ich bei so kärglicher Bezahlung meiner Arbeiten unmöglich ehrlich durchkommen könne, erhielt ich regelmäßig eine bittere Antwort. Dämonisches Lächeln zuckte dann gewöhnlich über Baumfahl's harte Züge, und sich in die Brust werfend, pries er den Werth des Geldes und nannte diejenigen die wahren Weltweisen, die einzigen reellen Wohlthäter des Menschengeschlechtes, welche die Gabe besäßen, Geld zu verdienen, es richtig anzuwenden und durch solche Anwendung es in's Unendliche zu vermehren.

„Was nützt es, daß man Ihnen mehr gibt, als Sie gerade nothdürftig zu Brod und Salz brauchen?" schloß er dann lachend seine Rede. „Sie werfen es ja leichtsinnig

von sich, anstatt es in Sammet und Seide einzuwickeln und unter dreifache Schlösser zu legen. Wer Sie kurz hält, ist Ihr eigener und sehr vieler Anderer Wohlthäter. Unter Curatel hätte man Sie stellen sollen schon damals, als Sie sich die erste Fiedel anschafften, um die Zeit unnöthig darauf zu verfingern. Jetzt ist es zu spät, denn jung gewohnt, alt gethan! Ihnen und Ihrer Sippschaft, die Gott Lob durch des Himmels weise Fürsorge nicht zahlreich ausgefallen ist, kann der Klügste nicht mehr helfen. Sie haben es nicht besser haben wollen auf Erden, und müssen nun im Staube herumkriechen. Wir Klügeren steigen „in der" Höhe, anf deren Gipfel die Silberkrone des Banco als Belohnung für geschickte Kletterer aufgestellt ist. Himmel, was wäre die Welt ohne Banco! Es ist jetzt Mode geworden, jedem Hansnarren, der vor Olim's Zeiten einmal durch Zufall einen glücklichen Einfall hatte, ohne selbst etwas von seiner Klugheit zu ahnen, ein Denkmal zu errichten. Ich verlache diese unnütze Mode. Wenn aber Einer aufstände und vorschlüge, man solle dem Manne, welcher das Banco erfand, eine Statue setzen, meinethalb so groß, wie das Weibsbild, das sie bei München auf der Theresienwiese aufstellen wollen als Schutzpatronin des Baierlandes, so würde ich keinen Augenblick anstehen, solchen Mann für den größten Geist unseres Jahrhunderts zu erklären, und mit Vergnügen

selber vierzig oder auch dreißig Mark Banco zeichnen. Es wäre doch Sinn in solchem Vorschlage, und jeder Vernünftige könnte sich eine Idee machen von einem wirklichen Moment oder Monument, wie man's nun auf gelehrte Manier benamsen will!"

Mich würden geäußerte Ansichten solcher und ähnlicher Art, die ich oft mit anhören mußte, geärgert haben, wäre das Aussehen Baumfahl's dabei nicht gar so komisch gewesen. Die dicken fetten Lippen des mit seinem Thun und Treiben höchst zufriedenen Geldmenschen wurden noch einmal so dick, die Nasenflügel weiteten sich aus, und die struppigen Augenbrauen wuchsen pyramidalisch in die gerunzelte Stirn hinein. Er sah aus wie eine Carricatur Jupiters.

Ein paar Mal konnte ich ein spöttisches Lächeln nicht verbergen. Da fuhr er mich wild an, gab mir alle erdenklichen Ekelnamen, und gebehrdete sich wieder ganz wie ein schadenfroher Junge, der sich an dem ohnmächtigen Zorne eines Schwächeren letzt.

Diese Behandlung ertrug ich mit der Geduld eines Märtyrers Jahre lang. Ich that es nicht aus Demuth, sondern aus Liebe zu meinem armen Kinde, das, hätte Gott seine Hand von mir abgezogen, ganz verlassen in der herzlosen Welt dastand. Wie sehr ich unter Baumfahl's unwürdiger Behandlung litt, ahnte Niemand, nur

Clara fühlte es mit dem feinen Instinct einer liebenden Tochter. Sie bat mich oft, ich möge dem harten, geizigen Manne und seinem Joche mich entwinden, Gott würde uns Freunde erwecken und uns gewiß nicht sinken lassen. Meine Wünsche begegneten solchen Bitten meiner Clara freilich, aber ein kranker Mensch besitzt wenig Muth. Ich traute mir weder die Kraft zu, mich nochmals durch Anderer Hilfe aufrichten zu können, noch hatte ich Lust, ein drückendes Dienstverhältniß aufzugeben, um vielleicht ein nicht weniger drückendes durch entwürdigendes Bücken und Schmeicheln mir wieder zu erobern. So zog ich es vor, zu dulden und das Unvermeidliche als eine mir auferlegte Bestimmung zu ertragen. In einsamen Stunden, wenn Clara außer dem Hause war, erleichterte ich mein Herz, indem ich diese Bekenntnisse niederschrieb.

Jetzt fühle ich, daß die Zeit der irdischen Prüfung sich rasch ihrem Ende naht. Darum eile ich, diese Aufzeichnungen abzuschließen. Ich erkenne wohl, daß ich oft aus Eigensinn, aus falsch verstandenem Ehrgefühl gefehlt und mir durch meine Schüchternheit, mein Mißtrauen, meine Aengstlichkeit, mein Abschließen gegen Alle, von denen es gewiß Manche recht gut mit mir meinten, unendlich viel geschadet habe. Dennoch lastet die größere Schuld meines trübseligen Lebens nicht auf mir. Es sind die Verhältnisse, welche unserm Leben die Form geben. Weil es Gott

gefiel, mich mißgestaltet zur Welt kommen zu lassen, gefiel es den Herren dieser Welt, mein unsterblich Theil der unschönen Hülle wegen, in der es wohnte, zu mißhandeln. Ich vergebe ihnen jetzt die unwürdigen Scherze, die bittern Hohnreden, die schlechten Zumuthungen, wodurch sie mich beleidigt, erzürnt und mich oft mir selbst und dem heiligen Geist entfremdet haben, der auf unserer Lebensbahn als leuchtender Führer voranschreiten muß, wenn wir nicht verloren gehen sollen. Mitten im Hohn der Welt fand ich mich wieder durch jene Harmonieen, die der gütige Weltgeist in mir erklingen ließ, wenn rund um mich nur Disharmonieen schwirrten. Jene Musik, die, wie der Dichter sagt, der Mensch in sich selbst hat, wurde mein Retter. Mir war und blieb sie ein Erlöser von allem Uebel.

Baumfahl hat mich schwer verkannt; er zürnt mir, und das beängstigt mich. Ich möchte nicht, daß sein Zorn mir über das Grab hinaus folgte. Er ist der Einzige meiner Jugendbekannten, meiner Peiniger, der mir fast durch's ganze Leben zur Seite blieb. Ich wünsche mich ihm zu versöhnen, wenn es auch erst geschieht, nachdem mein schon längst erdenmüdes Auge gebrochen ist. Darum bitte ich meine Tochter Clara oder diejenigen, welche Gott der Verlassenen als Freunde und Fürsorger senden wird, nach meinem Tode diese Aufzeichnungen Baumfahl zu über-

liefern. Vielleicht dienen sie dazu, ihn künftighin gegen Andere milder, gerechter und wohlthätiger zu machen, als er es gegen mich war. Möge es ihm wohl gehen auf Erden und er dereinst der letzten Lebensstunde so sehnsuchtsvoll und glaubensstark entgegen sehen, wie ich! . . .

Dreizehntes Kapitel.

Der Tod eines Gerechten.

Der junge Tag schimmerte bleich durch die verhüllten Fenster, als Friedrich das Manuscript zuschlug. Die Lectüre hatte ihn ungewöhnlich aufgeregt. Er litt mit Landenberg, er zürnte und freute sich mit ihm. Des Lebens wirre Fratzen, die des armen Mannes Schritte umgaukelten, erschreckten ihn, wie die wahre Gottergebenheit des Vielgeprüften ihn wieder mit heiligem Trost erfüllte.

Es litt den jungen Virtuosen nicht auf seinem Zimmer. Obwohl kein Schlaf in seine Augen gekommen war, fühlte er sich doch völlig munter. Wäre es doch schon voller heller Tag gewesen! Hätte er doch auf der Stelle die Wohnung Landenberg's aufsuchen können! Daß noch Stunden vergehen mußten, ehe dies geschehen durfte,

peinigte ihn fast so sehr, als die Furcht, er möge den Leidenden nicht mehr am Leben treffen.

Einige Zerstreuung gewährte Friedrich der Gedanke an Baumfahl. Was wollte er diesem harten Manne, der von Jugend auf Landenberg's Leben mit dem Geifer seiner gehässigen Bemerkungen vergiftet hatte, nicht Alles sagen! Er ward ordentlich im Geiste beredt und arbeitete eine Strafpredigt aus, deren moralischen Werth er selbst sehr hoch anschlug. Schade nur, daß auch dies Vorhaben nicht auf der Stelle in eine That verwandelt werden konnte. Später erlahmte vielleicht die Kraft, und mit der sittlichen Entrüstung, die unsern Freund entflammte, verflog auch der Drang, einem Manne, den er ja gewissermaßen Verbindlichkeiten schuldig war, verletzende Worte in's Gesicht zu sagen.

Friedrich schlug das Manuscript sorgfältig in Papier, steckte es zu sich, und verließ das Haus.

Die Straßen waren noch still. Hin und wieder rollte ein vereinzelter Karren über das Pflaster, Kellerthüren klappten auf und zu, und über manchem Schornsteine tanzte ein Rauchwölkchen im frischen Morgenwinde. In den Fleethen, die jetzt bei der Tiefebbe wasserlos dalagen, wateten übel aussehende Menschen, mit Sack und Harke bewehrt, durch Schlamm und Schmutz, um nach verloren gegangenen Werthsachen zu suchen. Friedrich achtete

wenig auf diese „Fleethenkieker,“ wie der Volksmund sie nennt. Ihn zog es hinaus in's Freie. Er mußte den Hauch wogenden Wassers oder den Duft grüner Wiesen und knospender Bäume einschlürfen.

Bald hatte er das Thor erreicht, vor dem schon eine Menge Menschen warteten. Es war geöffnet, aber die Sperrzeit war noch nicht ganz abgelaufen, und den hohen Sperrschilling zu erlegen, fiel auch dem Eiligsten nicht ein. Friedrich ließ sich von dieser Abgabe, die er schon so früh dem Staate entrichten mußte, nicht zurückhalten. Er zahlte die verlangte Summe und durchschritt gleichgiltig die Menge der Harrenden, die nicht begreifen konnten, wie ein Spaziergänger so leichtsinnig sein Geld verschleudern möge.

Ohne auf die Richtung des Weges zu achten, den er einschlug, noch zu fragen, wohin dieser ihn führe, ging er, in seine Pläne vertieft, immer vorwärts. So kam er auf die Uhlenhorst und gelangte zur Fähre, die den Verkehr zwischen beiden Ufern der Alster vermittelt. Er war der erste Passagier, der so früh am Tage übergesetzt zu werden begehrte.

Inzwischen war die Sonne längst schon aufgegangen und stellte die lachenden Ufer der Alster in die herlichsten Lichteffecte. So schön hatte sich Friedrich die Umgebungen dieses Flusses kaum gedacht; denn er hielt noch immer

an der Ansicht fest, wirklich schön könne nur eine Gebirgsgegend sein. Er gestand sich jetzt selbst, daß er sich geirrt habe, und schwelgte bewundernd in den sanften Reizen der laubreichen Uferlandschaften, deren köstliche Blätterfülle alles Land weit umher in goldgrüne, leuchtend warme Schleier hüllte.

Luft, Sonnenschein und Waldesduft erquickten den einsamen Wanderer. Je weiter er ging, desto kräftiger fühlte er sich. Auch in seinem Busen ward es hell. Die Seele ächzte nicht mehr unter den Schmerzensseufzern Landenberg's, die bisher wie ein Alp auf sie drückten. Wer frei sein, streben und wirken will, darf sich von Stimmungen eben so wenig wie von Leidenschaften beherrschen lassen. Nur ein helles Auge, ein klarer Verstand bändigt den bösen Schalk, der sich hinter jeder Stunde verbirgt, um den Moment abzupassen, wo er uns prickeln oder gar irre leiten kann.

Zwischen Feld und Wiesen, an Bachrändern und blumigen Erdwällen fortwandernd, über Stege und Knicke steigend, kam er nach dem waldumhegten Lockstedt. Der idyllisch zwischen rauschende Baumwipfel und wogende Saatfelder gebettete Ort behagte ihm. Die sauber gehaltenen Häuser mit den hohen Strohdächern, auf denen hie und da ein Storch philosophisch den Himmel betrachtete, übten eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf unsern Freund aus, daß er einige Zeit hier auszuruhen beschloß.

Die Uhr sagte ihm, daß er nichts versäume. Ein Kranker, wie Landenberg, konnte unmöglich in den ersten Vormittagsstunden Besuche annehmen.

Während er ein frugales Frühstück verzehrte, durchblätterte er nochmals Landenberg's Lebensgeschichte.

„Wie doch die Menschen so oft ohne alle Veranlassung die Welt sich zur Hölle machen!“ dachte Friedrich, einzelne Stellen in dem Manuscripte wieder überlesend. „Hätte dieser Baumfahl, den das launenvolle Glück auf Schritt und Tritt verfolgte, dem armen Landenberg nicht mit leichter Mühe die von Natur ihm aufgebürdete Last abnehmen können? Wie dankbar, wie anhänglich würde für solch menschenfreundliches Entgegenkommen der Leidende gewesen sein! . . . Und doch sprechen wir immer so viel von der Gerechtigkeit, die auch im Leben der Menschen überall sichtbar werden soll. Mich will bedünken, es gehört ein eigenthümlich construirter Organismus dazu, um diese Gerechtigkeit zu entdecken. Ich hätte große Lust, ein klein wenig den Gott zu spielen, und in der Gestalt einer rächenden Nemesis die lange nicht mehr betretene Schwelle Baumfahl's zu überschreiten. Wenn dieser Mann für das, was er an Landenberg gesündigt hat — und wer kann wissen, an wen sonst noch — nicht schon auf Erden büßen muß, dann verzweifle ich an der Weisheit der Weltregierung!“

Friedrich gehörte zu jenen leicht reizbaren Naturen, die sich durch bloßes Denken in eine heftige Stimmung versetzen können, in dieser weitschichtige Pläne entwerfen und gern als Anwälte Unschuldiger auftreten. Wäre dem erhitzten Virtuosen, dessen Herz nicht eben selten den Verstand in's Schlepptau nahm, Baumfahl jetzt begegnet, so würde es dem berechnenden Geldmenschen gewiß sehr übel ergangen sein. Friedrich aber hatte zuvor noch einen langen Weg zurückzulegen, er wollte und mußte vor Allem auch erst Landenberg und dessen Tochter sprechen, die ihn ja Beide erwarteten, und so konnten Stunden vergehen, ehe er die Rolle der Nemesis in Baumfahl's Hause zu spielen Gelegenheit fand. Indeß verließ er den vom Lärm der großen Handelsstadt unberührten Ort mit dem festen Vorsatze, dem Rentier höchst eindringlich in das verhärtete Gewissen zu reden.

Kurz vor Mittag betrat unser Freund den Platz, in dessen verstecktestem Winkel nahe dem Himmel der arme Landenberg die schwersten Schmerzen litt. Er war schon lange nicht mehr so streitlustig gestimmt, wie vor zwei Stunden. Sein Herz klopfte und kalter Schweiß befeuchtete seine Hände, als er langsam die dunklen Treppen hinanstieg.

Es war still im Hause, als würde es von Niemand bewohnt. An der letzten Stiege zögerte Friedrich ein paar

Minuten, um zu horchen. Kein Laut, kein Lebenszeichen ließ sich vernehmen. Er ging weiter; die morschen Stufen knarrten unter seinen Tritten, das glatte harte Tau entglitt seiner Hand und schlug klappernd gegen das Getäfel. Jetzt stand er vor der kleinen Küche, die zugleich als Vorplatz diente. Die Thür war angelehnt, auf dem Heerde glommen unter gelblich-weißer Asche leuchtende Torfkohlen. Der über dem Feuer stehende Kessel sang so traulich, als habe er dem Fremdling eine frohe Mähr zu verkündigen.

Diese auffallende Stille machte auch Friedrich behutsam. Geräuschlos durchschritt er auf den Fußspitzen den engen Raum und klopfte kaum vernehmbar an die Thür. Sie wich seinem Finger, da sie ebenfalls nur angelehnt war, und gewährte ihm Einblick in das bescheidene Wohngemach.

Es stand leer. Auf dem Tische, wo unser Freund bei seinem früheren Besuche künstliche Blumen vorräthig fand, brannte jetzt eine Nachtlampe. Man hatte sie wahrscheinlich bei Anbruch des Tages auszulöschen vergessen. Daneben bemerkte Friedrich eine halb geleerte Flasche Medicin, Ueberreste geschnittenen Weißbrodes und ein umgestoßenes Glas.

Einige Secunden verhielt er sich ruhig, das leere Zimmer musternd. Ein Geräusch, das sich wie unter-

drücktes Schluchzen anhörte, führte ihn nach dem Schlafgemache. Friedrich hustete, ehe er es wagte, die Thür behutsam aufzudrücken. Gerührt von der Gruppe, die er hier erblickte, blieb er stehen.

Landenberg saß oder lehnte vielmehr im Bett, den nach vorn gesunkenen Kopf auf die Schulter Clara's stützend, welche den Vater mit beiden Armen umschlungen hielt. Ein Arzt horchte auf das Athmen des Leidenden, der von dem, was um ihn vorging, nichts zu sehen noch zu hören schien. Ein weiteres Zurückschieben der Thür durch Friedrich machte den Arzt aufblicken. Dieser erkannte den jungen Virtuosen, und da er von den Verhältnissen Landenberg's offenbar genau unterrichtet war, winkte er ihm zu, näher zu treten. Gleichzeitig neigte er sich zu der leise weinenden Clara und nannte Friedrich's Namen.

Clara blickte auf, ohne den Vater aus ihren Armen zu lassen. Friedrich sah in ein kummerbleiches, von Nachtwachen abgemagertes, thränenfeuchtes Antlitz. Beim Anblick des Virtuosen suchte sie zu lächeln — oder berührte ein freudiges Empfinden das Herz der Trauernden — sie bewegte grüßend das Haupt und sagte lispelnd:

„Ich danke Ihnen, Herr Vollton, daß Sie kommen. Der Vater hat sich recht nach Ihnen gesehnt.“

Friedrich stand bereits neben Clara, um einen Blick aus Landenberg's Auge zu erhaschen.

„Ist der Anfall vorüber?" fragte jetzt die Tochter den Arzt.

„Er ist vorüber," erwiederte dieser mit eigenthümlicher Betonung.

„Darf ich ihn niederlegen?"

„Sie dürfen es, mein liebes, gutes Kind."

Clara löste sanft ihre Arme vom Leibe des Vaters, aber das Haupt des Kranken regte sich nicht. Der Arzt hob es auf. Das Antlitz war bleich, der Ausdruck der leidenden Züge äußerst mild. Ein Lächeln schien auf den bläulichen Lippen zu spielen. Ueber die sprechenden schönen Augen fielen die weißen Lider wie ein durchsichtiger Schleier.

„Mein Vater!" rief Clara aus, mit beiden zitternden Händen den Kopf des theuern Mannes fassend und ihren Mund auf die hohe kahle Stirn drückend. „Ist's eine Ohnmacht, Doctor?"

„Nein, liebes Kind, es ist der Anfang des Schlummers, der unser Aller harrt," versetzte der mitleidige Arzt. „Ihr braver Vater hat ausgelitten."

Clara's Schmerz erstickte ein Strom von Thränen. Die Hand des Todten erfassend, legte sie ihren Kopf an

die Schulter des Verblichenen, der an ihrem Herzen ruhend, entschlafen war.

Der Arzt verließ das Sterbelager Landenberg's, um einige Worte mit Friedrich zu wechseln.

„Ich habe einen Auftrag an Sie, Herr Vollton," sprach er mit gedämpfter Stimme, „dessen ich mich sogleich entledigen will. Der Verstorbene, den Sie ja kennen, wie ich von ihm selbst erfahren habe, glaubte Sie allerdings noch einmal vor seinem Tode sprechen zu können. Gott indeß hat es anders gefügt. Sie besitzen ihm zugehörige Papiere, die Ihnen Einsicht in sein ganzes vergangenes Leben geben. Von diesen Papieren nun sollen Sie, wenn der letzte Wille eines Todten Ihnen heilig ist, denjenigen Gebrauch machen, der am Schlusse jener Mittheilungen angedeutet worden ist. Außerdem bittet Sie der Verewigte, Sie wollen als Landsmann seiner Tochter sich nach Kräften annehmen, damit Sie unter der Last ihres Schmerzes nicht erliege, und ihr dereinstiges Schicksal nicht dem ihres Vaters gleiche."

Friedrich versprach durch einen Händedruck, Landenberg's letzten Willen gewissenhaft zu erfüllen.

Der Arzt war zufrieden gestellt. Er wandte sich jetzt wieder zu der still weinenden Clara.

„Ich will Sie nicht mit leeren Worten trösten, liebes Kind," sagte der menschenfreundliche Mann, „die Zeit und

Ihr eigenes natürliches Gefühl werden dies besser besorgen, als ein armer Doctor, der sich nie machtloser vorkommt, wie an einem Sterbebette. Thun Sie, was Fräulein Recha Silbermann Ihnen schon früher eingeschärft hat. Für das, was jetzt Noth thut, werden Andere sorgen. Auch Herr Vollton wird sich gewiß bereit erklären, Ihnen mit Rath und That beizustehen. Ich gehe, um einer Ihrer Nachbarinnen Anzeige von dem Geschehenen zu machen, damit Sie nicht genöthigt sind, ganz allein hier zu verweilen. Bis die Gerufene kommt, wird Herr Vollton Ihnen Gesellschaft leisten."

Clara billigte Alles, was der Hausarzt Benjamin Silbermann's, welcher in den letzten Tagen den hoffnungslos Kranken behandelte, anordnete. Friedrich wollte die Trauernde nicht stören, und trat deshalb zurück in's Wohnzimmer, wo er sich mit nochmaligem Händedrucke von dem Arzte verabschiedete. Hier ging er unhörbar auf und nieder, bis die gerufene Nachbarin eintrat. Erst jetzt rief er Clara mit Namen, ergriff ihre Hand, zog die weißen schlanken Finger an seine Lippen, und entfernte sich mit den Worten:

„Sie sollen bald von mir hören, Fräulein Landenberg. Wenn nicht heute, so doch ganz gewiß morgen sehen Sie mich wieder!"

Eine heiße Thräne Clara's benetzte seine Hand. Er

wagte dieses Weihwasser eines betrübten Herzens nicht abzuwischen, sondern ließ es auf der Hand trocknen. Die Stelle brannte ihn wie ein Nadelstich, und dies Brennen glaubte er noch zu fühlen, als die Wohnung der geschickten Blumenarbeiterin mit den sterblichen Ueberresten ihres verewigten Vaters schon weit hinter ihm lag.

Vierzehntes Kapitel.

Ein sehr armer Mann.

Eine Anzahl Kunstgenossen hatte, angelockt von dem sonnenhellen Tage, einen Ausflug nach den romantischen Walddörfern gemacht. Alfred, der bei derartigen Gelegenheiten niemals fehlte, und am liebsten als Ordner des Ganzen auftrat, wofür er eigenthümliches Geschick besaß, wollte auch, daß sein Freund daran Theil nehme. Er fand ihn jedoch, wie gewöhnlich in den letzten Tagen, nicht daheim, und setzte daher voraus, er möge in Gesellschaft seines schlesischen Gönners sich irgendwo herumtreiben. Den Humor ließ sich Alfred durch das Nichtauffinden des Virtuosen in keiner Weise verderben. Er war

heiter, wie immer, und kehrte, wenn dies überhaupt möglich war, noch heiterer am Abend zurück. Ein Zusammentreffen mit der reizenden Signora Carità, das zufällig schien, vielleicht aber doch im Voraus verabredet war, weil die gefallsüchtige Dame von der gänzlichen Vernachlässigung Friedrich's unangenehm berührt war, und dieser verabredetermaßen mit von der Partie sein sollte, legte dem dramatischen Sänger die angenehme Pflicht auf, der graziösen Schönen als Ritter zur Seite zu stehen.

Eifersucht kannte Alfred Drollig nicht. Ihm machte es Vergnügen, wenn Andere nur fanden, daß er Geschmack habe, und daß Damen, welche ihm selbst gefielen, auch das Augenmerk Mehrerer waren. Das Gegentheil hätte ihn sicherlich verstimmt, ja vielleicht sogar ihn zu einem leichten ungalanten Benehmen fortgerissen.

Signora Carità gefiel Alfred über alle Maßen gut. Er fand die vergötterte Tänzerin natürlich, ohne Prüderie und Anmaßung, von Launen nur in so weit beherrscht, daß sie der natürlichen Liebenswürdigkeit der jungen Dame zur Folie dienten, und im Umgange zu jeder Zeit aufgeweckt.

„Mit solchen Weibern ist gut auskommen," pflegte er wiederholt zu äußern. „Sie brummen nicht, wenn unser einem die Mütze vom Coulissenwinde schief auf dem Ohre sitzt, und sind klug genug, es nicht zu sehen, daß man

auch Ohr und Auge für andere Schönheiten außer ihnen hat, wenn man so glücklich ist, irgendwo einen dieser hübsch beschwingten Schmetterlinge unter die Hände zu kriegen. Um Gottes Willen, laßt mich ungeschoren mit sentimentalen Frauenzimmern oder mit so ausbündigen Tugendspiegeln, daß man sich in ihren Augen immer nur kohlschwarz oder beelzebubroth ausnimmt! Ich will, daß mein eigenes Spiegelbild in dem beweglichen Krystallbrunnen eines Frauenauges mir auch Spaß machen soll. Darum liebe ich die graziöse Leichtfertigkeit in der anmuthigsten Form, umhergetrieben von dem modernen Feuergas unseres gasreichen Jahrhunderts."

An solchem Feuergas, den schönen Lippen einer fesselnden Dame entsprudelnd, hatte Alfred sich heute berauscht. Als enthusiastischer Bewunderer Carità's kehrte er daher zurück, ohne jedoch von den sehr verführerischen Schlingen der gefallsüchtigen Tänzerin in gefahrvoller Weise gefangen worden zu sein.

Unter anregenden Gesprächen rollte der Wagen durch die Straßen, in denen eben die ersten Gasflammen blaß glänzend aufblitzten. Plötzlich hörte das Rollen der Räder auf und auch den Hufschlag der Pferde hörte man nicht. Dennoch glitt der Wagen rasch an den Häusern vorüber.

„Mein Gott," rief Signora Carità verwundert aus

„werden wir von Geistern entführt, weil wir so übermüthig waren, den ganzen Tag mit allen Arten von Geistern, als Wald=, Wiesen=, Luft= und Wassergeistern umgehen zu wollen? Wenn wir nun unvermerkt Feuergeistern in ihr flammendes Reich gerathen sind?"

Alfred warf einen Blick auf die Straße. Sie war eine beträchtliche Strecke weit sehr sorgfältig mit dickem Stroh bestreut.

„In die Nähe von Geistern sind wir allerdings gerathen, meine Gnädigste," erwiederte Alfred, „ich fürchte aber, die Geister, welche sich hier irgendwo niedergelassen haben, gehören nicht den heitern Regionen an, sondern hausen, wie das Nachtgevögel, in finstern Schluchten, und schleichen auch am liebsten in langschleppenden grauen oder schwarzen Gewändern auf Erden umher. Sie scheinen mir nahe verwandt zu sein mit dem widerwärtigen Geschlecht irdischer Klageweiber."

„Wenn Sie in Räthseln sprechen, werde ich Sie auch bitten müssen, die Lösung derselben selbst zu übernehmen," sagte Signora Carità. „Ich bin gar nicht aufgelegt, mir den Kopf zu zerbrechen."

„Nun ich vermuthe," antwortete Alfred, „daß in einem dieser fashionablen Häuser, wo man für gewöhnlich nach irdischen Begriffen ein himmlisches Leben führt, ein ungebetener Gast sich eingeschlichen hat. Man nennt ihn

Krankheit und findet ihn aller Orten, wo er sich zeigt, unbequem. Am Meisten verhaßt ist er natürlich den Reichen, weil er sich auch durch die größten Geschenke nicht entfernen läßt. Durch diese zähe Ausdauer und unverschämte Zudringlichkeit erweist sich der flegelhafte Bengel merkwürdiger Weise noch mächtiger als das Banco, weshalb denn auch sämmtliche Bancoritter eine entsetzliche Furcht vor der schweren Hand dieses Butje's haben."

„Sie sind der amusanteste Schalk, den ich im deutschen Norden kennen gelernt habe," lachte die Tänzerin, beugte sich noch einmal aus dem Wagen, um nach der Häuserfronte zu schielen, vor welcher die Strohbettung aufgeschüttet lag, und stieß in demselben Moment Alfred an.

„Ist das nicht Er?" sprach sie, auf einen schnell vorübergehenden Herrn deutend. „Unser Verschollener, der mir zu zürnen scheint, weil ich nicht so gütig sein wollte, ihn mit meinem beschwanten Pantoffel zum Ritter zu schlagen?"

„Bei Gott, er ist's!" rief Alfred aus. „He, Friedrich! Wohin des Wegs? Wo zum Kuckuck hast Du gesteckt? So sei doch halt gescheidt, und blicke Dich um! . . . Nein, er hört nicht — es muß ihm vor die Ohren gefallen sein, und ich glaube wahrhaftig, er geht dort hinein — Richtig! Na, lassen wir ihn laufen, er wird zeitig genug wie-

der zurückkommen, denn wenn er auch ein trefflicher Mensch und ein ausgezeichneter Musikant ist, traue ich ihm doch wenig Talent als Krankenwärter zu."

Der Wagen der fröhlichen Künstler rollte um die nächste Straßenecke, und bald dachte Niemand mehr an das strohbelegte Pflaster, das zu einem so muntern Zwiegespräch Anlaß gab.

Alfred hatte in seiner lustigen Weise eine sehr bittere Wahrheit gesagt. Hinter dicht verhüllten Fenstern, damit kein Lichtstrahl eindringe und jedes Geräusch möglichst abgedämpft werde, lag ein schlanker junger Mensch, bleich, abgemagert, mit halb gebrochenen Augen auf den weichsten Dunen. Neben ihm saß ein Mann mit harten Zügen. Er hielt die feuchte Hand des Kranken in der Seinigen und heftete lange die finstern Augen auf dessen zuckende Mienen. Dieser Mann war Baumfahl, der reich gewordene Rentier, der kranke Mensch sein einziger Sohn Charles, dessen Leben heute drei Aerzte nach langer Berathung aufgegeben hatten.

Vor einigen Wochen war Charles mit seinem Vater ausgefahren, hatte sehr lustig gelebt und, da Baumfahl es gern sah, wenn sein dereinstiger Erbe den Leuten zeigte, daß es ihm an den nöthigen Mitteln nicht fehle, viel Geld verausgabt. In der Jugend fällt es zuweilen auch dem Besonnensten schwer, Maß zu halten, weil man sich

selbst und seine Kräfte noch nicht kennt. Charles depensirte über die Maßen, und da er an Extravaganzen nicht gewöhnt war, so übernahm er sich. Dies vergnügte Baumfahl. Er lachte über seinen ausgelassenen Sprößling, sagte mehr denn einmal: „Das thut nichts, mein Sohn! Das ist mir ebenfalls in jungen Jahren passirt. Man muß genießen, so lange man kann. Und warum solltest Du Dich kasteien? Du brauchst es nicht, denn wir haben Banco und wer Banco besitzt, der kann der ganzen Welt eine Nase drehen, sie muß ihn doch respectiren und demüthig den Hut vor ihm ziehen! Ja, ja, Banco ist die köstlichste Gabe Gottes, es ist und bleibt immer das Höchste!“

Charles hatte sich nur erkältet. Er kränkelte einige Tage, ward dann von seinem Vater, der seiner ganzen Charakteranlage nach alle Schwächlinge nicht leiden mochte, veranlaßt auszugehen, um durch starke Bewegung das stockende Blut mehr in Umlauf zu bringen, und fiel darauf in einen ermattenden Fieberzustand. Er mußte alsbald das Bett hüten. Schon nach wenigen Tagen stellte es sich heraus, daß die Lungen des jungen Menschen stark afficirt waren, und ungeachtet der geschicktesten und sorgfältigsten Behandlung zeigten sich überraschend schnell die Symptome einer heftig auftretenden galloppirenden Schwindsucht.

Der Arzt machte kein Hehl aus der Gefahr, in welcher Charles schwebte. „Wenn die Natur sich nicht selbst hilft, die Kunst kann hier nichts thun," sprach der verständige Mann. „Ihr Sohn muß in einem Zustande starker Erhitzung unvorsichtig kalte Getränke genossen haben."

Baumfahl glaubte dem Arzte nicht.

„Man kennt das," äußerte er gegen seine wortkarge Frau, die ihn nur mit noch größeren Augen als gewöhnlich ansah, und etwas animirter ihre Zimmer durchwandelte. „Gold will der Mann der Wissenschaft haben, das ist Alles. Je mehr Banco ich ihm bewillige, desto schneller wird der Junge gesund werden. Was soll ihm denn Großes fehlen! Es ist ja mein Fleisch und Blut, und das verträgt einen Puff. — Ha, ha, das Gesundmachen wollen wir schon durch unser klingendes Universalmittel besorgen!"

Baumfahl hatte sich jedoch geirrt. Der Arzt war ein gewissenhafter, humaner Mann. Die Summe, welche der Rentier ihm zuschickte, erhielt er durch den nämlichen Boten wieder zurück. „Wenn ich Sie verdient hätte, würde ich Sie annehmen," schrieb er dem erstaunten Baumfahl, „wie aber die Sachen stehen, kann auch das Hundert- und Tausendfache Ihren zum Tode kranken Sohn nicht retten."

Baumfahl erschrack. Ein paar Stunden später raubten eingetretene politische Verhältnisse ihm einen großen Theil seines Vermögens, und die Furcht, es könne ein Unglück dem andern folgen, erfüllte ihn mit Angst und Zagen. Sein unsicheres Tasten, verbunden mit dem Wunsch, das Verlorene schnell wieder zu gewinnen, ließ ihn fast immer den falschen Weg einschlagen. Während sein Sohn immer kränker ward, schmolz sein Vermögen mit jedem Tage mehr zusammen. Er verdiente gar nichts mehr, er verlor nur noch. Wie aber der erhitzte Spieler bei jedem neuen Verluste immer größere Summen in der Hoffnung wagt, das treulos gewordene Glück müsse sich ihm wieder zuwenden, so forcirte Baumfahl sein unsicheres Börsenspiel täglich mehr. Eine fieberhafte Aufregung verließ ihn von Stund' an weder Tag noch Nacht. Hier sah er den Tod über das Lager des matt röchelnden Sohnes sich beugen, und dort hörte er ein grauenvolles Echo, das sich hundertfältig an den größten Firmen brach, das schreckliche Wort „Banquerot" in die Welt hineinschreien! Bisweilen vernahm er sogar das schrille Gebimmel einer Glocke, und sein Name stand, wie von feurigem Griffel aufgezeichnet, an einer wohl bekannten schwarzen Tafel.

„Nur das nicht erleben müssen!" murmelte er dann, hüllte sich in seinen kostbaren Hausrock, krümmte sich zusammen, als vermöge er damit die Qualen seiner Seele

zu mindern, stierte wie versteinert auf den bleichen leidenden Sohn und verfiel dann wieder in dumpfes Hinbrüten.

„Lieber todt sein, als verarmen!“ Diese Worte entschlüpften Baumfahl, wenn er sich unbeobachtet wußte, zahllose Male. „Ein Lump zu werden, ertrüg' ich nicht!... Wenn man doch ärztliche Kenntnisse besäße!.. Kein Banco mehr zu haben!... Ob man daran nicht eben so gut sterben könnte, als an Gift?... Ich wenigstens kenne kein stärkeres Gift, als diesen fürchterlichsten aller fürchterlichen Gedanken!“...

In den letzten Tagen war Baumfahl nicht mehr zur Börse gegangen. Sein Wechselmakler erhielt in einsylbiger Unterredung von ihm die allernöthigsten Instructionen, im Uebrigen kümmerte er sich so wenig um das Geschäft, daß dieses ganz ungewohnte Benehmen Aufsehen machen, ja bei Vielen Bedenken erregen mußte. Fein fühlende Geschäftsleute vermieden es, mit Baumfahl oder dessen Stellvertreter in neue Verbindung zu treten. Der Gedanke, er könne nicht mehr ganz gut sein, schlüpfte wie ein gewandter Dieb von Haus zu Haus, und brachte Baumfahl in üble Nachrede. Niemand sprach mit Worten aus, was er dachte; die Blicke Aller aber waren noch beredter als Worte. Während der Rentier angstvoll am Krankenbette seines Sohnes saß, und die Pulsschläge zählte, welche den Ablauf der Lebensuhr durch ihre Unre-

gelmäßigkeit anzeigten, erklärte ihn das Gerücht an der Börse für einen geschäftlich todten Mann.

Baumfahl ahnte nichts von diesem schrecklichen Umschwunge in seinem Lebensschicksale. So lange er noch das Athmen Charles' hörte, verließ ihn die Hoffnung nicht ganz. Er ward vor Angst religiös gestimmt. Seine Frau mußte ihm eine Bibel reichen, in der er zu blättern begann, ohne doch seine Gedanken fest auf das Ueberirdische richten zu können. Er wußte wenig Bescheid in den heiligen Büchern, aber er meinte, es könne nicht schaden, wenn er darin lese. Hatten doch schon so Viele Muth und Trost daraus geschöpft, warum sollten sich nicht Worte darin verzeichnet finden, die sich auch um sein bekümmertes Herz wie lindernder Balsam legten? Selbst zu stillen Gelöbnissen ließ er sich herbei.

„Ich will den Armen ein reichliches Geschenk geben, alle Wohlthätigkeitsanstalten bedenken und künftig jedem Bittenden, der mich anspricht, eine Gabe reichen," sprach er, „wenn der Himmel mir nur das Kind lassen wollte!"

Plötzlich ward er noch ernster und seine runzliche Stirn verfinsterte sich. Er gedachte des mildherzigen Landenberg, den er oft seiner Barmherzigkeit wegen hart getadelt, ja nicht selten geradezu verhöhnt hatte. Dieser Gedanke, der ihn so unerwartet überfiel, klammerte sich fest in seiner Seele. Er konnte ihn nicht wieder los wer-

den, wie sehr er sich auch abmühte. Weder das schwerere Athmen des kranken Sohnes noch die Lectüre der Bibel, in die er sich zu vertiefen alle Mühe gab, verscheuchte die unangenehme Rückerinnerung an den armen gebrechlichen Mann. Ein paarmal kam es Baumfahl vor, als bewegten sich die schweren grünen Portièren, und die gebückte Gestalt des früh gealterten Landenberg mit dem vorgebeugten hagern Haupte trete auf ihn zu.

Baumfahl zitterte. Er fürchtete sich im eigenen Zimmer. Aus allen Winkeln des dämmrigen Gemaches, in dem man außer dem regelmäßigen Ticken der kostbaren Stutzuhr nur das matte Röcheln des Kranken hörte, schritt Landenberg's Gestalt, wie ein rächender Geist, auf den erschütterten, von Angst und Sorge aufgeregten Rentier zu. Gerade so hatte er vor ihm gestanden, als er ihn das letzte Mal besuchte. So hielt er die Bücher im Arme, so fuhr er mit der magern Hand empor über sein gebeugtes Haupt — so grollend Hilfe flehend schlug er die blauen glänzenden Augen zum Himmel auf.

„St! — Fort! .. Gib Dich doch zur Ruhe, alter, wunderlicher Narr!“ sprach er lächelnd, als könne er sich damit eine Erleichterung verschaffen. „Auch Dich will ich nicht vergessen. . . Du sollst die lumpigen paar Mark und noch etwas darüber nachträglich erhalten, damit Du nicht Ursache hast, mich hartnäckig zu nennen. . . Morgen

schon will ich sie Dir schicken. . . . Aber nun laß mich in Ruhe, und quäle mich armen Mann nicht mit Deinen häßlichen Fratzen! . . .“

Charles seufzte tief auf, sein Athem ward kürzer, das Röcheln lauter. Draußen riß eine ungeduldige Hand heftig an der Schelle. Auch Baumfahl zog die Glocke, und zwar mit solcher Gewalt, daß der von Glasperlen kunstvoll gearbeitete Glockenzug abriß und klirrend zu Boden fiel. Der Leibdiener trat ein.

„Meine Frau! . . . Hilfe! . . . Charles, o Gott, mein Charles!“

Baumfahl warf sich vor dem Lager des sterbenden Sohnes auf die Knie, rieb ihm die erkaltenden Hände, küßte ihm die Stirn, blies ihm Odem in den halb geöffneten Mund, und versprach demjenigen, der den Tod aus seinem Hause jagen wolle, fabelhafte Schätze. Aber es hörte Niemand auf den unglücklichen Mann. Sein Rufen verhallte wie ein säuselnder Windhauch. Nur die Mutter des sterbenden Kindes erschien nach einigen Minuten, um sich schweigend neben den verstörten Baumfahl zu stellen, der sein Ohr an die erkaltende Wange Charles' legte und mit zurückgehaltenem Athem dessen immer matter werdenden Herzschlag belauschte.

Im Vorzimmer war es auffallend unruhig, Baumfahl achtete jedoch nicht auf das Geräusch leise gewechselter

Worte. Endlich ward es wieder still, die Glocke klang noch einmal, abermals bewegte sich die Portière und der Leibdiener überreichte seinem Herrn ein Packet, das so eben gebracht worden war.

„Es hat große Eile,“ fügte der Diener hinzu, als er dasselbe in Baumfahl's Hände legte, der sich eben wieder aufrichtete und zu seiner Gattin gewandt sagte:

„Er schläft! Schlaf wird ihn stärken. Wenn er aufwacht, ist vielleicht, wie die Doctors sagen, eine wohlthuende Krisis eingetreten.“

Abermals erschien der Bediente, um eine Kuppellampe mit mattgrünem Schirm auf einen Pfeilertisch zu stellen. Baumfahl stand auf, legte seine Hand nochmals auf die Brust des kranken Sohnes, um die Bewegung des Herzens zu erproben, und setzte sich dann an den Pfeilertisch.

Ziemlich zerstreut öffnete er das Packet.

„Geschriebenes!“ sprach er, einen flüchtigen Blick darauf werfend. „Was soll mir das Zeug?“

Er schlug ungeduldig einige Blätter um, ohne zu lesen. Da sah er deutlich seinen Namen geschrieben. Dies machte ihn aufmerksamer. Er vergaß momentan den kranken Sohn und die precäre Lage, in der er sich befand.

„Welcher Narr nimmt sich heraus, über mich schreiben zu wollen,“ fuhr er fort, unruhig und hastig die eng beschriebenen Blätter durchwühlend. Die düster bren-

nende Lampe ließ ihn die Handschrift nicht deutlich erkennen. Er schob den Docht höher, daß volles Licht auf die Blätter fiel. Zitternd erkannte er jetzt die Hand Landenberg's. Er hatte gerade die Stelle aufgeschlagen, wo der viel geprüfte arme Mann sich über Baumfahl's Härte aussprach, der ihn seiner Wohlthätigkeit halber immer mehr drückte.

„Er hält Wort — er rächt sich!" stammelte Baumfahl, und seine Hände zitterten, seine Augen irrten unstät von Blatt zu Blatt. Es kam ihm vor, als schleiche ein Schatten um ihn, als fühle er die Nähe eines Dritten, der sich über ihn beuge. Seine Pulse flogen, das Lampenlicht bildete bunte Kreise vor seinen irren Blicken. Wie aus einem Nebel empor streckte sich näher und immer näher die hagere Hand Landenberg's, bis sie vor ihm auf die beschriebenen Blätter zeigte und der entsetzte Baumfahl, gebannt von einer höhern Macht, willenlos dem bleichen Finger folgen mußte, der sein Auge wie ein Magnet festhielt und ihn die Worte zu lesen zwang. So las mit immer mehr steigender Angst der gequälte, von seinem Gewissen verklagte Mann den ganzen letzten Abschnitt von Landenberg's Geschichte zu Ende. Hier hatte eine fremde Hand hinzugefügt, daß Landenberg gestorben sei.

Baumfahl brach geistig zusammen.

„Er hält Wort!" stammelte er abermals. „Er drohte

mir, noch einmal zu mir zu kommen, nicht aber als Lebender! . . . Nun ist er hier — überall — um mich — in mir — als Schatten und als Geist! . . . O, wer erlöst mich aus seinen würgenden Händen! . . . Wer schließt die gräßlichen Augen, die mich durchbohren!"

In seiner Aufregung warf Baumfahl den Tisch um. Die Lampe stürzte klirrend zu Boden und verlosch. Dies Geräusch weckte seine schweigende Frau aus ihrer Lethargie, es rief zugleich die Diener in's Zimmer.

„Licht! Bringt Licht!" lallte der unglückliche Mann. „Der häßliche Schatten erdrückt mich."

Man brachte hell brennende Kerzen. Ihr Schein beleuchtete das Antlitz des Sohnes. Es war fahl und keine Muskel regte sich.

„Baumfahl," sprach die Mutter, „unser Sohn —!"

Es waren die ersten Worte, die über ihre Lippen kamen. Der Gerufene stand schon am prunkvollen Lager seines Kindes. Die abgemagerte Hand Charles' ruhte in der des Vaters. Der Puls stand still, das Herz des Jünglings hatte ausgeschlagen.

„Todt!" schrie Baumfahl, beide Arme über den Verstorbenen legend, als wolle er ihn festhalten. „Mein Kind ist todt! Gott will nichts von mir wissen! . . . Ich bin arm, elend, verlassen, von Schatten verfolgt, und nichts, nichts kann mich retten!"

Ueber die harten Züge des vergrämten Vaters rannen Thränen. Baumfahl weinte, und wohl zum ersten Male in seinem Leben empfand er wirklich tiefen Schmerz.

Die Diener zogen sich geräuschlos zurück, um Vater und Mutter allein an dem Sterbelager ihres einzigen Kindes zu lassen. Da sich Niemand weiter um sie kümmerte, benutzten sie die ihnen gewordene Freiheit, und thaten sich an der herrschaftlichen Tafel, die heute vergebens ihrer gewöhnlichen Gäste wartete, bis tief in die Nacht hinein gütlich. Erst als sie den Schritt des Rentiers hörten, der spät zugleich mit seiner Gattin das Sterbezimmer verließ, hoben sie die Tafel auf und begaben sich vergnügter denn je zur Ruhe.

„Es kneift den Alten auf allen Ecken und Enden," raunte der Leibdiener einem seiner Collegen in's Ohr, „und das thut einer ehrlichen Haut, wie unser einem, ordentlich wohl. Gib Acht, bald kommt es noch besser! Das Geld wird knapp und es wäre möglich, wir erlebten's, daß der geldstolze Mann uns eines Tages recht freundlich grüßte. Dann aber — das habe ich mir schon längst vorgenommen — werde ich ihm gewiß nicht danken."

Sein College lachte und der Händedruck, mit welchem er dem Leibdiener gute Nacht wünschte, sagte diesem, daß er einen Gleichgesinnten gefunden habe.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Gegensätze.

Heftige Gemüthserschütterungen haben bei den Menschen oft die nämlichen Folgen, wie Stürme im Leben der Natur. Je unerwarteter und plötzlicher sie hereinbrechen, desto nachhaltiger sind ihre Wirkungen. Sie führen den Menschen auf sich selbst zurück, zwingen ihn, Einkehr zu halten in sein eigenes Herz und läutern dadurch sein Fühlen und Denken.

Diese Erfahrung hatte in den letzten Tagen Friedrich Vollton an sich selbst gemacht. Der Tod Adolph Landenberg's, obwohl längst voraus zu sehen und gewissermaßen eine Wohlthat für den Leidenden, erschütterte ihn doch mehr als Alles, was er bisher erlebt hatte. Er sah ein Leben vor seinen Augen, unter seinen Händen zusammenbrechen, das von Natur zu Größerem bestimmt war. Und an dem Todtenbette des edlen Dulders kniete einsam die einzige Tochter des Verstorbenen, wie es schien, ohne Aussicht auf frohe und glücklichere Tage in der

Zukunft. Denn wenn auch Clara Landenberg augenblicklich einiger Unterstützung gewiß war, das Leben lag doch ziemlich düster vor ihr ausgebreitet, und wer mochte sagen, wohin es die arme Waise verschlagen, wie hart es sie anfassen und von einem Orte zum andern stoßen würde!"

Friedrich befand sich in einer Aufregung, die ihn fast krank machte. Er zürnte Baumfahl seiner Lieblosigkeit wegen, und als er das Sterbelager Landenberg's verließ, war er fest entschlossen, dem reichen Manne bei Ueberreichung der Bekenntnisse des Verstorbenen scharf in's Gewissen zu reden. Er war edel und großdenkend genug, um sein eigenes Wohl dabei ganz unberücksichtigt zu lassen. Auch hätte Friedrich sein Vorhaben ausgeführt, wäre nicht in Baumfahl's eigener Wohnung ein ernster Mahner ihm hindernd in den Weg getreten. Die Worte des Bedienten, der ihm die Thür öffnete, „der Sohn Herrn Baumfahl's liegt im Sterben," entwaffneten den erhitzten Virtuosen. Einen Vater, der auf die letzten Athemzüge des einzigen Kindes lauschte, konnte er unmöglich stören. Für einen so unglücklichen Mann hatte sein übervolles Herz kein Wort der Anklage oder des Vorwurfs. Aber sein Versprechen wollte er doch halten. Darum reichte er dem Diener die Bekenntnisse Landenberg's und schärfte ihm ein, dieselben seinem Herrn so-

gleich zu übergeben. Dann verließ er die prunkvollen Hallen des reichen Mannes und suchte auf einsamer Wanderung an den kühlen Ufern der Alster sein stürmisch klopfendes Herz zu beruhigen.

Wir haben gesehen, wie der geistige Besuch Landenberg's Baumfahl's geängstigte Seele erschütterte. Die Welt erfuhr freilich nichts von dem, was im Hause und Herzen des Rentiers vorging, nur daß der unerbittliche Tod den elfenbeinernen Griff der Thür erfaßt hatte, welche das Haus des Reichen erschloß, war schon am nächsten Tage stadtbekannt.

Es mochte Zufall sein, daß Landenberg und Charles Baumfahl an ein und demselben Tage, nur zu verschiedenen Stunden und auf verschiedenen Kirchhöfen, zur Erde bestattet wurden. Charles senkte man unter weithin schallendem Glockengeläut in ein gewölbtes Familiengrabmal, das Baumfahl schon früher für sich und seine Nachkommen in prunkvollem Styl hatte erbauen lassen. Landenberg ward begraben wie alle Menschen, die nicht mehr besitzen, als sie nothdürftig zum Leben brauchen. Eine lange Reihe, freilich nur leerer, Kutschen folgte dem Leichenwagen, welcher den blumengeschmückten Sarg des jungen Baumfahl trug. Landenberg's sterbliche Hülle begleitete eine einzige Droschke zur letzten Ruhestätte. In dieser Droschke saßen zwei schwarz gekleidete junge

Männer, Friedrich Vollton und Alfred Drollig. Beide wohnten der Einsenkung des viel Gemißhandelten bei, sprachen ein stilles Gebet und warfen die üblichen Erdklöße dem verschwindenden Sarge nach. Als die Freunde wieder in ihre Droschke stiegen, verkündigte das Geläut der Glocken, daß der Leichenzug Charles' von Baumfahl's Hause sich in Bewegung setze. Er begegnete der zurückkehrenden Droschke mitten in der glanzreichsten Gegend der Stadt.

Um Alfred Drollig's Lippen spielte ein Lächeln.

„Woran denkst Du?" fragte Friedrich.

„Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe, noch bin ich zu Scherzen aufgelegt," versetzte der dramatische Sänger, „und dennoch kann ich eine wunderliche Erinnerung in diesem Augenblicke nicht los werden."

„Welche Erinnerung?"

„Hörst Du die Glocken?"

„Sie klingen voll und harmonisch zusammen. Fast könnte ich glauben, ich sei daheim."

„Und weißt Du nicht, was sie sagen?"

Friedrich sah den Freund mit fragenden Blicken an. „Sie verkünden der großen Welt, daß Jemand beerdigt wird," sagte er nach kurzer Pause.

„Jemand?" erwiederte Alfred. „Das eben ist's, was mich wider Willen lächeln machte. Jemand ist schon

begraben — das war Landenberg. Den sie jetzt hinausschaffen zu der schweigsamen Volksversammlung, wo Keiner mehr gilt als der Andere, der ist mehr als Jemand, denn er oder seine Angehörigen besitzen Banco. Der Einfluß dieses Besitzes macht sich auch noch am Rande des Grabes geltend. Erst wenn die Gruft sich schließt oder der Erdhügel sich über dem Sarge wölbt, erlischt seine Kraft. Das wissen unsere slavischen Grenznachbarn, die Czechen. Deshalb sagen sie — falls ich mich recht erinnere — die Glocken klängen bei der Beerdigung eines Reichen: hore, bole, domi miel!*) Dagegen sprächen sie bei der Beerdigung eines armen Teufels: nizni miel! nizni miel!"**)

„Auch die Glocken sprechen nicht immer wahr," erwiederte Friedrich. „Wer weiß, ob der Vater des früh Gestorbenen, den man jetzt so stattlich zur Gruft geleitet, die Kosten dieses großen Aufwandes mit gutem Gewissen bestreiten kann."

„Meinst Du? Sollte auch unser praktischer Kunstfreund mit seinen „gemalenen" Kniestücken sich verrechnet haben?"

„Man munkelt allerlei, ob mit oder ohne Grund, wer

---

*) Er besaß Felder, Wälder und Häuser.

**) Er hatte nichts.

mag's wissen! Ich kümmere mich nicht darum, wie ich überhaupt im Hause Baumfahls schwerlich je wieder verkehren werde. Der Mann kann augenblicklich zu bedauern sein des Verlustes wegen, der ihn getroffen hat, dennoch vermag ich nicht, Mitleid mit ihm zu haben. Die arme Waise ist jedenfalls mehr zu beklagen, und hat ein Recht, die Unterstützung edelmüthiger Freunde zu beanspruchen."

„Eine Freundin würde der kleinen Blumenarbeiterin noch wünschenswerther sein, will mich bedünken," versetzte Alfred. „Und wie ich höre, hat sie ja schon eine solche gefunden."

„Fräulein Recha Silbermann nimmt sich Clara Landenberg allerdings an," fiel Friedrich ein. „Es ist dies schön und lobenswerth, eine Freundin aber kann die reiche Erbin der mittellosen Waise niemals werden."

„Das sagst Du mit solcher Bestimmtheit?"

„Ich spreche, wie ich fühle. Die Freundschaft eines Reichen drückt jeden feinfühlenden Armen. Und Clara ist feinfühlend, sie müßte nicht Landenberg's Tochter sein."

Die Droschke hielt vor der Wohnung des Virtuosen. Dieser wollte den Kutscher bezahlen, Alfred aber drückte ihm die Hand nieder.

„Ueberlasse das mir," raunte er dem Freunde leise zu, „für Dich kommt wohl alsbald eine Zeit, wo Du

Dein Geld zweckmäßiger verwenden kannst. Auf fröhlicheres Wiedersehen!"

„Nicht heute," sagte Friedrich abwehrend.

„Verlange ich auch nicht. Du hast freie Zeit, und kannst Dich besinnen und sammeln, so lange Du wünschest. Immer bleibst Du doch weder traurig noch verstimmt. Das hält ein gesunder Kerl unseres Schlages nicht aus. Darum noch einmal: auf fröhlicheres Wiedersehen, sobald Dein Blick wieder klar, Dein Blut ruhig und Dein Herz mittheilungsbedürftig ist!"

Die Freunde schieden und Friedrich war recht verstimmt. Er wußte nicht, was ihm eigentlich fehlte. Traurigkeit konnte er das, was ihn drückte und beherrschte, nicht nennen; es war mehr ein Unzufriedensein, ein dumpfer Schmerz, der seine Seele umrankte, und dessen Ursprung er nicht kannte.

Wie er wohl in ähnlichen Stimmungen schon gethan hatte, griff er auch wieder jetzt zu seiner Violine. Das Instrument hatte einige Tage unberührt in seinem Futterale gelegen, was nur in Zeiten ungewöhnlicher Geisteszerstreuung geschah. Schon mit den ersten zitternden Tönen, die er den Saiten entlockte, ward ihm wohler. Er spielte, um sich zu trösten, zu erheitern, und wollte auch die Heiterkeit nicht sogleich Platz in ihm greifen, eine gewisse

Ruhe zog mit den schmelzenden Klängen der Violine doch ein in sein Herz.

Während Friedrich die Erlebnisse der letzten Tage nochmals recapitulirte, gab er sich wieder mit voller Seele dem Studium der Musik hin. Er arbeitete mit Fleiß und in begeisterter Stimmung. Da er nur sein Herz sprechen ließ, so entstand eine Cantate voll Schwung, er wußte kaum wie. Als er das Blatt mit den rasch hingeschriebenen Noten vor sich liegen sah, und sein mit dem Gehör correspondirendes Auge nochmals die harmonischen Klänge überflog, die aus den Noten zu ihm sprachen, mußte er Landenberg's gedenken.

„Wie gern und wie zierlich würde der gute brave Mann meine Composition abgeschrieben haben!“ sprach er, laut denkend. „Gewiß hätte er seine Abschrift dann Clara gezeigt, und diese —“

Die Hand an seine Stirn legend, stand unser Freund hastig auf. Es war ihm plötzlich wieder so weh, so leer, so entsetzlich seelenbang geworden!

Er ging auf und nieder, er summte die Grundharmonie der componirten Cantate, er nahm die Geige, um sie zu spielen. Der Schmerz, die Bangigkeit, die Sehnsucht oder wie er das unklare Gefühl, das wie ein Alp auf ihn lastete, benennen sollte, wollte sich nicht verlieren. Ein längerer Spaziergang war unstreitig das beste Gegen-

mittel. Er hatte sich zu wenig Bewegung gemacht und zu angestrengt gearbeitet. Es war noch ziemlich früh am Tage, die Luft weich, nicht schwül. In den schattigen Alleen vor den Thoren mußte sich's trefflich promeniren lassen. Eine Viertelstunde später war Friedrich auf der Straße.

Um von der Sonne nicht belästigt zu werden, ging er auf Umwegen dem Thore zu. Ob er sich, in Gedanken vertieft, verirrt hatte oder ein Ungefähr seine Schritte gerade so lenkte, er sah sich plötzlich in der engen Straße, welche zur ehemaligen Wohnung Landenberg's führte. Eine verzeihliche Neugierde veranlaßte ihn, auch den Hof zu betreten. Er wollte nur wissen, ob wohl das niedrige Dachstübchen, wo der lebensmüde Mann seine Seele aushauchte, schon von Andern bezogen sei; denn daß Clara dasselbe verlassen habe, wußte er. Die fehlenden Gardinen vor den Fenstern sagten ihm, daß es noch leer stehe, und diese Bemerkung hatte für ihn etwas Erfreuliches. Es widerstrebte seinem Gefühl, daß das Gemach, in welchem der arme Mann so lange mit den Tücken der Welt gekämpft, so schnell nach seinem Hingange von dem Fuß vielleicht recht roher Menschen entweiht werden solle.

Den Hofplatz wieder verlassend, ging Friedrich nun schnell fürbaß. Da er wenig auf den Weg achtete und es ihm ziemlich gleichgiltig war, welchen er wählte, wandte

er sich links vom botanischen Garten den Kirchhöfen zu. Die Alleen waren hier so schattig, so still, ganz so, wie er es liebte, wenn er mehr in sich als mit der Außenwelt lebte.

Als unser Freund die Pforte des Begräbnißplatzes geöffnet fand, auf dem Landenberg ruhte, überschritt er die Schwelle. Er wollte sehen, ob der Grabhügel mit dem kleinen Kreuze darauf auch noch von keiner Hand berührt worden sei. Die Stelle, wo man ihn in die Erde gebettet hatte, kannte Friedrich sehr genau. Er ging geradeswegs darauf zu, blieb aber stehen, als er eine in tiefes Schwarz gehüllte Frauengestalt zu Häupten desselben knieen sah. Das niedergebeugte, überdies auch noch verschleierte Gesicht der Trauernden konnte er zwar nicht sehen, dennoch wußte er, wer sie war.

„Sie betet!" sprach er zu sich selbst. „Stören in ihrer Andacht am Grabe des Vaters will ich das gute Kind nicht, erst wenn sie aufbricht, werde ich mir erlauben, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen."

Alsbald erhob Clara das Gesicht, und ihr Auge begegnete den schwärmerisch milden Blicken des Virtuosen. Sie erröthete, daß die Rosen ihrer Wangen wie Morgenroth durch den Schleier leuchteten und Friedrich's Herz erwärmten. Er trat näher, begrüßte die Waise und streckte ihr die Hand entgegen.

Clara legte gutmüthig ihre Rechte in die des jungen Mannes. An ihren Wimpern hingen noch ein paar Thränen. Ein frischer Kranz von Immergrün war um das Holzkreuz geschlungen, der Grabhügel selbst mit Rosenblättern bestreut.

„Sie sind ein Kind nach dem Herzen Gottes," sagte Friedrich, denn er wußte nicht recht, wie er am schicklichlichsten ein Gespräch mit dem trauernden Mädchen anknüpfen sollte. „Kindern, die ihre Aeltern im Tode noch eben so sehr ehren, wie im Leben, geht es immer gut."

Den Druck seiner Hand fühlte unser Freund bei diesen Worten unmerklich erwiedert.

„Sie meinen es gut, zu gut, Herr Vollton," versetzte Clara, „ich danke Ihnen dafür von Herzen. Da uns der Zufall so zusammenführt, dürfte ich wohl eine Frage an Sie richten?"

„Sie würden mich damit glücklich machen — d. h. ich würde mich sehr davon geehrt fühlen," erwiederte Friedrich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

Clara achtete nicht weiter darauf. Sie schritt neben dem Virtuosen fort, und nur selten ihn mit ihren taubenfrommen Augen flüchtig anblickend, fuhr sie fort:

„Ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen, Herr Vollton. Wenige Stunden vor dem Tode meines Vaters nahm mir derselbe das Versprechen ab, zu einer Zeit, die

mir geeignet scheinen möchte, Herrn Baumfahl zu besuchen. Fordere ihm dann — sagte mein Vater — die Bekenntnisse wieder ab, die meine Lebensgeschichte enthalten. Er wird Dich weder hart noch kurz abweisen, glaube mir! Die Stimmen Todter haben über Lebende große Gewalt. Aus meinen Bekenntnissen spricht mein Geist zu ihm aus dem Jenseits. Er wird zerknirscht sein und gedemüthigt vor Dir stehen. Aus der Angst seines Herzens entkeimt die Reue, und diese wird ihn gegen Dich gerechter machen, als er es gegen Deinen Vater war. Da ihm Geld stets das Höchste war, wird er Dich schwerlich ohne Unterstützung von sich lassen. Er glaubt damit mich zu sühnen und sich den dereinstigen Eintritt in den Himmel zu sichern. Nimm, was er Dir gibt, Du darfst es. — So sprach mein seliger Vater, Herr Vollton, und ich bin jetzt im Begriff, diesen schweren Gang anzutreten. Am Grabe des Verewigten habe ich im Gebete mich dazu gestärkt. Geleiten Sie mich, wenn nicht Wichtiges Sie abhält, bis an das Haus des reichen Mannes!"

Die weiche zitternde Stimme, der verschleierte Blick, der momentan seine Sehnerven berührte, entzückten Friedrich. Er hätte etwas recht Schweres, Gefahrvolles für die verlassene Waise thun mögen, um zu zeigen, wie hoch er sie schätze. Wie eine Königin, deren Befehlen man unbedingt gehorchen müsse, stand die Trauernde vor ihm, und

wäre er nicht so befangen gewesen und durch das noble Wesen Clara's eingeschüchtert worden, so würden feurige Worte seinen Lippen entströmt sein und ein lange schon still behütetes Geheimniß seines ihm selbst noch unverstandenen Herzens mit einem Male der schönen Waise wie sich selbst verrathen haben. Statt aller Antwort bot Friedrich Clara Landenberg den Arm. Sie lehnte ihn anfangs dankend ab, später aber, durch einen pfeilschnell vorüber galloppirenden Reiter erschreckt, nahm sie ihn an und entzog ihn dem jungen Virtuosen nicht wieder.

Die Unterhaltung der beiden jungen Leute während ihres Weges zur Stadt war wenig belebt, obwohl unser Freund seiner Begleiterin unendlich viel zu sagen hatte und sagen wollte. Er mußte nur einen passenderen Zeitpunkt abwarten. Jetzt beherrschte die tiefste Trauer um den dahin geschiedenen Vater Clara noch zu ausschließlich, und außerdem beschäftigte sie der schwere Gang, den sie aus Pflichtgefühl und kindlicher Pietät nicht länger hinausschieben wollte.

Unschlüssig, was er thun solle, blieb Friedrich an der Ecke der Straße stehen, in welcher Baumfahl wohnte.

„Dort ist das Haus des Mannes, den sie sprechen wollen," sagte er zögernd. „Darf ich Sie zu dem Rentier geleiten und Sie ihm vorstellen, oder Ihrer Rückkunft in der Nähe warten?"

Clara entzog dem Virtuosen ihren Arm und machte eine Verbeugung.

„Ich danke Ihnen, Herr Vollton," erwiederte sie nur halblaut. „Meine Unterredung mit Herrn Baumfahl gestattet keinen Zeugen. Sobald ich mein Herz erleichtert und den Auftrag meines armen Vaters erfüllt habe, wird mir Einsamkeit wohl thun."

Friedrich empfahl sich, aber er blieb in der Nähe, um Clara Landenberg's Rückkehr wenigstens unbemerkt abzuwarten. Er sah die schwarze schlanke Gestalt sichern Trittes die Sandsteinstufen zum Portal des Hauses hinaufsteigen, sah sie den Klingelzug ergreifen und sie gleich darauf unter der sich öffnenden Thür verschwinden. Sein Herz klopfte, als hätte die junge Waise sich der weltlichen Gerechtigkeit ausgeliefert, und um Vorübergehenden nicht etwa auffallend zu erscheinen, entfernte er sich, ohne die Straße aus den Augen zu lassen, die er nach einiger Zeit von der andern Seite wieder zu betreten beschloß.

Clara ihrerseits schöpfte Athem auf der mit Marmorfließen belegten Diele, wo es todtenstill war. Ueber ihr nur hörte sie Tritte und das Auf- und Zuklappen einer Thür. Gefaßt stieg sie dann die breite mit Teppichen belegte Treppe hinauf, erstaunt über den Glanz, der ihr allerwärts entgegen schimmerte. Vor der großen Flügelthür mit den matt geschliffenen, von Innen durch grün-

seidene Gardinen noch verhüllten Glasscheiben, blieb sie abermals stehen. Dem Drucke ihrer zarten Hand auf den Elfenbeindrücker des Schlosses folgte ein helles Gebimmel, das erst mit dem Erschließen der Thür selbst wieder verstummte.

Ein schwarz gekleideter Diener stand vor der Trauernden.

Clara fragte nach Baumfahl und ob sie den Rentier sprechen könne?

Der Diener hätte wahrscheinlich jeden weniger imponirenden Besuch entweder ganz abgewiesen oder achtungsloser behandelt, aber die schwarze Tracht Clara's, ihr feines Auftreten, der schmerzensreiche Ausdruck ihrer vom Schleier verhüllten Züge, verbunden mit einer hohen Würde edler Resignation, entwaffneten ihn. Er bat um den Namen der Fremden, um sie Herrn Baumfahl anzumelden.

„Sagen Sie, eine tief Betrübte bäte um die Vergünstigung einer kurzen Unterhaltung," versetzte Clara. „Mein Name thut nichts zur Sache. Herr Baumfahl kennt mich."

Der Bediente zögerte noch. Er dachte an die Vorwürfe, die er sich möglicherweise zuziehen konnte, wenn sein Gebieter etwa unangenehm von dem Besuche berührt werden sollte. Indeß war in den letzten Tagen so viel

Ungewöhnliches geschehen und eine so ganz neue Ordnung, die besser Unordnung genannt werden mußte, im Hause aufgekommen, daß jeder Dienende thun und lassen konnte, was er für recht hielt. Er öffnete daher dem jungen Mädchen das Entréezimmer, bat sie, einzutreten, und verfügte sich dann unverweilt zu seinem Gebieter, um die trauernde Fremde zu melden.

Zweites Kapitel.

Die Nemesis klopft an.

Der Rentier saß vor dem geöffneten Schreibsecretäre und blätterte in Papieren. Vor den Fenstern waren die Rouleaux herabgelassen, so daß eine auffallende Dämmerung im Zimmer herrschte. Baumfahl hatte dies befohlen, und duldete auch nicht, daß in andere bewohnte Räume seines Hauses mehr Licht dringe. Weil es finster in ihm war seit dem Hinscheiden seines einzigen Kindes, haßte er das Licht. Er ärgerte sich täglich über das schöne Wetter, das gar kein Ende nehmen wollte, und hätte am liebsten die Sonne ausgelöscht. Seine Welt war ja nicht mehr von belebendem Licht umstrahlt. In

seinem Hause regierte die Nacht, und es hatte ganz den Anschein, als wolle sie bleibend davon Besitz nehmen. Zum Tode, der sein Haus verödete, gesellte sich auch das Unglück ungeheurer Verluste. Um zu wissen, wie seine Angelegenheiten standen, um die er sich einige Wochen nur oberflächlich bekümmert hatte, vertiefte er sich jetzt wieder in seine Bücher und Papiere. Er rechnete Tag und Nacht, vergaß Essen und Trinken darüber, und wenn er am Abende eines so anstrengenden Arbeitstages das Haben mit dem Soll verglich, rannen große Schweißtropfen von seiner Stirn. Eine Angst erfaßte ihn, daß er kaum zu athmen vermochte.

Menschen störten ihn nicht in dieser Beschäftigung; denn seit er an der Börse aufgehört hatte, eine tonangebende Persönlichkeit zu sein, zogen sich die Meisten in aller Stille von ihm zurück. Desto mehr machten Baumfahl seine Gedanken jetzt zu schaffen, die ihn in glücklicheren Tagen niemals incommodirt hatten. Nie zuvor hatte er so viel, so anhaltend gedacht. Er mußte sonst immer lachen, wenn er bisweilen von geistig Arbeitenden hörte, sie seien müde und abgespannt von vielem Denken. Jetzt lachte er nicht mehr. Einem Gefolterten konnte geistig nicht entsetzlicher zu Muthe sein, wie dem rechnenden Rentier, der kein zufriedenstellendes Facit fand. Wie zerschlagen, an allen Gliedern zitternd, suchte er spät in

der Nacht die Ruhe. Er schlief auch bald ein, aber der Schlaf erquickte ihn nicht. Träume, wie er sie früher nie gekannt hatte — er träumte überhaupt selten — rissen ihn fort in seine Vergangenheit, und zwangen ihn, sein ganzes hinter ihm liegendes Leben nochmals durchzuleben. Diese Rückkehr in längst Begrabenes war unaussprechlich qualvoll für ihn. Bald durchritt er auf wild gewordenem Rosse die endlosen Prairieen im Westen des Mississippi, umschwärmt von einem winseluden oder fluchenden Schwarm gespenstischer schwarzer Gestalten. Er vermied es, diese schauerliche Begleitung anzusehen, und doch mußte er es, gezwungen von einer höhern Macht thun. Dann erkannte er in dem hastenden Menschenschwarme bekannte Sclavengesichter. Sie gehörten jenen armen Unglücklichen an, die er für hohen Gewinn verkauft hatte, ohne auf ihr Flehen zu hören. Da war ein Kind, das nach seiner Mutter rief, dort eine Mutter, die um ihr Kind weinte. Dann wieder hörte er sinnverwirrendes Peitschengeknall, und gehetzt von rachsüchtigen Schwarzen, sah er sich selbst als Gefederten durch brennende Steppen jagen! . . . Ein andermal saß er neben Adolph Landenberg in der Kirche. Der arme Verwachsene hatte eben das Gekritzel im Communionbuche gefunden, mit dem er den Reizbaren so unzählige Male in der Schule geärgert hatte, und wie Landenberg ihm vorwurfsvoll das Auge

zukehrte, erkannte er wieder den kranken gebrechlichen Mann, der mit geisterhaft glänzenden Augen und erhobener Hand Gottes Strafe auf ihn herabrief! . . . So glitt Bild nach Bild an seinem geistigen Auge vorüber, eins immer peinigender als das andere, und wenn er endlich dieses Alpdrücken des Gewissens abschüttelte, erwachte er nur, um sich von noch schlimmeren greifbaren Schrecknissen umdroht zu sehen.

Baumfahl war niemals aufgeregt gewesen. Kaltblütig in all seinen Unternehmungen, brachte ihn selten Jemand aus seiner Ruhe. Was Nervenschwäche sei, wußte er nicht, und daß es Menschen gäbe, die an schwachen Nerven leiden könnten, war ihm vollends nicht begreiflich zu machen.

Auch diesen krankhaften Zustand sollte er jetzt an sich selbst kennen lernen. Bei jedem, auch dem geringsten, Geräusch fuhr er zusammen. Wenn ein nicht fest schließender Fensterflügel sich bewegte oder sein eigener Hausrock einen Gegenstand raschelnd streifte, zuckte seine Hand und er fühlte sich geängstigt. Das Schlürfen der Bedienten, mehr noch ihr halblautes Geflüster schmerzte ihn. Darum verbot er alles Sprechen, indem er behauptete, Dienstboten sprächen doch nur unter einander, um sich entweder über ihre Herrschaften lustig zu machen oder ihnen alles erdenkliche Schlechte nachzusagen.

Sonst durfte Niemand ohne vorheriges Anklopfen in sein Zimmer treten, jetzt ward Baumfahl heftig bis zur Wuth, wenn Einer oder der Andere seiner Leute aus alter Gewohnheit es vergaß, dem abgeänderten Befehle nachzuleben. Alles unerwartete Klopfen — und unerwartet war es immer — erschreckte den krankhaft aufgeregten Mann so sehr, daß er minutenlang kein Glied still halten konnte.

So lebte Baumfahl seit Charles' Tode, und man wird zugeben, daß den noch immer äußerlich gut situirten Mann selbst der ärmste Bettler, dem sein Gewissen keiner schlechten Handlung zieh, nicht beneiden durfte.

„Was soll's schon wieder!" fuhr er stirnrunzelnd den Bedienten an, welcher behutsam eintrat, um die ihm unbekannte verschleierte junge Dame zu melden. Die Nebenbemerkung, daß die Fremde Herrn Baumfahl zu kennen behaupte und ihn durchaus sprechen müsse, leitete seine Gedanken von der unerquicklichen Arbeit ab, die ihn so entsetzlich angriff. Er hatte Tage lang keine andern Gesichter gesehen, als das immer ebenmäßig regungslose seiner schweigsamen Frau, und die gefühllosen Züge seiner Diener. Es war doch eine Zerstreuung, eine Abwechselung in dem ertödtenden Tageseinerlei, und darum beschloß er, die Fremde anzunehmen.

„Ist gut," erwiederte er nach kurzem Ueberlegen mürrisch, „werde mich sogleich einfinden!"

Der Diener machte die vorschriftsmäßige Verbeugung und entfernte sich wieder. Baumfahl raffte hastig die Papiere zusammen und warf sie in ein Fach des Schreibsecretärs, den er sorgfältig verschloß. Dann sah er sich nochmals um, als sei er nicht ganz sicher, daß ein gefährlicher Lauscher sich irgendwo versteckt haben könne, trat vor den hohen Wandspiegel, ordnete sein struppiges Haar, gab sich möglichste Mühe, etwas freundlich auszusehen und ging durch mehrere Gemächer nach dem Entréezimmer.

Clara Landenberg war inzwischen hier sinnend auf- und niedergegangen. Nur mit ihrem Vorhaben beschäftigt, fiel ihr der große Luxus, womit das Zimmer möblirt war, nicht auf, denn sie beachtete ihn gar nicht. Sie wunderte sich selbst über sich, daß ihr vor einem Zusammentreffen mit Baumfahl nicht bangte, von dessen Härte sie so viel gehört, der ihren Vater beinahe ein ganzes Lebensalter in unwürdigster Weise gepeinigt hatte. Erst, als sie die Schritte des Nahenden im anstoßenden Zimmer vernahm, fühlte sie einen beschleunigteren Pulsschlag. Sie zog den Schleier dichter vor ihr Gesicht und blieb der Thür gegenüber stehen, durch welche Baumfahl eintreten mußte.

Der Rentier hatte selten Gelegenheit, mit Frauen zu verkehren. Auch suchte er sie nicht, weil sie nach seinem Dafürhalten wenig Sinn für Geschäftsangelegenheiten besaßen, und sich schon dadurch den Männern untergeordnet zeigten. Ueberzeugt von seiner Ueberlegenheit, war er durchaus unbefangen. Selbst die blendendste Schönheit würde schwerlich großen Eindruck auf ihn gemacht, ganz gewiß aber ihm nicht imponirt haben. Als er der verschleierten Clara ansichtig ward, blieb er unter der Flügelthür stehen und warf einen wohlgefällig musternden Blick auf sie. Clara's Verbeugung war so gemessen, als der Gruß Baumfahl's, der seine gestickte Troddelmütze nur nachlässig lüftete.

„Man wünscht Herrn Baumfahl zu sprechen?" fragte er, die Thür hinter sich schließend und die altgewohnte brutale Geldmiene, die er für Würde hielt, wieder annehmend. „Welches Begehren führt Demoiselle oder Madame in dies von Trauer erfüllte Haus?"

Clara hob langsam den Schleier, sah Baumfahl mit ihren hellen großen Augen durchdringend an und sagte, einige Schritte gegen ihn vortretend:

„Kennen Sie mich, Herr Baumfahl?"

„Habe nicht die Ehre — wirklich nicht."

„Entdecken Sie in meinen Zügen gar keine Aehnlichkeit mit Jemand, der Ihnen sehr nahe stand?"

Diese Frage machte Baumfahl etwas verlegen. „Mir nahe stand?" wiederholte er, die Augenbrauen zusammenziehend und schielende Blicke nach der Trauernden werfend. „Mir stand Niemand nahe," setzte er dann rasch in seinem gewöhnlichen Tone hinzu, warf den Kopf in den Nacken, und fuhr fort: „Ich brauchte Niemand; war mir immer selbst genug, und kam durch eigene Thätigkeit „in der Höhe." — Ha, ha, wenn man etwa „auf dieser Weise" 'was stippen will, ist man hier auf ganz unfruchtbaren Boden gerathen."

Ueber Clara's Wangen legte sich ein röthlicher Schimmer. Sie errieth Baumfahl's Gedankengang und fühlte sich in ihrem jungfräulichen Stolze dadurch beleidigt.

„Ich muß mich deutlicher ausdrücken," sprach sie mit Wärme. „Ich komme im Auftrage eines Mannes, der nicht mehr lebt, als Bote meines unvergeßlichen Vaters, der in einer bessern Welt die Qualen und den Jammer, welchen die Erde und ihre Kinder über ihn brachten, vergessen wird, um von Ihnen, Herr Baumfahl, einen Theil seines, jetzt meines, Eigenthums zurückzufordern. Da es kein Geld ist, das ich von Ihnen verlange, so werden Sie gewiß nicht zaudern, mir das Meinige auszuliefern. Die Tochter Adolph Landenberg's wünscht die Lebensgeschichte ihres Vaters, die Sie gegenwärtig besitzen, aus Ihren Händen zurück zu erhalten."

Bei Nennung dieses Namens verfärbte sich der Rentier. Die Hand erhebend, als wolle er einen Gegenstand von sich abwehren, schüttelte er heftig den Kopf, wich langsam von Clara zurück und sank erschöpft auf ein kostbares Tabouret, dessen weiches Kissen mit vier großen goldenen Troddeln verziert war. Hier blieb er sitzen und sah Clara mit stieren Augen an, als sei ihm ein Geist erschienen.

„Hoffentlich finden Sie mein Verlangen nur gerecht, Herr Baumfahl," fuhr Clara nach kurzer Pause fort. „Auch erfülle ich damit den letzten Wunsch meines unvergeßlichen Vaters."

„Unvergeßlich!" murmelte der Rentier, die abwehrende Handbewegung von vorhin wiederholend. „O — o, ich wollte, ich wollte —!"

Sein Blick richtete sich nach Oben und der fest zugekniffene Mund wie die von selbst sich ballende Hand verriethen, daß der arme Mann, an dessen Thür das Unglück ungestüm rüttelte, einen Fluch verschluckte.

Clara bemerkte die Unruhe, die Verwirrung Baumfahl's, und ihr Muth steigerte sich. Der Geist ihres todten Vaters kam über sie. Jetzt oder nie war ihr Gelegenheit gegeben, ihr Herz zu erleichtern, und dem Manne, der ihrem Vater so oft das Leben verbittert hatte, sein Unrecht vorzuhalten. Entschlossen trat sie ihm näher.

„Haben Sie mich vielleicht nicht verstanden, Herr

Baumfahl?" sprach das verwaiste Mädchen. „Ich wünsche in den Wiederbesitz der geistigen Erbschaft meines Vaters zu gelangen. Vorenthalten Sie mir dieselbe nicht, es würde Ihnen keinen Segen bringen. — Sie haben meinem Vater viel Uebles zugefügt, ohne Veranlassung dazu zu haben. Dafür wird Gott Sie dereinst zur Rechenschaft ziehen! . . . Wer weiß, ob die Zeit nicht schon angebrochen ist, wo auch für Sie die Buße beginnt. . . . Das ganze Leben meines Vaters war eine ununterbrochene Buße, obwohl er nichts verbrochen hatte. Die Schlechtigkeit der Welt und die Hartherzigkeit einzelner Menschen nöthigten ihn dazu. Das war unedel. Aber die Welt ist von Anfang an nie anders gewesen. Lesen wir doch schon in den heiligen Büchern Aehnliches. Der Unvermögende muß dem Reichen immer und überall als Fußschemel dienen. Hat der Besitz, der Glanz des Goldes sein Gefühl für Anderer Leid abgestumpft, so macht es ihm wohl gar Vergnügen, solche vom Sonnenschein des Glückes nicht Berührte, durch rauhe oder gar höhnische Worte recht tief zu demüthigen. Selbst brutale Handlungen hält mancher Reiche für erlaubt, wenn er es nur mit einem mittellosen Manne zu thun hat. . . ."

Clara sah Baumfahl mit ihren glänzenden Augen durchdringend an. Der heilige Zorn, der sie durchbebte,

erhöhte ihre Schönheit. Ihr feines Antlitz umstrahlte eine Glorie rosigen Feuers.

„Ja, Herr Baumfahl,“ fuhr sie fort, „Sie sind ein reicher Mann, ich weiß es; Sie vermögen viel durch Ihr Geld, denn Geld öffnet jede Hand, erschließt die Herzen der meisten Menschen, und schließt Freundschaftsbündnisse mit der halben Welt. Ein gutes Gewissen aber läßt sich doch mit allen Millionen der Erde nicht erkaufen! . . . Ich will Sie keiner Sünde zeihen, Herr Baumfahl, denn ich bin selbst ein sündiges Geschöpf, an meinem armen Vater aber haben Sie gefrevelt, ohne Noth, ohne jegliche Veranlassung, nur weil es Sie kitzelte, den von der Natur stiefmütterlich Begabten zu kränken. Ich will Ihnen verzeihen, wie mein Vater Ihnen verziehen hat. . . . Mehr vielleicht, als das versöhnende Wort eines Sterbenden trägt zur Veränderung Ihrer Gesinnungen das Unglück bei, das, wie ich vernommen, Sie betroffen hat. . . . Der Tod läßt sich mit Gold nicht abkaufen, Herr Baumfahl! Und wäre Ihr Bankfolio mit zahllosen Millionen beschrieben, der Finger des Todes fährt achtlos darüber hin, und sein Athemzug löscht all die unaussprechbaren Zahlen aus! Vor Gott und vor seinem ernstesten Engel, dem Tode, der in das Haus jeglichen Erdenbürgers tritt, sind wir Alle gleich. Da geht der Bettler hoch aufgerichtet neben dem Millionair, denn das Banco verliert im

Angesicht der Unvergänglichkeit seine vergängliche Macht! Sie fühlen oder ahnen bereits etwas davon, Herr Baumfahl! Ich seh' es an den irrenden Blicken, die in's Leere schweifen, und Ihre zitternden Hände sagen mir es. Dafür, mein Herr, danke ich Gott von Herzen! Wer erschüttert wird, geht in sich, und der Einkehr in sich selbst folgt die Besserung! . . . Gott wird barmherzig sein — auch gegen Sie. Und nun, Herr Baumfahl, leben Sie wohl und geben Sie mir die Gedenkblätter meines Vaters zurück!"

Clara hatte keine Ahnung von der Wirkung ihrer einem tiefbewegten Herzen entströmenden Worte. Baumfahl vermochte sich nicht zu bewegen. Er hätte sich am liebsten unsichtbar machen mögen, um nur die schrecklichen Worte der Trauernden nicht mehr zu hören. Wußte Clara Landenberg um sein Unglück? Kannte sie ihrem ganzen Umfange nach die Verbindlichkeiten, welche er zu erfüllen hatte und zu deren Erfüllung ihm doch bereits die Mittel fehlten? Wenn dies eine dem Geiste Landenberg's entsprungene Rache war, die jetzt die Tochter des Verstorbenen an ihm übte, dann wahrlich war sie von dem schadenfrohesten Dämon ausgeklügelt!

Das ungefähr sagte sich Baumfahl während Clara's Rede. Es ward ihm etwas leichter, als das strafende Mädchen endigte. Er konnte doch wieder aufathmen, sich besinnen

und fassen. Am meisten fürchtete er sich durch Schwäche selbst zu verrathen. Dies wäre ihm der mittellosen Waise des Mannes gegenüber, den er stets für einen thörichten Narren gehalten hatte, noch schrecklicher gewesen, als die Gewißheit, daß er ein ruinirter Mann sei. Die Bettlerin durfte ihm eine Strafpredigt halten — das war, obwohl schwer, doch zu ertragen — aber sie mußte mit der Ueberzeugung von ihm gehen, daß er noch immer reich sei und, gerade weil er dies sei, die Unglücksfälle leichter ertragen könne, die ihn ereilt hatten.

Alle Kraft zusammenraffend, stand Baumfahl jetzt auf. Finstern Blickes schritt er auf Clara zu.

„Sie haben mich überrascht, Mademoiselle," sprach er so fest, als die Erschütterung, mit der er noch immer kämpfte, erlaubte. „Es ist mir wirklich nichts, gar nichts an den Schreibereien des — des todten Mannes gelegen; bin vielmehr froh, recht sehr froh, sie los zu werden. Auf Schmierereien gab ich niemals viel; ich hielt mich immer an das Solide. . ." Hier versagte ihm die Stimme, denn gerade dies Solide, das er für unzerstörbar erachtet hatte, brach jetzt um und unter ihm zusammen. — Nach einer Weile fuhr er gefaßter fort: „Es war höchst überflüssig, mir diese Papiere zu überschicken, und weiß ich diese unerwartete Aufmerksamkeit des — Ihres Vaters vollkommen zu würdigen. Ich habe seine Absicht erkannt

und würde sie früher errathen haben, wäre mein lieber Sohn nicht gerade im Begriff gewesen, zu sterben. O Gott, Gott, das schmerzt! . . . Aber ich werde es ertragen und überwinden! . . . Ich bin Keiner von den Schwachen — ich lasse mich weder werfen noch übertölpeln, selbst nicht, wenn es Bösgesinnten einfiele, mich als Geister zu besuchen! . . ."

Hastig fuhr er mit der linken Hand an die Stirn, um sie schirmend über die Augen zu halten. Seine Bewegungen waren unsicher und zitternd, wie er in einem Halbkreise sich von Clara entfernte und der Thür zuging, durch welche er eingetreten war. Clara sah ihm nach und machte Miene, ihm zu folgen. Eine heftige Gesticulation gebot ihr zu bleiben.

„Still — still!" sprach er, schwer athmend. „Ich brauche keine Begleitung. — Ich bin hier zu Hause und finde mich allein zurecht. . . . Immer still stehen, Mademoiselle, und — thun Sie mir einen Gefallen — lassen Sie den Schleier über — über Ihr — ha, ha, ha — Ihr hübsches Lärvchen fallen. . . ."

Seine Brust hob sich unter schweren Athemzügen, Clara willfahrte Baumfahl's Wunsche.

„So — nun ist's schon gut!" fuhr er fort. „Es vergeht — es zerrinnt —. Ich komme sogleich wieder zurück. Gehorsamer Diener!"

Baumfahl schlüpfte wie ein Mensch, der sich fürchtet oder verfolgt glaubt, durch die Thür, drückte sie hinter sich zu und verschloß sie. Clara war allein.

„Was ist dem Manne?“ fragte sie sich, schnell der andern nach dem Corridor führenden Thür zueilend. Sie fand dieselbe unverschlossen, was sie beruhigte. „Leidet er vielleicht an Geistesschwäche oder peinigen ihn trügerische Gesichte? — Wozu sollte ich mich verschleiern? . . . Fürchtet er mein offenes Auge, oder macht ihn die Erinnerung an meinen Vater, wenn er mich erblickt, Herzklopfen? . . . Ich bin doch begierig, ob er Wort halten und mir die Papiere ausliefern wird.“

Es vergingen einige Minuten, ehe sich im Nebenzimmer wieder Geräusch hören ließ. Bald berührte eine feste Hand den Drücker, dann knirschte der Schlüssel und die Thür ging auf. Statt des erwarteten Baumfahl aber trat der Leibdiener des Rentier in das Zimmer.

„Demoiselle Landenberg, nicht wahr?“ redete der hochgewachsene Mensch das junge Mädchen an.

Clara bejahte nur durch eine Kopfbewegung.

„Herr Baumfahl läßt sich entschuldigen,“ fuhr der Leibdiener fort. „Er fühlt sich angegriffen und unwohl. Dies Paquet hat er mir befohlen Ihnen einzuhändigen.“

Es waren Landenberg's Aufzeichnungen. Mit dankendem Blick gen Himmel empfing Clara die theuern Blätter

und drückte sie unwillkürlich an ihr Herz. Kein Wort des Dankes kam über ihre Lippen.

„Herr Baumfahl hat mir ferner aufgetragen, daß ich Demoiselle Landenberg bis an die Hausthür geleiten soll," sprach der hochmüthige Leibdiener weiter. „Ist es also gefällig, so bitte ich."

Clara würdigte den Menschen weder einer Antwort noch eines Blickes. Sie öffnete das Paquet, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich das Erbtheil ihres unvergeßlichen Vaters in Händen hatte, und als sie dessen gewiß war, schritt sie der Thür zu, wehrte dem Bedienten, ihr dieselbe zu öffnen, und warf sie so schnell wieder hinter sich zu, daß sie bereits den Corridor überschritten hatte, als dieser ihr folgte. So gelang es der Waise, ungeleitet die Treppe zu erreichen und in schnellem Laufe den Ausgang des ihr längst schon unheimlich gewordenen Hauses zu gewinnen.

Die sonnig-helle Luft erquickte sie schnell und mit erleichtertem Herzen trat sie den Rückweg an. Friedrich hatte ruhig in der Nähe gewartet. Er erfaßte die ihm lieb gewordene Gestalt, die so graziös über das Trottoir schwebte, mit dem Blick ihr zu folgen aber und ihr abermals seine Begleitung anzubieten, hatte er diesmal nicht das Herz.

Drittes Kapitel.

Qualvolle Stunden.

Das unvermuthete Zusammentreffen mit der Tochter Landenberg's hatte Baumfahl in eine schwer zu schildernde Stimmung versetzt. Als vernünftiger Mann mußte er sich sagen, daß Clara nicht in der Absicht zu ihm gekommen sein könne, ihm Uebles zuzufügen, und doch schien Alles so überlegt, so außerordentlich fein vorausbedacht. Jedes ihrer Worte berührte einen wunden Fleck. Sie prickelten ihn wie Nadelstiche, und weil Baumfahl dem erregten Mädchen Recht geben mußte, gerade darum zürnte er ihr.

Zorn und Angst waren auch Veranlassung, daß er, einmal ihren durchdringenden Blicken entronnen, sie wieder zu sehen sich nicht entschließen konnte. Die Aufzeichnungen Landenberg's lieferte er gern aus, denn sie erschreckten ihn, so oft er ihrer ansichtig ward. So lange sein Schreibsecretär sie barg, lebte er in der Atmosphäre eines ihm feindlich gesinnten Geistes. Nur vermochte der Rentier mit der Zurückgabe dieser Blätter leider den bösen Geist

nicht zu bannen! Ueberall traf er auf seine Spuren, denn die Hand Landenberg's sah ihn aus allen seinen Büchern an.

Wie gern hätte Baumfahl diese Bücher mit keiner Hand mehr berührt! Und nun zwang ihn die Noth, die bedrängte Lage, in welche sein grenzenloser Durst nach Gold und die daraus hervorgegangenen falschen Speculationen ihn gebracht, täglich und stündlich darin zu blättern, sich darin zu vertiefen. Die Nemesis copulirte ihn gleichsam mit Landenberg's Geiste. Er mußte mit ihm leben wider Willen, ihn um sich dulden, ob auch der Ingrimm ihn darob verzehrte. Wenn der nervenstarke Mann durch dieses geistige Gebundensein den Verstand verloren hätte, würde der Psycholog sich nicht darüber gewundert haben.

Baumfahl besaß aber eine starke Dosis Zähigkeit und eine Widerstandskraft, die so leicht nicht zusammenbrach. Es galt einen Kampf um seine Existenz. Diesen Kampf aufgeben, hieß sich selbst vernichten. Darum hielt er muthig Stand, und wagte sich immer von Neuem in die ihm widerwärtige Atmosphäre, die wie Stickluft auf ihn wirkte.

„Alles, nur nicht Bettler werden!“ rief er sich täglich wohl hundert Mal zu, wenn die Kräfte erlahmen wollten. „Nur nicht zum Spott der Leute als herunter=

gekommener Mensch, als Lump in der Welt herumlaufen!"

Wie angestrengt aber Baumfahl auch arbeitete, seine Thätigkeit ward nicht gesegnet. Die Grundpfeiler eines Hauses reißen das ganze Gebäude mit sich, wenn sie unterwühlt sind. Baumfahl's Reichthum war geschmolzen. Er deckte, so lange er konnte. Plötzlich starrte ihn der leere Boden aus seiner Kasse an. Er konnte nicht mehr abschreiben lassen! Da brach er über seinen Büchern zusammen, krallte die erkaltenden Finger in die furchtbaren Blätter, auf denen er mit Flammenzügen sein Todesurtheil gelesen hatte, und wimmerte, daß es einen Stein hätte erbarmen können:

„Also banquerott! Rettungslos banquerott! Der reiche Baumfahl, den so Viele beneideten, der für den klügsten Fondsspeculanten galt, ist ein Lump geworden!"

Er verschloß die Bücher, denn alles fernere Rechnen war und blieb doch verlorene Mühe. Der Glanz seines Hauses ward ihm jetzt fast zuwider. Dieser Glanz höhnte seine eigene trostlose Armuth. Er saß ja doch nur auf kurze Zeit noch in diesen fürstlich ausgeschmückten Gemächern; denn der Insolvenz-Erklärung mußte unfehlbar seine Aussetzung folgen. Ihm gehörte kein Stuhl, keine Fensterscheibe mehr, wenn seine Gläubiger nicht sehr groß-

müthig waren. Nicht einmal die goldene Uhr, deren gleichmäßiges Ticken ihm die Angst des Lebens tropfenweise zuzählte, und die funkelnde Brillantnadel auf seiner Brust, ein Liebesgeschenk seiner Frau, brauchten hartherzige Gläubiger ihm zu lassen. Lag es doch offen zu Tage, daß er leichtsinnig gespielt hatte und man ihn schwerer Schuld zeihen konnte. Das furchtbar Trostlose seiner Lage vollkommen einsehend, dachte Baumfahl zuerst an Selbstmord. Wenn er starb, war ja Alles mit einem Male zu Ende. Es sprachen noch Einzelne ein paar Tage über das Ereigniß, dann ward es vergessen und blieb für ewige Zeiten begraben. Nur freilich mußte er es klug anfangen, damit wenigstens der Schein gerettet werde; denn Baumfahl mochte um keinen Preis mit der üblen Nachrede aus der Welt gehen, er habe sich selbst das Leben genommen. Es mußte den Anschein haben, als sei er zufällig verunglückt. Zweifelten dann auch gewisse Leute an solchem zu passender Zeit eintretenden Unglück, so mußten sie doch schweigen.

Bald indeß kam der geängstigte Mann von diesem Gedanken wieder zurück. Was sollte aus seiner Frau werden, wenn er sich selbst den Tod gab? Sie ahnte nichts von dem Unglück, das ihren Mann zu Boden drückte. Sie würde auch nicht daran geglaubt haben, wenn er versucht hätte, ihr die Augen zu öffnen. Reich

geboren und im Ueberfluß erzogen, hatte sie sich nie mit dem Gedanken beschäftigt, daß ihre Verhältnisse sich doch auch plötzlich einmal anders und zwar trüb gestalten könnten.

„O Gott, Gott, gib mir Rath!" jammerte der Unglückliche. „Kein Geld mehr besitzen — dem schmutzigsten Bettler gleichen zu müssen — nein, ich kann's nicht fassen, ich will's nicht fassen! . . ."

Er recapitulirte alle Firmen, die er kannte, und fragte sich im Stillen, ob denn nicht eine darunter sein sollte, die ihm helfen könnte, wenn er sich ihr vertrauensvoll entdeckte. Rechnend und immer rechnend, prallte sein Muth ab an der Größe der Summe, die er baar besitzen mußte, um sich zu retten. Solche Summen vertraute Niemand einem notorischen Bettler an. Kleinere Summen aber konnten ihm nicht dienen, sonst hätte er wohl von einigen Personen, denen er selbst in früheren Tagen zu Hilfe gekommen war, etwas Geld entlehnen können. Einen Mann nur gab es, der mit einem bloßen Worte ihn aufrichten, halten, sogar wieder groß machen konnte.

„Benjamin Silbermann!" murmelte Baumfahl dumpf, und zerzauste vor Bangigkeit sein Haar. „Er thut es nur nicht, denn er ist ja gerade mein Gegner, mein volles Widerspiel! — Er hat die Sonderling unterstützt und damit den ersten Spatenstich zu der Grube gethan, in die

ich jetzt gestürzt bin! . . . Aber Sonderlings? . . . Laß sehen! . . . Wären sie nicht aller menschlichen Berechnung nach gefallen ohne mich? . . . Ich habe einigen Anspruch auf Dankbarkeit, und ich wollte es ihnen, bei Gott und meiner Ehre, nicht vergessen, wenn sie für mich mit ihrem Credit einträten! Ihre Freundschaft mit Silbermann ist bekannt — man spricht sogar von noch engeren Banden zwischen beiden Familien —. O könnte ein Blick, ein Wort, ein Händedruck die Brüder erweichen! Wie gräßlich, wie grauenvoll ist es doch, daß Menschenherzen so schwer zu erweichen sind!"

Die Angst überwältigte Baumfahl dergestalt, daß ihn eine Art Ohnmacht anwandelte. Es flirrte ihm vor den Augen, alle Gegenstände im Zimmer drehten sich und rollten auf ihn zu, und Tropfen kalten Schweißes rannen über seine zitternden Hände. Er hatte kaum noch so viel Kraft, um an der Glockenschnur zu reißen und den herbeieilenden Bedienten das Wort „Wasser" matt zuzulallen.

Es war abermals der Tritt der Nemesis, den Baumfahl vernahm, und einer jener Schatten, die zusammengedrückt in einem Winkel seiner Seele lagen, trat ungerufen vor ihn hin und starrte ihn unverwandt, nicht aber theilnehmend und auch nicht barmherzig an. Der ältere Sonderling war es, dessen gebeugte, von Kummer niedergedrückte Gestalt dort vor dem hohen Wandspiegel unsicher

hin und wieder schwankte. Gerade so sah der Mann aus, als der noch reiche Baumfahl sein Ohr vor den Bitten des schwer Bedrängten mit einem angenehmen Kitzel prickelnden Behagens verschloß. Jetzt konnte der herzlos Behandelte sich rächen, wenn der Rentier selbst als Bittender zu ihm kam. Das verlangte reifliche Ueberlegung.

„Nein, nein, er wird es nicht thun!“ sagte Baumfahl, einen Mund voll Wasser schlürfend. „Er wäre ja kein Mensch, wenn er's thäte! . . . Menschen wollen nur verdienen, und geht es einem ihrer früheren Concurrenten schlecht, so frohlocken sie. . . . Rache ist süßer als Wohlthun. . . . Ich weiß es, und — und — ich thät' es wohl selber kaum!“

Die Töne einer läutenden Glocke drangen, vom Luftzuge getragen, in das Zimmer des Rentier's. Diese Töne lockten ein widerwärtiges Lächeln auf Baumfahl's erschlaffte Züge.

„Ja, ja, ja doch, läutet man zu! Und Ihr, die Ihr auf Glockenstimmen für gewöhnlich nicht viel achtet, rennt nur, rennt, daß Euch die Sohlen brennen, mit offenen Augen in's Verderben! — O, ich wollte, die Welt ginge unter! Ich wollte, ein flammender Kometenschweif peitschte die Erde, daß sie in Milliarden Stücke zersplitterte, und alles Geld, alles Banco zerschmölze und mit brandiger Gluth den Feuerstrom der Hölle übersprudelte!

Dummes Volk! Warum rennt Ihr so? Bleibt zu Hause sitzen, wie ich! ... Braucht eben so wenig Banco wie andere Leute! ..."

Das Läuten hörte auf.

„Nun sind sie drin — in der Börse," murmelte Baumfahl, das Haupt neigend und es auf beide Hände stützend. „Nun fragt Einer den Andern nach mir — Alle grinsen sie, wie höhnische Teufel — — Der? heißt's — Der? — Pfutsch! — Ha, ha, ha, ha, ha!"

Baumfahl verfiel in ein so furchtbares Krampflachen, daß die Bedienten ungerufen einzutreten wagten. Er lachte lange, und so laut, so entsetzlich, daß endlich auch die schweigsame Frau erschien. Erst als seine körperlichen Kräfte völlig erschöpft waren, ließ der Lachkrampf nach, und der unglückliche Mann lag bleich, regunglos wie ein Todter, matt röchelnd auf den Sammet-Polstern des Divans.

Viertes Kapitel.

Ein gefahrvoller Gang.

Es dämmerte bereits, ehe Baumfahl's starke Natur sich soweit erholt hatte, daß er ohne fremde Hilfe wieder gehen konnte. Die wahre Ursache des beängstigenden Lachkrampfes erfuhr Niemand, wenn schon das Dienstpersonal sie ahnen mochte. Die Frau des Rentiers ließ sich zwar zu einigen kurzen Fragen bewegen, ward aber von ihrem Gatten barsch zur Ruhe verwiesen. Da eigenes Denken nicht ihre Sache war, gab sie sich damit auch gern zufrieden.

Baumfahl begehrte allein zu sein. Während der körperlichen Schwäche, die der Krampfanfall zurückgelassen, war ihm Zeit genug geblieben, seine Lage nochmals reiflich zu überdenken. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Diesen auszuführen, bereitete er sich jetzt vor. Dazu bedurfte es einer nochmaligen genauen Prüfung seiner Papiere, die er, obwohl mit Widerstreben, unternahm.

Darüber verging eine geraume Zeit. Als Baumfahl die ihm unangenehme Arbeit beendigt hatte, war es tiefer Abend geworden. Er steckte nun die Papiere zu sich, nahm

Hut und Stock, und verließ das Haus. Den Bedienten gab er die Weisung, sie sollten Niemand vorlassen und seiner Rückkunft harren, die vielleicht erst spät in der Nacht erfolge.

„Ein resoluter Mann muß Alles versuchen, ehe er verzweifelt," sprach er, sich ermuthigend. „Es haben schon Viele in gleicher Bedrängniß gesteckt, und sind doch wieder frei und groß geworden. Man darf nur nicht nachgeben; man muß immer „in der Höhe" sehen! Ich denke doch ein Mann zu sein, wie die Welt ihn verlangt, ich will also zeigen, was ich vermag mit meiner Kraft!"

Baumfahl ging straßauf, straßab, nicht, weil er unschlüssig war, sondern weil die kühle Abendluft wohlthätig auf seinen Körper wirkte. Dann erst betrat er das Haus seines Wechselmaklers, den er glücklicher weise daheim fand. Dieser wunderte sich über den späten Besuch des Rentiers und machte kein Hehl daraus. Baumfahl lächelte.

„Ich konnte mir's denken," sagte er. „In unserm soliden Geschäftsleben geht Alles nach der Minute. Wer die Minute nicht einhält, wird um Schillinge gestraft oder man sieht ihn mit großen Augen an. Ist praktisch, ich geb' es zu, immer aber kann ein reeller Mann sich doch nicht darnach richten. Was mich zu so ungewohnter Stunde zu Ihnen führt, ist eine Reise, die ich sogleich

antreten muß. Ich kann ein glänzendes Geschäft dabei machen, und viel, viel Geld baar einstreichen. Baar Geld aber lacht, wissen Sie! Der ist ein erbärmlicher Geschäftsmann, ein wahrer Hundsfott, der einen ihm zugedachten Verdienst durch Nachlässigkeit sich entgehen läßt! Habe Verluste gehabt in den letzten Wochen, schwere Verluste, muß mich also anstrengen, um das Verlorene durch vorsichtiges Handeln wieder einzubringen. — Der Mensch aber ist ein gebrechliches Geschöpf, werther Herr, und auch dem Stärksten kann ein Unglück passiren. Was man mitnimmt auf Reisen, das weiß man, nicht, was man wiederbringt oder gar wiederfindet, wenn man zurückkehrt. Darum übergebe ich Ihnen hiermit meine sämmtlichen Policen. Bei Ihnen weiß ich sie gut aufgehoben, und ich brauche mich um meine liegenden Gründe nicht weiter zu sorgen. Was gibt es sonst Neues an der Börse? War fatal unwohl die ganze Zeit her, seit mir das Kind gestorben ist; durfte nicht wagen, unter so viele Menschen zu gehen. Wie ist's mit der Spanischen und Mexikanischen Anleihe? Viel gesucht? Wie?"

Der Makler gab auf jede Frage Baumfahl's geschäftsmäßig Bescheid und nahm die Versicherungs-Policen in Empfang. Er konnte in deren Uebergabe nichts Auffälliges finden. Die Besitzungen des Rentiers hatten einen bedeutenden Werth, und da sie nicht hoch beschwert

und sehr gut erhalten waren, konnten sie eine Stütze seines Credites werden. Denn noch kannte nur Baumfahl allein seine rettungslose Lage. Es blieben ihm noch volle vierzehn Tage, um Rath zu schaffen. Fand er innerhalb dieser Zeit Freunde, die ihm beisprangen, oder wußte er sich auf irgend eine Weise selbst zu helfen, so ließ sich die Gefahr beschwören, und er durfte dann mit vollem Selbstvertrauen an der Börse den Kopf höher denn je tragen.

Schwerer ward Baumfahl der nächste Gang. Er blieb mermahls unschlüssig stehen, sah sich scheu um nach allen Seiten und schob mit der Spitze seines Stockes jedes Stückchen Papier, das auf seinem Wege lag, bei Seite, als störe es ihn oder hemme seine Schritte. Je länger er ging, desto bänglicher ward ihm. Zuletzt fühlte er sogar ein sehr heftiges Herzklopfen.

„Es muß dennoch gewagt werden," rief er sich zu, unfern eines Kellereinganges stehen bleibend. Es graute ihn, die Treppe hinabzusteigen, denn die Leute, welche sich da unten zusammen fanden, konnten in der bürgerlichen Gesellschaft für verlorene Individuen gelten. Ein paar derselben aber waren ihm bekannt, und diesen hatte Baumfahl einen Verdienst zugedacht. Er wagte also den Gang. Zu seinem Leidwesen waren die Personen, die er suchte, noch nicht anwesend, und da er durchaus keine Lust hatte, auf sie zu warten, verließ er sogleich wieder den dunstigen

Keller, ehe noch Einer der gewöhnlichen Insassen ihn bei der daselbst herrschenden trüben Beleuchtung gesehen, viel weniger erkannt hatte.

Er war noch nicht weit gegangen, als er vor sich eine unsicher schwankende Gestalt gewahrte, die unter heftigen Gesticulationen ein halblautes Selbstgespräch führte. Um mit dem offenbar stark angetrunkenen Menschen nicht in Collision zu kommen, hielt sich Baumfahl möglichst nahe an den Häusern. Ungeachtet dieser Vorsicht aber prallte der Betrunkene doch an ihn an und fiel gerade vor ihm auf's Pflaster. Er beschädigte sich dabei unbedeutend und stand mit blutender Stirn wieder auf. Baumfahl konnte ihm nicht ausweichen. Sogleich streckte dieser die Hand aus und sagte lallend:

„Bitte mir Schmerzensgeld aus, Herr, für's Umstoßen!"

Der Ton klang mehr fordernd als bittend, und als Baumfahl den Mann schärfer in's Auge faßte, kam er ihm bekannt vor.

„Bist Du's, Peter?" redete er ihn an. „Ich meinte, Du wärest Mitglied des Mäßigkeitsvereines geworden. Ich habe Dich ja seit einem halben Jahrhundert nicht gesehen."

Peter Rallisen rieb sich die Augen, dann riß er grüßend die fettige Mütze von seinem ungekämmten Haar.

„Große Ehre — beim Teufel — große Ehre, Herr Baumfahl!“ versetzte der Trunkene. „O ja doch — kann sein, Herr Baumfahl! . . . Wenn man von seinem Gelde lebt, macht man sich rar. . . . Bin einen Strich auswärts gewesen, zur Erholung heißt das und — und — weil's mir zu heiß war hier — hier herum. — Der Herr versteht mich, denk' ich. — Bitte aber um Schmerzensgeld!“

Baumfahl ließ ein paar Thaler klirrend durch seine Hand gleiten.

„Peter,“ sagte er, den halb Ernüchterten an einem Zipfel seiner Jacke fassend und langsam weiter gehend, „bist Du zuverlässig und hast Du Courage?“

„Bin ein Hamburger Jung', Herr!“

„Es wäre dann möglich, daß ich Dir 'was Ordentliches zu verdienen geben könnte. Nur müßtest Du das abscheuliche Trinken lassen.“

„Will's, Herr, will's — wirklich versuchen! Aber nun Geld her!“

„Jetzt noch nicht, Peter,“ erwiederte Baumfahl. „Schlafe Deinen Rausch erst ganz aus, dann erwarte mich Morgen Abend um diese Zeit dort unter dem Hof-Eingange. Willst Du?“

„Wenn ich Handgeld kriege,“ lallte Rallisen. „Gottesgeld will ich nicht sagen, weil Sie mich doch nicht

wieder ganz in Lohn und Brod nehmen. — 's ist wahr, ich bin ein grundliederlicher Kerl geworden, verteufelt liederlich — aber noch lange nicht so schlecht, wie meine Frau mich macht — Gott verdamm' mich!"

„Du würdest ein wahrer Tugendspiegel sein, Peter, wenn Du nicht so viehisch tränkest," erwiederte Baumfahl. „Aber lassen wir das. Es thut Jeder, was er muß und nicht lassen kann —"

„So ist's — Gott verdamm' mich! — Und ich kann's Saufen nicht lassen, und wenn's den Hals kostet! — Darum thu' ich, was ich muß, das ist das Ende vom Liede!"

Baumfahl drückte Rallisen einen harten Thaler in die Hand.

„Hier ist Hand- oder Gottesgeld, wie Du willst," fuhr er fort. „Es soll sich verhundertfachen, wenn Du Morgen um diese Zeit völlig nüchtern, Deiner Sinne mächtig und mir in Allem, was ich von Dir verlange, zu Willen bist! Verstehst Du, Peter, in Allem!"

Rallisen ließ den blanken Thaler im Licht einer Laterne blinken.

„Hundert solcher Dinger soll ich haben?" fragte er mit etwas ungläubiger Miene.

Hundert oder auch mehr, wie sich's nun gerade fügen wird."

„Verdammt will ich sein, wenn Sie über mich zu klagen haben, Herr Baumfahl!"

„Still! Schrei' nicht so laut, daß man Dich häuserweit hören kann. Du brauchst meinen Namen gar nicht zu nennen, und Morgen — paff' auf, Peter — Morgen darfst Du nicht trinken oder aus dem Geschäft, daß ich Dir zu übertragen gedenke, kann nichts werden!"

„Ich drückte mir selber die Gurgel zu, Herr, wenn mir der Verdienst aus den Händen ginge!"

„Es kommt ganz auf Dich an, Peter! Zeigst Du Dich besonnen und nüchtern, so sind hundert Thaler wenigstens Dein. Du kannst Dir damit wieder einen Kram einrichten, der Dich ehrlich nährt. Ehrlich währt ja am längsten!"

„Hm! Gäb's nur 'was Besseres dabei zu beißen! — Also ein ehrliches Geschäft ist's?"

Baumfahl legte den Finger auf den Mund und nickte. In der Nähe ließen sich Schritte und Stimmen hören.

„Geh', Peter!" raunte der Rentier dem wüsten Ralisen zu. „Es darf kein Dritter wissen, daß wir mit einander gesprochen haben! — Denke an die Hundert und was darüber ist, sei verschwiegen, mäßig, und zeige Morgen, daß Du ein Mann bist, der sich zu beherrschen weiß, und auf den ehrliche Leute, die gutes Geld ausgeben, sich verlassen können!"

Baumfahl drängte Rallisen in den schmalen und niedrigen Eingang zum Hofe, wo undurchdringliche Finsterniß herrschte, dann ging er quer über die Straße nach der andern Seite, um den ihm Entgegenkommenden nicht zu begegnen.

Fünftes Kapitel.

Menschen ohne Vorurtheile.

Auf dem Landhause Benjamin Silbermann's wurden Vorkehrungen getroffen zum Empfang einer auserlesenen Gesellschaft. Der Banquier hatte nichts gespart, um seine Gäste auf das Angenehmste zu überraschen. Wie es seine Art war, überließ er die Anordnung Leuten von Geschmack. Er wünschte, um dem Namen seines Hauses Ehre zu machen, Glanz, aber keine Ueberladung, und so hatten eine Reihe von Tagen Decorateure, Maler und Tischler in dem schönen Landsitze des Millionärs alle Hände voll zu thun.

Silbermann bezeigte seine Zufriedenheit mit den getroffenen Einrichtungen, als er sie zum letzten Male in Begleitung seiner Tochter in Augenschein nahm.

„Dir gefällt es doch auch, Recha?“ wandte er sich fragend an das blühende Mädchen.

„Außerordentlich, Vater!“ erwiederte Recha mit glücklichem Lächeln. „Wenn unter dem üppigen Laubwerk dieser Gebüsche buntfarbige Lampen blitzen werden und die ganze Façade des Hauses von Flammen gleichsam übersprüht wird, muß unser Landsitz einen feenhaften Anblick gewähren.“

„Hast Du Felix heute gesprochen?“

„Nur auf wenige Augenblicke. Er läßt sich bei Dir entschuldigen.“

„Ich weiß, daß er beschäftigt ist, und darum bedarf es bei mir keiner Entschuldigung. Eine Frage nur muß ich noch an den jungen Mann richten, ehe die Welt erfährt, was bis jetzt ein Geheimniß Weniger war.“

„Welche Frage, mein Vater?“

„Ob er auch sicher ist, daß sein Handeln ihm nie in späteren Jahren gereuen wird.“

„Felix liebt mich, er liebt mich aufrichtig,“ sagte Recha bewegt, „und ich bringe ihm ein treues, liebevolles Herz entgegen. Ist das nicht die beste Bürgschaft für die Dauer unseres Glückes?“

„Man nimmt dies in der Regel an, mein liebes Kind,“ versetzte Silbermann, „und ich selbst werde gewiß zuletzt einer andern Ansicht huldigen. Aber Herzen können sich

täuschen, wie wir uns so oft in unserm Denken irren. Felix Sonderling ist Christ, Du bist Jüdin — still, mein Kind, falle mir nicht in's Wort! Eben dieser Art betrachtet die große Mehrzahl der Menschen, welche in jedem Vorurtheil einen Glaubensanker erblickt, für eine Anomalie. Ich selbst, Du weißt es, Recha, ich denke anders. Mir ist das religiöse Bekenntniß nicht das Wesentliche dessen, was wir unter dem Begriff Glauben zusammenfassen, sondern die Art und Weise, wie ich das Bekenntniß durch mein Leben vor Gott und Menschen gleichsam zu Ehren bringe. Weil ich so denke, bin ich freilich nicht mehr Jude, sowenig wie ich Christ sein könnte, ich bin aber — so dünkt mich — durch und durch religiöser Mensch in dem Sinne, wie der Geist unserer Propheten und der Geist des seltenen Mannes es will, der in den Fußstapfen der alten Propheten wandelnd, einen neuen Bund gründete. Der Geist war und ist in beiden Religionen gut — denn es ist der Geist Gottes! Was können die späteren Geschlechter dafür, daß die Hüter desselben ihm eine Hülle gaben, die sein ewig klares Licht verdüsterte? Ich zürne ihnen deshalb nicht, ich muß nur lächeln, daß die Weisheit sich selbst so seltsam täuschte, daß nun alle Welt mehr von dieser Täuschung, dem Spiegelbild der Wahrheit, als von der Wahrheit selbst hält!"

Recha küßte ihrem Vater gerührt die Hand.

„Du bist so gut,“ sprach sie, „so mild, so gerecht und — laß mich's immerhin aussprechen — auch so klug, weshalb willst Du nicht noch ein ganz klein wenig freier, fesselloser Dich zeigen?“

„Du meinst, ich solle Christ werden.“

„Würde man Dir es verdenken? Widerspräche es Deiner eigensten Ueberzeugung?“

„Auf diese Frage, mein Kind, war ich längst vorbereitet, und ich habe darauf eine Antwort, von der ich hoffe, sie wird Dir genügen und Dich beruhigen. Die Geburt gibt jedem Menschen einen Namen, den er trägt, so lange er lebt, den er auf seine Nachkommen vererbt, den diese wieder ihren Kindern geben. Dieser Name stirbt erst aus mit dem Erlöschen des Geschlechtes oder der Familie, die ihn trägt. Würdest Du Dich wohl entschließen können, Deinen Namen abzulegen wie ein Kleid? Ich bezweifle es. Der Name gehört eben so zu jedem Individuum, wie die Seele, die es belebt. Hier läßt ein Tausch sich nicht treffen, ohne das ganze individuelle Leben von Grund aus zu zerstören. Eben so ist es mit der Religion. Es ist der göttliche Name, der uns beim Eintritt in's Leben mit derselben als Wanderstab auf unserm Lebenspfade gegeben wird. Du kannst diesen Stab nicht willkürlich zerbrechen oder wegwerfen, ohne gegen Dich selbst und gegen den Schöpfer zu freveln. Weil er mit Dir

wächst und groß wird, paßt er Dir immer und in allen Lebenslagen, gerade so wie die Last, welche auf Deine Schulter drückt, ganz genau nur für Dich allein, für keinen Andern gemacht ist. Ich würde mir nicht nur lächerlich vorkommen, wollte ich meinen Glauben verläugnen oder ändern, ich würde mich auch lächerlich und verächtlich zugleich machen. Oder hast Du je gehört, daß die Welt einen getauften Juden für einen wirklichen Christen gehalten hat? Denke an die Erzählung des weisen Nathan, die der christliche Dichter Lessing ihm in den Mund legt, und beruhige Dich über Deine jüdische Abkunft. Sollte Gott Dir Nachkommen schenken, so dürfen sie, ohne einen Makel auf sich zu laden, den Wanderstab der Mutter gern mit dem des Vaters vertauschen."

Recha ging nachdenklich neben dem Vater durch die duftenden Hecken des sorgfältig gepflegten Gartens.

„Ich muß Dir wie immer Recht geben," sagte sie nach einer Weile, „könnte man nur auch jedem Einzelnen Deine klaren Ansichten beibringen. Es ist nicht um mich, es ist weit mehr um Felix, daß ich dies wünsche."

„Und ich finde Deinen Wunsch sehr verzeihlich, weil er so menschlich ist," erwiederte Silbermann. „Dennoch wirst Du ihn zu manchem andern unerfüllten legen und darauf verzichten müssen. Liebt Felix Dich wirklich, wie Du behauptest und wie ich, soweit mein Urtheil reicht,

glaube, so verlangt er von Dir keinen Glaubenswechsel. Was mich betrifft, ich würde einen solchen wenigstens bei meinen Lebzeiten niemals zugeben. In dieser Beziehung bleibe ich aus den vorhin angegebenen Gründen starrer alter Jude."

„Felix wird nicht darauf bestehen," sagte Recha.

„Gewünscht also hat er es doch? Ich konnte mir's denken."

„Nicht gewünscht, nur gefragt, ob ich einen solchen Entschluß fassen könnte."

„Und Deine Antwort lautete?"

Recha sah den Vater mit hellen Augen an.

„Der ächten Liebe, Vater," erwiederte sie sanft lächelnd, „ist mehr möglich, als unser Verstand begreifen kann. Eine Antwort bin ich Felix schuldig geblieben. Was er in meinem Auge las, muß ihn aber wohl zufrieden gestellt haben, denn er versicherte mich der Unwandelbarkeit seiner Zuneigung, möge ich Moses und die Propheten oder Christus und die Apostel als göttliche Lehrer verehren."

Benjamin Silbermann war bewegt. Er drückte die Tochter mit väterlicher Zärtlichkeit an sich und sagte:

„Ich wußte es, daß Felix Deiner würdig sei. Und nun genug von diesem Thema! Laß uns mit heiterm Auge die Gegenwart betrachten, damit das Bild der

Zukunft uns freundlich daraus entgegenlache! — Die Einladungen hast Du doch besorgt?"

„Wie Du sie vorgeschrieben hast."

„Gedachtest Du auch unserer künstlerischen Freunde?"

„Es ist geschehen und Beide haben, wie zu erwarten stand, ohne langes Besinnen zugesagt."

„Sie ahnen die Veranlassung zu unserm kleinen Feste doch nicht?"

„Schwerlich! Wer hätte sie ihnen verrathen können?"

„Es wäre mir lieb, wenn Jeder überrascht würde. Nur so ließe sich ganz der Eindruck beurtheilen, den Deine Verlobung mit Felix Sonderling auf die Gesellschaft machen muß. In meiner geschäftlichen Stellung wird dieselbe keine Veränderung hervorbringen, denn diese ist eine zu fest begründete, gesellschaftlich aber kann es einige kleine Gewitter geben, die wir indeß mit Geschick ableiten wollen."

Benjamin Silbermann warf nochmals einen wohlgefälligen Blick auf seine Villa, die von der Abendsonne mit goldenem Schimmer übergossen ward, und führte dann Recha zu dem ihrer vor der gußeisernen Pforte des parkartigen Gartens harrenden Wagen.

„Also in drei Tagen," sagte er, neben der zierlichen Gestalt Platz nehmend. „Gott gebe seinen Segen dazu!"

Der elegante Wagen des Banquiers rollte kaum

hörbar der brausenden Stadt zu, und Recha überließ sich neben dem jetzt schweigsam gewordenen Vater den süßesten Gedanken zukünftigen Glückes und bräutlichen Sehnsuchtsträumen.

In der städtischen Wohnung angekommen, fand sie Miß Sweet ihrer wartend. Die junge Engländerin war schon wiederholt vergeblich zu Recha gekommen, einige Male sogar wieder direct fortgeschickt worden, ohne ihre muntere Schülerin sprechen zu können. Lydia fiel dies auf, ohne eben großes Gewicht darauf zu legen. Reiche und Vornehme haben ja immer kleine Marotten, und sind oft um nichts verstimmt oder zu keiner kopfanstrengenden Arbeit disponirt. Heute aber hatte der Bediente ihr ausdrücklich gesagt, sie möge warten, das Fräulein werde alsbald von einer Ausfahrt, bei der sie den Vater begleitet habe, zurückkehren. Erfreut ging sie der Eintretenden entgegen, die sich auf die angenehmste Weise ihrer Saumseligkeit und scheinbaren Nachlässigkeit wegen entschuldigte.

„O no!“ erwiederte Miß Lydia. „Sie gar nicht nöthig haben Entschuldigung. Es nur nicht gut ist für englische Sprache, wenn lange fehlt Uebung.“

„Ach ja wohl, ja wohl, meine gute Miß Lydia,“ erwiederte Recha sehr heiter. „Ich bin ganz abscheulich nachlässig gewesen im Lernen und fürchte wirklich, daß ich

sehr viel vergessen habe. Seien Sie aber deshalb nicht bös, Sie Gute, es ging wahrhaftig nicht anders! Wenn Sie wüßten, was Alles auf mir ruhte in diesen letzten Wochen, Sie würden gewiß Mitleid mit mir haben. Ich war ganz zerstreut, fast gebrochen; denn anderer Menschen Kummer macht mich immer halb krank. Und es gibt so viel Unglück, so viel unverschuldetes Unglück, — o, Sie ahnen gar nichts davon!"

„Ist ganz gewiß! Ich gar nichts gehört habe von groß Unglück, was ist geschehen in city."

„Groß im gewöhnlichen Sinne kann man es auch nicht nennen," versetzte Recha. „Nur diejenigen, die es traf, leiden schwer darunter. Sie erinnern sich noch des armen Landenberg, der im Concert des jungen Virtuosen Vollton im vorigen Winter plötzlich krank wurde?"

„Well! Ich mich erinnere. War das Mann, wo Herr Silbermann hinschickte Bedienten und ließ fragen nach Befinden. Wär' nicht möglich das in England."

„Nun, liebe Miß, dieser arme Mann ist nun nach langen Leiden gestorben und hinterläßt eine einzige Tochter, ein liebes, braves Mädchen von Herz und Bildung. Die Aermste wäre verloren, nehmen sich Fremde der ganz Verlassenen nicht an. Da habe ich nun das Meinige auch gethan. Mein Vater billigte mein Vorhaben, und seit einigen Tagen bewohnt Clara Landenberg ein paar

freundliche Zimmer auf unserm Landhause. Dort wird sie sich erholen von ihrem Schmerz, und inzwischen kann man sich über das, was sich etwa später für das liebe Mädchen thun läßt, in aller Ruhe berathen."

„Fräulein Silbermann sind sehr großmüthig, wirklich sehr großmüthig," sagte Miß Lydia Sweet, und fragte dann, „ob sie heut' das Vergnügen haben könne, ein Stündchen Englisch mit Fräulein Recha zu lesen?"

„Nicht doch, Miß Sweet," erwiederte Recha. „Plaudern wir lieber mit einander. Ich bin gar zu unaufmerksam. Uebermorgen ist mein Geburtstag und —"

Sie stockte erröthend, und da Miß Lydia Sweet sie erwartungsvoll ansah, gerieth sie fast in Verwirrung. Ihr natürliches Gefühl drängte die reiche Erbin, sich der jungen Lehrerin, deren treffliche Herzenseigenschaften sie hochschätzte, zu entdecken, und doch hielt jungfräuliche Befangenheit sie auch wieder davon ab. Am meisten hinderlich aber war für sie die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Der Jüdin würde Recha sich gewiß offenbart haben, der Christin konnte sie unmöglich sagen, daß sie ihr eigenes Herz an einen Christen verloren hatte, ohne die Gesetzestafeln ihres Volkes mit Trauerflor zu umhüllen. In diesem Augenblicke kam es dem hochsinnigen Mädchen vor, als stehe sie im Begriff, eine Profanation ihres Glaubens zu begehen, und sie mußte ihre ganze

Kraft zusammen nehmen, um den plötzlichen Schmerz, der sich ihrer bemächtigte, nicht auf ihren reinen Zügen sich wiederspiegeln zu lassen. Um sich nicht zu verrathen, setzte sie schnell hinzu:

„Ich habe gegen Sie, liebe Miß Sweet, so lange davon geschwiegen, um mir das Vergnügen zu machen, Sie mündlich zu diesem meinen Ehrentage einzuladen. Sie kommen doch?"

„Ich werde kommen," sagte die junge Engländerin. „Ich werde mitbringen sehr gute Gratulation."

„Es bedarf deren nicht, ich bin von Ihren guten Gesinnungen gegen mich überzeugt," fiel Recha ein, ihrer Lehrerin und Freundin die Hand drückend. „Mein Vater hat auch für eine Ueberraschung gesorgt, die wohl Keiner erräth. Unser talentvoller Virtuos, Herr Friedrich Vollton, wie der dramatische Sänger, Herr Alfred Drollig, der Sie wiederholt so köstlich durch seinen Humor in Gesang und Spiel unterhalten hat, sind ebenfalls geladen, und haben nebst noch einigen andern Künstlern zugesagt. Wir dürfen uns daher einen recht unterhaltenden und angenehmen Abend versprechen. Schade, daß Sie gar nicht musikalisch sind, Miß Sweet. Sie wären dann durch meine Bitten gezwungen worden, Ihr Talent ebenfalls vor unserm Zirkel leuchten zu lassen."

Miß Lydia Sweet machte eine Verbeugung, die Recha

sich beliebig deuten konnte. Damit endigte das Gespräch über das zu erwartende Festin, und beide Mädchen gingen auf andere Gegenstände über, die abwechselnd bald in deutscher, bald in englischer Sprache gründlich durchgesprochen wurden.

Sechstes Kapitel.

Fröhliche Menschen.

„Wenn ich nicht fühlte, daß die Erde noch fest stände unter meinen Füßen, so glaubte ich unbedingt, die Welt fange bereits an unterzugehen!“

Mit diesen Worten trat Alfred Drollig in den Club der Künstler, der heute ziemlich zahlreich besucht war.

„Und das sagst Du so ernsthaft und mit so wunderbar rollendem Auge, als habe Shakespeare's schöner Wahnsinn Besitz von Deinem Gehirn genommen?“ versetzte der Baßbuffo. „In welches Wandelsternes unsichtbare Atmosphäre bist Du denn auf dem Wege von Deiner Wohnung zur Probe gerathen?“

„Beim Himmel, ich mein' es ernst, bitterernst!“ betheuerte Alfred, warf sich auf die Sophabank, ergriff

eins der Theaterblätter, die nebenan auf dem nächsten Tische lagen, warf es aber gleich wieder fort. „Habt Ihr denn gar nichts gehört von der wichtigsten aller Neuigkeiten, die zwischen Aufgang und Niedergang sich vorbereitet?"

„Soll etwa das Theater für die Sommermonate geschlossen werden?" fragte ein jüngerer College, der ungern an heißen Tagen Komödie spielte. „Oder hat sich einer unserer Millionäre mit Signora Carità, Deiner heißblütigen Fiammetta, verlobt?"

„Letzteres könnte zwar störend sein, doch würde ich es unter allen Umständen natürlich und deshalb nicht unbegreiflich finden," versetzte Alfred, „bei Ersterem käme das Publikum um den Genuß, den Kampf eines Talentes mit den thörichten Launen einer widerspänstigen Natur bewundern zu können. Nein, Kinder, es ist etwas ganz Immenses, etwas wirklich in den jüngsten Tagen unserer Civilisation noch nicht Dagewesenes. Denkt Euch, ein reicher Christ will eine noch reichere Jüdin heirathen!"

Als Antwort schallte von allen Seiten das heiterste Gelächter.

„Und das soll nicht dagewesen sein?" sagte der Baßbuffo. „Laß Dir nichts aufbinden! Kommt alle Tage im Jahre wenigstens einmal vor."

„Möglich, nur nicht so, wie in diesem Falle, wo der Christ Christ und die Jüdin Jüdin bleibt!“

„Ist auch nichts, wovor die Sterne erbleichen,“ meinte der unerschütterlich ruhige Baßbuffo. „Unsere neuen Gesetzen erlauben dergleichen Heirathen.“

„Wer sind denn eigentlich diese glücklich Liebenden?“ fragte der Feind der Sommerhitze.

„Recha Silbermann und —“

„Und?“ riefen sechs bis acht Stimmen gleichzeitig und Aller Blicke richteten sich auf Alfred.

„Felix Sonderling, Firma: Gebrüder Sonderling,“ sagte dieser nachlässig gleichgiltig. „Kellner, ein Glas Limonade!“

„Ich glaube, Du wirst sentimental,“ versetzte der Baßbuffo. „Hattest Du vielleicht selber ein Auge auf das niedliche Goldfischchen, weil sie Dich ein paar Mal mit schmeichlerischem Lob-Zuckerbrod im Salon ihres Vaters herablassend gefüttert hat? Aehnlich säh' es Dir, denn Du hast Anlage, Dir ein Serail zu bilden.“

„Laß alles Scherzen, guter Wilhelm,“ sagte Alfred, „und glaube meinen Worten. Felix Sonderling und die schöne Recha werden ein Paar. Das ist so sicher, als hätte es von Ewigkeit her im Buche des Schicksals geschrieben gestanden. Wollt Ihr aber nicht glauben, so werdet Ihr, die Ihr Gnade gefunden habt vor den Augen

und Ohren des kunstliebenden Banquiers, morgen Abend mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören, daß ich die Wahrheit sage!"

„Nun um so besser," versetzte der junge College. „Ich erblicke in dieser Verbindung den vielversprechenden Anfang einer vernünftigen Güterverteilung. Das ist immer ein Fortschritt. Wenn Juden und Christen sich heirathen, gleicht die Liebe aus, was der Haß ungleich machte. Die Verbindung hat meinen vollkommensten Beifall. Ich bedaure nur, daß ich nicht selber der Bräutigam bin!"

Abermals unterbrach heiteres Lachen die Unterhaltung der Künstler.

„Ihr scheint also der Ansicht zu sein, als deute diese Mischehe oder mißliche Ehe, wie Ihr wollt, nicht auf eine nahe bevorstehende Weltrevolution hin?" fuhr Alfred fort. „Nun gut denn; ich kann noch mit andern Seltsamkeiten aufwarten! Unser Freund Friedrich, der volltönigste Geigenspieler in den nordischen Marken Deutschlands, ist ebenfalls von Amor's Pfeilen in höchst gefährlicher Weise verwundet worden."

„Der tugendsame Bauer?" — „Der keusche Joseph?" — „Der Jünger Apollo's im schwarzen Pastorkäppchen?"

Solche und ähnliche Fragen prasselten wie Schwärmer gegen Alfred, wobei es so laut ward, daß geraume Zeit Niemand wieder ordentlich zu Worte kommen konnte.

„Kein Anderer!“ betheuerte Alfred. „Aber nun rathet, welche Zauberin diesen schwer zugänglichen Mann zu fesseln vermocht hat? Ihr müßt dabei ganz von euern eigenen Neigungen und Gelüsten abstrahiren, denn unser origineller Waldmensch mit der Schwermuthsmiene Hamlet's handelt nicht wie die gemeinen Verehrer der Civilisation unseres speculativen Jahrhunderts.“

„Sich so auszudrücken, ist, dünkt mich, gemein,“ sagte der Baßbuffo, die Lippe aufwerfend.

„Aber ehrlich, Herr College, ehrlich und deutsch!“

„Eine glänzende Partie hat er sich demnach wohl nicht ausgesucht, vorausgesetzt, daß die Liebschaft unseres Geigers schon so weit gediehen ist,“ warf der junge Schauspieler ein.

Alfred klopfte mit dem zierlichen Stock, den er trug, seinen eleganten Stiefel von feinstem Glanzleder.

„Nach Deinen Begriffen gewiß nicht,“ sagte er achselzuckend. „Dennoch wäre es möglich, daß selbst Eroberer von Millionärinnen ihn zuletzt noch um seinen guten Geschmack und seltenen Takt, wenn nicht etwa gar um sein Glück beneiden dürften.“

„Nanu!“ rief der Baßbuffo. „Hat Vollton seine Augen etwa auf eine stramme rotharmige Wäscherin geworfen? Leute dieses Schlages pflegen gute Hausfrauen zu werden.“

„Es macht mir unendliches Vergnügen, Deine Frage bestimmt verneinen zu können. Freund Friedrich hat einen absonderlichen, durchaus aber keinen gemeinen Geschmack."

„Wo Zartes sich mit Sprödem einigt, da gibt es einen guten Klang," declamirte der junge Mime.

„Ach, was soll das Kopfzerbrechen nützen!" fiel ein Anderer ein. „Entweder kläre uns mit kurzen verständlichen Worten auf über die Liebesintentionen Deines Landsmannes, oder behalte Dein Geheimniß so lange für Dich, bis die geschwätzige Fama es in ein lautes verwandelt."

„Still!" sagte Alfred. „Da kommt unser Freund in eigener Person. Er würde mich mit den Augen todtstechen, wenn er hörte, daß ich mit klaren Worten zum Verräther an seinem Herzen würde. Wollt Ihr wissen, welches Mädchen er liebt und — ich wette — dereinst auch heirathen wird, so fragt ihn selbst! Er sieht ganz so aus, als sei er aufgelegt, Jedem Rede zu stehen."

Alfred hatte kaum geendigt, so trat Friedrich in den Club. Er sah nachdenklich, vielleicht auch etwas zerstreut aus, wie gewöhnlich, dennoch waren seine Züge von einem erquickenden Schimmer stillen Glückes verklärt. Er begrüßte alle Anwesenden freundlich und zwar Jeden

besonders, um ja bei Niemand anzustoßen. Dann nahm er neben Alfred Platz.

„Du kommst später, als Du versprochen hast," redete Dieser ihn an.

Friedrich zog die Uhr. „In der That!" erwiederte er. „Ich habe mich ganz in der Zeit geirrt."

Alfred beugte sich über ihn und flüsterte ihm zu: „Daran sind die Spaziergänge in den Alleen vor dem Thore und an den Ufern der Alster Schuld. Schwarz leuchtet zwar nicht, ein scharfes Auge indeß kann es doch recht gut von Grün und Blau unterscheiden, namentlich dann, wenn zuweilen auf dem dunkeln Grunde ein blendend weißer Glacéehandschuh sichtbar wird."

Friedrich richtete sein klares Auge ruhig auf den neben ihm sitzenden Freund.

„Hat Dich der Zufall meine Bahn kreuzen lassen oder bist Du mir nachgeschlichen?" fragte er eben so leise. „Für Letzteres würde ich Dir nicht dankbar sein."

„Freund," erwiederte Alfred, „Du stellst Fragen, wie ein Criminalrichter. Bewegung thut Jedermann Noth, vor Allen aber uns, die wir als Jünger der Kunst auch der Natur immer treu und eng verwandt bleiben sollen. Ich erfülle also nur meine Pflicht gegen mich selbst, gegen die Kunst und gegen das Publikum, wenn ich so oft wie möglich die entnervende Stubenluft fliehe. Nun ist es

ganz und gar nicht zu verwundern, daß ich der Abwechselung wegen heute da, morgen dort meine Morgenpromenade mache, wobei ich denn meinen gesunden Augen ebenfalls keine Gewalt anthue. Als Schlesier guckt ein kleines Endchen gemüthlicher Sentimentalität aus meinem Rockkragen heraus, ich mag den modern zugeschnittenen Fetzen anziehen, wie ich will. Auf Grund dieser Sentimentalität zog es mich vor einigen Tagen nach dem Friedhofe. Ich wollte doch wissen, ob der Hügel, der Landenberg deckt, von dem letzten Gewitterschauer nicht arg zerrissen worden sei. Und da sah ich, was Du jedenfalls besser weißt, als ich."

„Nichts, was mich in Deinen Augen herabsetzen könnte!"

„Fällt mir ein, das zu behaupten? Im Gegentheil, ich ehre diese Theilnahme an fremdem Leid, nur halte ich dafür, sie kann unter Umständen gefährlich werden."

Friedrich stand rasch auf. „Hast Du Zeit, mich anzuhören?" sprach er pressirt.

Alfred nickte beistimmend.

„Dann begleite mich, wohin Du willst, und höre, was ich Dir zu sagen habe. Vor diesen Menschen will ich mein Herz nicht entweihen!"

„Nur nicht exaltirt, ich bitte! Wir kämen aus den Maschen des Unglücks, mit denen der Teufel in jeder

Nacht die Erde von Neuem überbreitet, gar nicht heraus, wenn das Gebiß solcher Leute nicht immer daran herumnagte!“

Arm in Arm durchschritten die Freunde ein paar Mal das Clubzimmer und verließen es dann unbemerkt. Als sie sich allein sahen, begann Friedrich:

„Mein Schicksal ist entschieden, Freund! Ich werde entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich werden. Eins ist eben so gut denkbar als das Andere. Ich liebe!“

„Was 'n Wunder! spricht der hiesige Mann solider Denkungsart.“

„Du weißt auch, wen ich liebe?“

Alfred bejahte.

„Lachst Du mich etwa aus?“

„Das würde erbärmlich schlecht sein.“

„Also begreifst Du mich?“

„Liebe fühlt man nur, begriffen hat sie noch Niemand. Es fragt sich blos, ob Du Gehör findest oder bereits gefunden hast?“

„Ich dachte mir, daß Du gerade diese Frage an mich richten würdest,“ erwiederte Friedrich mit einer gewissen Unruhe. „Gerade darauf kann ich nicht antworten. Wenn ich in ihre himmlischen Augen sehe, finde ich keine Worte. Meine ganze Seele concentrirt sich im Blick,

und wenn sie die Sprache dieses Blickes nicht versteht, so wird sie, glaub' ich, im Leben nicht meine Frau!"

„Das sieht Dir ganz ähnlich, armer Junge," versetzte Alfred. „Am Ende verlangst Du, sie — ich meine die Erwählte Deines zaghaften Herzens — solle Dich zuerst ansprechen, das aber ist doch etwas mehr verlangt, als billig. Hm, hm, hm!"

„Ein edleres Herz, ein kindlicheres Gemüth, eine engelreinere Seele gibt es nicht!"

„Weiß ich — weiß ich!" sagte Alfred. „Es ist das alte Lied — na ich mag weiter nichts hinzufügen. . . . Wenn es aber wirklich Deine Absicht sein sollte, die Liebschaft bis zur Ehe reifen zu lassen, so kann Dich kein Gott von der Förmlichkeit dispensiren, Dich vorerst der Geliebten zu erklären und ihre Rückäußerung zu vernehmen. Mir würde dies ein Leichtes sein."

„Aber Alfred! . . . Nein, ich hör's, Du hast noch nie wahrhaft geliebt!"

„Dieser Beweis würde sich schwer führen lassen und, wollten wir wetten, Dich möglicherweise ein anständiges Sümmchen kosten! Ohne mein Herz zu verklagen und mich selbst schlechter Streiche zu zeihen, lege ich hiermit doch vor Deinen keuschen Ohren das offene Geständniß ab, daß ich ganz genau weiß und schon häufig erprobt habe, wie es zuzugehen pflegt

„bei Männern, welche Liebe fühlen.“
Nur bis zu wirklichen prosaischen Heirathsgedanken konnte ich meine poetischen Liebesanwandlungen nicht ausweiten.“

„Dann eben hast Du nicht geliebt!“ sagte Friedrich mit fast entrüstetem Tone.

„Gut,“ versetzte Alfred. „Eine Verschiedenheit unserer Ansichten über Gefühle, die zwei verschiedenen Herzen entkeimen, soll uns nicht entzweien. Ich gestehe Dir einen höheren Wärmegrad gern zu, weil Du das Wort Heirath hast fallen lassen. Weißt Du auch, was das heißt? Heirathen heißt eine Frau nehmen — brrr!“

„Macht Dir das Grauen?“

„Nicht doch, es überläuft mich dabei nur ein süßer Ahnungsschauer, der sich schwer beschreiben läßt. Heirathen ist gut — heißt es irgendwo in der Schrift, vielleicht beim weisen Salomo, der einige Erfahrung darin hatte — nicht heirathen aber ist besser. Wie ich mich kenne, glaube ich mich der letzteren Ansicht anschließen zu müssen. Ich kann ’s Necken und ’s Galantsein nicht lassen. Ehrbare Frauen aber können leicht Eigenschaften entwickeln, die man der unliebenswürdigen Ehehälfte eines sanften Weltweisen griechischer Abstammung beilegte, wenn man im Punkt der Galanterie etwas zu halsstarrig Mann bleibt. Das, mein bester Freund, würde mich ungemein stören und vielleicht sogar das Thermometer meiner

Gefühle vom Siedepunkt bis unter den Gefrierpunkt fallen lassen. Mir geht in der Welt nichts über ein hübsches Gesicht, das die Grazien geküßt haben und gerade deshalb uns sinnlich geartete Adamssöhne wieder zum Küssen einladet. Wollte mir eine verheirathete Frau diesen Genuß untersagen, so gäb's sofort eine Kriegserklärung, und das Ultimatissimum des gestörten ehelichen Friedens könnte sehr leicht eine Scheidung sein. Denke nur an Signora Carità. Wässert Dir nicht der Mund nach dem rosenrothen Lippenpaar dieser verführerischen Hexe, die alle Männer an der Nase herumführt und doch von allen sich anständig lieben läßt? Und könntest Du wohl dem Umgange eines so liebenswürdigen und liebesbedürftigen Geschöpfes deshalb ganz entsagen, weil Dir eine Frau vor dem Altar angetraut worden ist?"

„Ich getraue mir, Deine Frage mit einem festen Ja zu beantworten," sagte Friedrich still lächelnd.

„Dann heirathe in Gottes und aller Heiligen Namen!" versetzte Alfred. „Du bist aus dem Holze, das gute Ehemänner liefert. Ich sehe Dich schon vor mir, die weiße Nachtmütze auf dem gelockten Haupte, ein Wickelband in den Händen, mit einem Fuße die Wiege in Bewegung setzend, auf dem andern einen dicken Bengel schaukelnd, der unter dem süßen Ausruf Papa sich abmüht, des philisterfrommen Vaters Knie zu erklettern.

Heirathe also, nur werde durch die Heirath kein schlechter Virtuose! Soll ich bei Clara für Dich anhalten? Einen geschickteren Freiwerber findest Du nirgends! Ich halte Deiner Erkorenen eine Rede, daß sie vor Glückseligkeit ihre jetzige irdische Trübsal vergißt und sich Dir willenlos in die Arme wirft."

„Vorerst will ich doch selbst mein Glück versuchen," meinte Friedrich. „Gelang es dem armen Landenberg ein Herz zu finden und sich diesem Herzen zu erkennen zu geben, so wird mich doch wohl ein günstiger Moment das entscheidende Wort sprechen lassen."

„Also ein wenig eifersüchtig sind wir doch?"

„Weil ich thun will, was meine Pflicht ist?"

„Ausreden!"

„Die Zukunft wird mein Fürsprecher sein und Dich belehren, daß wahre Liebe keine Eifersucht kennt."

„Donnerwetter, Du besitzest mehr Selbstgefühl, als ich mir zutraue!" versetzte Alfred. „Doch sprich: wie sieht es aus mit der Mitgift?"

„Ich habe bis jetzt nicht daran gedacht."

„Nicht daran gedacht! Und hast doch Landenberg's Bekenntnisse gelesen? Soll ich Dir etwa unser Losungswort zurufen?"

„Banco!" sagte Friedrich, indem ein Zug düstern

Ernstes seine heitern Mienen überflog. „Ich glaube wirklich, Banco besitzt Clara Landenberg nicht.“

„Und Dir schwindelt nicht vor der Zukunft? Du siehst nicht, wie hinter Dir, um Dich, über Dir ein unheimlicher Schatten sich zeigt, der gestaltlos auf Dich niederfällt, Dir alles Licht verdunkelt, den Boden dicht vor Deinen Füßen absticht, und Dich von aller Welt isolirt? Freund, Freund, sei Virtuos, so viel Du willst, nur sei nicht leichtsinnig in Dingen, an welche das Herz der ganzen Welt sich hängt! Was sagt Gretchen im Faust? Am Golde hängt, zum Golde drängt doch Alles! Erst also Gold, dann ehrbare Heirath und hausväterlich solider Ehestand! Das ist der Welt Lauf, dem ich mich lieber und leichter fügen würde, als den zärtlichsten Bitten einer Frau! Also sei gescheidt und mach' halt keinen dummen Streich!“

Friedrich drückte dem Freunde die Hand. „Daß Du es redlich meinst, weiß ich,“ versetzte er, „beistimmen aber kann ich Dir doch nicht, wenigstens nicht unbedingt. Geld mag ein gewichtiger Hebel zum Glücke sein, das Glück selbst in jener durchsichtig klaren Gestalt, die unser Auge erfreut, unser Herz erquickt, ist es nicht! Hast Du nicht oft genug Menschen gesehen, die, ihrer Reichthümer ungeachtet, doch keine frohe Stunde im Leben haben? Die Einen foltert die Angst, Diebe möchten ihnen das,

was sie für das Höchste halten, entwenden, den Andern bangt immerwährend vor Verlusten, weil sie es Fremden anvertrauen, damit es nur ja sich immer mehre. Heißt das nun Leben? Ist das Glück? Ich versichere Dich, Freund, mir könnte nichts Schlimmeres passiren, als wenn ich der Hüter meiner eigenen Schätze sein müßte! . . . Verächter des Geldes bin ich nicht — Gott bewahre mich davor! — mir wird es aber immer nur Mittel zum Zwecke sein! Besäße ich viel, dann würde ich sicherlich auch viel aufgehen lassen. Der freundlich Bittende, der Bedürftige, der Leidende — sie Alle fänden bei mir offene Kasse und offene Tafel. Um geizig zu werden und mich zu ergötzen an Vermehrung des Mammons, bin ich zu sehr Naturmensch, und so Gott will, gedenke ich es auch zu bleiben. Uebrigens sollte ich glauben, in meiner Geige müsse, wenn auch keine californische Goldgrube, doch so viel klingender Fonds verborgen sein, daß es mir möglich werden sollte, mit ihr eine Frau zu erhalten, die nicht verzogen und darum auch nicht gewöhnt ist, unerschwingbare Ansprüche zu machen."

„Wahrlich, Du sprichst, wie ein angehender Weiser, und wäre ich nicht ich, ich könnte wohl wünschen, zeitweise in Deine Haut zu schlüpfen, wär' es auch nur, um zu erfahren, wie geschickt oder täppisch ich mich darin bewegen würde."

„Eine Bitte noch hab' ich an Dich," sprach Friedrich, die Hand Alfred's abermals ergreifend. „Schweige gegen Jedermann von meiner Neigung! Wir sollen Gefühle nie ausplaudern, sie werden dadurch entweiht. Unsere Bekannten im Club sahen mich so bedenklich an, daß ich schon fürchtete, sie möchten etwas erfahren haben. Gerade diesen Herren möchte ich mein Herzensgeheimniß am längsten verborgen halten!"

„Du willst es, mithin soll's auch geschehen!" sprach Alfred etwas pathetisch. „Jedenfalls vergehen noch einige Tage, ehe Du einen unwiderruflichen Entschluß fassest. Inzwischen sehen wir uns in unserm Berufe als Künstler bei Silbermann wieder. Du sollst dort, wie man munkelt, den ersten Geigenstrich zur Verlobungspolka thun, und mir wird vermuthlich der verdienstliche Auftrag zukommen, mit den schmelzendsten Tönen, die in meiner Kehle erbgesessen sind, der glücklichen Braut ein süßes Schlummerlied zu singen. Laß uns das Beste thun, damit wir der Welt Bewunderung zugleich mit der Welt Dank uns erwerben, der sich am schönsten anhört, wenn er einen recht silberhaftigen Klang von sich gibt."

Friedrich stimmte durch festen Handschlag bei, und die Freunde trennten sich, der Eine, um bei Signora Carità frohe Stunden zu verplaudern, der Andere, um träumerischen Gedanken nachzuhängen, und sich in ein Glück

zu vertiefen, das noch als Embryo im Schooße der Zukunft lag.

Siebentes Kapitel.

Das Geschäft kommt zum Abschluß.

Baumfahl war einige Minuten vor der festgesetzten Zeit an der bezeichneten Stelle, wo Peter Rallisen seiner warten sollte. Der Herumtreiber ließ sich nicht sehen. Die Zeit verstrich und der Rentier fürchtete schon, unverrichteter Sache wieder fort gehen zu müssen, als er den Erwarteten scheu sich nähern sah. Um sich den Mann, dessen Hilfe er beanspruchte, nicht wieder entschlüpfen zu lassen, trat er rasch auf ihn zu und erfaßte mit kräftiger Hand seinen Arm.

„Dir scheint an gutem Verdienst wenig gelegen zu sein, denn Du bist nicht pünktlich," redete Baumfahl Peter Rallisen an. „Weshalb läßt Du mich warten?"

„Herr," erwiederte dieser, indem er einen vergeblichen Versuch machte, sich der eisernen Hand des Rentiers zu entwinden, „verdienen will ein Jeder, unser Einer aber muß die Augen dabei überall haben, weil man zu viele Feinde hat."

„Aha!“ versetzte Baumfahl. „Du hältst Dich nicht für ganz sicher. Desto besser! Um so leichter wird es Dir sein, auf das Geschäft einzugehen, dessen Ausführung ich Dir nach reiflicher Ueberlegung übertragen will. Wie war es doch, Peter! Nannte man Dich nicht in der fatalen Angelegenheit, von welcher die Gebrüder Sonderling so viel Gerede machten?“

„Kann wohl sein, Herr,“ entgegnete der heruntergekommene Mann, „denn die Zahl meiner Feinde ist groß. Ich machte mich deshalb auch aus dem Staube. Die kurze Abwesenheit hat mich klug gemacht. Ich weiß seitdem besser umzuspringen mit Menschen und — und —“

„Und mit Schlössern, willst Du sagen,“ fiel Baumfahl ein. „Nun sieh, Peter, das freut mich! Ich mag's gern leiden, wenn der Mensch etwas lernt. Jeder muß daran arbeiten, Jeder sich in seinem Fache zu vervollkommnen suchen. Du sollst mir, wenn wir erst ganz Handels einig geworden sind, ein paar Schlösser öffnen und wieder verschließen, ohne daß irgend Jemand etwas davon merkt oder es nur ahnt. Außerdem hast Du nur noch bestimmte Präparate, die ich Dir einhändigen werde, an geeigneten Orten nieder zu legen. Dann gehst Du ungesehen Deiner Wege, schiffst Dich weiter unten auf irgend einem Fahrzeuge nach England ein und reisest von dort so schnell als möglich weiter nach Australien. Nicht

wahr, Peter, das ist ein Geschäft, wie Du es Dir lange schon gewünscht hast? Es kostet wenig Mühe, fast gar keine Anstrengung, und wirft großen Lohn ab. Kribbelt's Dir nicht schon in allen Fingern?"

„Warum nicht, Herr?" erwiederte Rallisen. „Geld verdiene ich gern, und zu viel kann's mir nicht werden; ehe ich aber meine Hand ausstrecke und sage: ich will! muß ich gute Sicherheit haben."

„Du sprichst verständig und das höre ich gern," sagte Baumfahl, mit seinem Begleiter schneller vorwärts schreitend. „Laß uns eilen! Es ist jetzt gerade Zeit, das Geschäft ganz in der Stille zum Abschlusse zu bringen. In meinem Hause will ich Dir jede erforderliche Sicherheit geben."

Peter Rallisen brummte ein paar unverständliche Worte und folgte ohne Widerstreben dem Rentier. Unhörbar öffnete Baumfahl die Thür seines Hauses, ließ Rallisen vor sich eintreten, und verschloß sie eben so behutsam. Die Dienstboten schienen alle zur Ruhe gegangen zu sein. Baumfahl schritt voraus, die Hand Peter's festhaltend. Er stieg aber nicht die Treppe hinauf, sondern führte ihn nach dem Hofraume. Hier befand sich unter einem hohen Speicher ein kleiner Keller, der mit Wein und Spirituosen angefüllt war. Daneben lagerten Steinkohlen und andere Brennmaterialien. Verschiedene

Waaren, darunter Farbehölzer, Hornspitzen, Tabak, Baumwolle 2c., erfüllten die fünf oder sechs über einander gebauten Speicherböden. Baumfahl hatte diese Räume an verschiedene Kaufleute vermiethet, besaß also keinen Schlüssel zu denselben.

Im Keller standen ein Tisch und ein paar Sessel. Baumfahl machte Licht mittelst eines Streichhölzchens und entzündete eine kleine Blendlaterne. Rallisen bemerkte, daß die Hand des Rentiers heftig zitterte, und schlau, wie er war, wenn er seinen Verstand nicht durch unmäßigen Genuß von Spirituosen benebelt hatte, begriff er schnell, um was es sich handelte. Er ließ sich jedoch nichts merken, sondern setzte sich kaltblütig dem Rentier gegenüber, dessen aufgeworfene Lippen krampfhaft zuckten, während die düstern Augen unheimlich funkelnde Blicke unter den buschigen Augenbrauen hervorschossen.

„Morgen Abend werde ich verreisen," hob Baumfahl leise sprechend an, während seine Blicke immer unheimlicher funkelten und die Finger unfreiwillig einen Marsch auf dem Tische zu trommeln begannen. „Wann ich zurückkomme, hängt von Umständen ab, ich wünsche aber, daß ich es dann hier anders finde. Du verstehst mich doch, Peter?"

Rallisen machte eine bezeichnende Kopfbewegung und ahmte gleichzeitig mit solcher Natürlichkeit das zischende

Geräusch eines in Brand gerathenen Schwärmers nach, daß der Rentier zusammenfuhr und sich erschrocken umsah.

„Ich versteh' das Ding, wie?“ sprach der heruntergekommene Mann lachend. „Wenn ich gut bezahlt werde, soll's ganz charmant prasseln.“

Baumfahl nickte, senkte seine Hand in die Brusttasche und zog ein Paquet daraus hervor.

„Nimm das auf Abschlag,“ sprach er, es Rallisen in die Hand drückend. „Ist geschehen, was nicht unterbleiben darf, so verdoppele ich die Summe. Du thust nichts Unrechtes. Ich bin gut versichert.“

Rallisen öffnete das erhaltene Paquet und zählte mit großer Seelenruhe die darin befindlichen Bankscheine durch.

„Hundert!“ sagte er, als er den letzten durch seine schmutzigen Finger gleiten ließ. „Ist ganz gut, nur viel zu wenig!“

„Du hörst ja, daß ich die Summe verdoppeln werde, sobald Du gethan hast, was ich verlange.“

„Und wenn Sie derweile auskneifen oder unterwegs ersaufen?“ grinste Rallisen. „Nein, Herr, nein! Peter Rallisen ist zwar zuweilen ein versoffener Kerl, so dumm aber ist er nicht, daß er in geschäftlichen Angelegenheiten ein Versprechen unter vier Augen für einen acceptirten Wechsel ansieht. Es ist ein gefahrvoller Auftrag, den

Sie mir geben, Herr Baumfahl, und deshalb müssen Sie 'was mehr 'rausrücken."

„Was verlangst Du denn, Peter?"

„Dreihundert auf Abschlag, keinen Schilling weniger!" versetzte in brutalem Tone Rallisen. „Es ist ein Pappenstiel für Sie und für den Dienst, den ich Ihnen leisten soll. Und seh'n Sie, Herr, ich denke, Ihr Anerbieten ist für mich ein Wink, daß es unser Herrgott noch gut mit mir meint. Ich will ein ordentlicher Kerl werden, wie andere Leute, die Geld haben. Es fehlte mir blos Geld. Weil ich nichts hatte, ward ich liederlich. Wenn man aber Geld hat, kommen Einem flugs andere, vornehmere Gedanken. . . Ich möchte nur ein einziges Mal abschreiben lassen, wie Sie — Gott verdamm' mich, was für ein Kerl würde ich sein! Die Bankbürger selber säh' ich über die Achsel an! . . . Und da Sie ja doch einmal dabei sind, Gutes zu thun sich und Andern, so knickern Sie nicht und machen Sie einen armen Teufel mehr glücklich, der noch dazu so gutmüthig ist, sich statt Ihrer die Finger zu verbrennen. Also heraus mit noch zweihundert jetzt gleich! Dann geben Sie mir noch eine Anweisung auf tausend Mark Banco lautend, für Ihren Wechsler, zahlbar bei Sicht, und wir gehen als die besten Freunde auseinander."

Baumfahl's Gesicht ward immer länger, während Rallisen mit lachendem Munde seine Forderungen stellte.

Er trocknete sich wiederholt den Schweiß ab, welchen Angst und Unruhe ihm auspreßten. Jetzt, als Rallisen die Hand ausstreckte, um das Verlangte sofort in Empfang zu nehmen, versetzte er flüsternd:

„Sei zufrieden mit dem, was Du erhalten hast! Ich denke, es ist mehr als genug für ein Geschäft, das sich in ein paar Minuten verrichten läßt."

„Wie Sie meinen," sagte Rallisen und stand auf. „Wer nicht zahlt, wie er soll, wird auch nicht bedient, wie er will. Gute Nacht, Herr! Ich danke! Versuchen Sie's mit einem Andern!"

„Peter!" rief Baumfahl, den ehemaligen Arbeiter festhaltend. „Ich bitte Dich, sprich leise! Wie leicht könnte uns Jemand hören! Die Dreihundert sollst Du haben und ein Douceur obendrein, wenn Alles zu Ende ist, mehr aber vermag ich augenblicklich nicht zu entbehren."

Peter Rallisen lachte und stellte sich mit verschlungenen Armen vor den Rentier hin.

„Damit lass' ich mich nicht abspeisen, Herr," erwiederte er. „Sie sind ein schwerreicher Mann, das weiß jedes Kind. Sie haben Credit. Benutzen Sie Ihren Credit und befriedigen Sie mich oder — aus unserm Geschäft kann nichts werden!"

Baumfahl sah ein, daß er den zu Allem fähigen

Menschen nicht erzürnen dürfe, ohne sich selbst zu compromittiren und vielleicht der äußersten Gefahr auszusetzen. Er war zu weit gegangen, um sich ungestraft den Händen Rallisen's entziehen zu können. Er legte sich daher auf freundliches Zureden. Peter aber blieb unerbittlich und achtete, je länger der Rentier sprach und ihn beschwor, desto weniger auf seine Bitten, sich möglichst ruhig zu verhalten. Gefangen in seinen eigenen Schlingen, mußte er endlich den Forderungen des Unerbittlichen sich fügen. Peter Rallisen erhielt die noch verlangten Hunderte in baarem Gelde von Baumfahl, und außerdem eine auf Sicht lautende Anweisung von tausend Mark Banco. Als er das Papier dem geldgierigen Arbeiter einhändigte, der es mit grinsendem Danke zusammenfaltete und zu den Banknoten legte, erfaßte ihn ein Schwindel; denn vor seinem geistigen Auge stand der tiefgebeugte Sonderling, wie er mit zitternder Hand ihm die Speicherschlüssel überreichte.

„O Gott, Gott!“ stammelte er, nach Fassung ringend. „Das Licht, Peter! . . . Lösche das Licht! . . . Mir schwindelt. . . . Luft! Luft! . . . .“

Peter Rallisen blies das Licht in der Laterne aus, tappte nach der Thür und stieß sie auf. Frische Nachtluft umfächelte die Stirn des Ermatteten. Die Sterne blitzten hell am klaren Himmel, es war nur wenig Bewegung in der Luft.

„Ich hoffe, es wird in den nächsten Tagen stärker wehen," raunte Peter Rallisen dem erschöpften Manne zu, der, auf seinen Arm gelehnt, über den Hof schritt. „Will's dann nur ein paar Stunden anhalten, soll's prächtig knistern! Drüben im alten Lande oder auch auf dem Wasser können Sie meiner gedenken. Adjüs, Herr! Sie haben sich an mir ein Gotteslohn verdient durch Ihre Wohlthätigkeit!"

Rallisen glitt wie ein Schatten aus der Hausthür. Baumfahl vermochte nicht, ihm zu antworten. Ein Frost durchschüttelte ihn, daß die Zähne klapperten. Der gesunkene, als Dieb verfolgte Mann, der jetzt von ihm ging, trug neben einem Antheil seiner ihm noch gebliebenen zeitlichen Habe auch seinen ehrlichen Namen mit aus dem Hause.

„Wenn er schlechter wäre, als ich glaube —" sprach er zu sich selbst — „wenn er plauderte, mich verriethe! . . . O läge ich doch draußen neben meinem Sohne — und Alles, Alles wäre schon vorüber!"

Die Angst vor der nächsten Zukunft entpreßte Baumfahl Thränen. Er verschloß und verriegelte die Hausthür, ging in sein luxuriös möblirtes Zimmer, und verbrachte hier den Rest der Nacht in einer Aufregung, die erst gegen Morgen seine Kräfte so ermattete, daß er in festen Schlaf versank. Als er spät gestärkter wieder er-

wachte, begab er sich zu seiner Frau, theilte ihr mit, daß er in höchst nöthigen Geschäften auf einige Tage verreisen müsse, und packte das ihm besonders Werthvolle in eine wohl verschlossene Chatoulle. Mit dieser ging er, von Niemand begleitet, an Bord des nach Holland segelnden Dampfschiffes. In den Niederlanden wollte er bei Bekannten, mit denen er seit Jahren in Geschäftsverbindung stand, das Ergebniß seiner Verhandlungen mit Peter Nallisen abwarten.

Achtes Kapitel.

Die Herzen finden sich.

Seit Clara ihr stilles Asyl in Silbermanns Landhause bezogen hatte, beruhigte sich ihr tiefbewegtes Herz. Die letzten Wochen am Krankenlager des Vaters waren für das arme Mädchen höchst peinvoll gewesen. Nur der Gegenwart des Leidenden, dem alle Aufmerksamkeit der mitfühlenden Tochter zugewandt blieb, hatte Clara es zu danken, daß sie nicht unter dem Drucke erlag, den die unsichere Zukunft in jedem sich selbst geschenkten Augenblicke auf sie ausübte. Sie empfand diesen erst in seiner ganzen

lähmenden Gewalt am Tage der Beerdigung ihres Vaters. Als man den Körper des Entseelten forttrug, brach ihre Kraft zusammen, eine wohlthätige Ohnmacht umschattete ihren Geist. Als sie wieder zu sich selbst kam, erblickte sie zwei junge Mädchen, Recha Silbermann und deren Zofe. Die reiche Erbin bot der Verwaisten im Namen ihres Vaters Obdach und Schutz an, und beruhigte die Erschütterte durch milde Worte über die nächste Zukunft. Clara konnte, ohne trotzig und undankbar zu erscheinen, solcher Milde nicht widerstehen. Sie willigte in Alles ein, und so nahm sie schon einige Tage später Besitz von der Wohnung, welche rein menschliche Theilnahme ihr vorsorgend eingerichtet hatte.

Adolph Landenberg's Nachlaß war sehr bescheiden. Außer der längst wieder verstimmten Guitarre, einigen Büchern und Notenheften fand sich nichts vor, als ein mit Wäsche und abgetragenen Kleidungsstücken gefüllter Koffer, einige Bündel Briefe und Papiere, und ein versiegeltes Paquet im Schreib-Cylinder. Die wenigen und werthlosen Möbel wurden veräußert, mit dem Reste des väterlichen Erbtheiles, dem Clara noch ihre eigenen sehr bescheidenen Schätze hinzufügte, verließ das verwaiste Mädchen ihre bisherige Wohnung.

Sie fühlte sich zu angegriffen und geistig zu niedergeschlagen, um sogleich wieder arbeiten zu können. Zwar

machte sie sich Vorwürfe über ihre Trägheit, dennoch vermochte sie in den ersten Tagen nicht, Herr darüber zu werden. Ihr Herz hing noch immer an dem Vater, und dorthin, wo er jetzt ruhte, nach dem Friedhofe zog es die Trauernde. Es überraschte Clara, daß sie an jedem Morgen das frisch aufgeworfene Grab mit einem Strauß duftender Blumen geschmückt fand. Eine dunkle Ahnung ließ sie den Spender dieser Liebesgabe errathen, und indem sie verstohlen seinen Namen lispelte, fühlte sie ihr Herz lebhafter klopfen. Als sie bald darauf Friedrich am Grabe des Vaters begegnete, beruhigte sie dies zufällige Zusammentreffen mit dem Virtuosen. Der theilnehmende junge Mann war ihr kein Fremder mehr. Er hatte ja mit dem Vater gelitten, er kannte seine Kämpfe mit der Welt, und so durfte sie jetzt einen Freund in ihm erblicken. Ungesucht, ohne vorher getroffene Verabredung begegnete seitdem der Virtuose dem trauernden Mädchen fast jeden Morgen. Er begleitete Clara nach dem Friedhofe oder geleitete sie auf dem Rückwege bis in die Nähe des Silbermann'schen Landsitzes. Die Wohnung des jungen Mädchens, das ihn mit jedem Tage mehr fesselte, wagte er jedoch nicht zu betreten.

Einige Tage nach Clara's Unterredung mit Baumfahl öffnete sie die Mappe, welche ihres Vaters Papiere enthielt. Sie wollte diese mit zu den Bekenntnissen

legen, durch welche sie sich jederzeit geistig mit dem Verstorbenen unterhalten konnte. Da fiel ihr das versiegelte Paquet wieder in die Augen, das sie in ihrer Trübsal bisher nicht beachtet hatte. Eine Thräne stahl sich aus Clara's Auge, als sie sich sagen mußte, daß es die erste Gabe Recha's sei, die sie jetzt in ihren Händen halte. Sie löste die Siegel, denn sie erinnerte sich genau der Worte, mit denen die mildherzige Jüdin ihr dasselbe vor Monaten überreicht hatte, und ihre Ueberraschung war groß, als sie ein paar Werthpapiere enthüllte, die sie plötzlich in den Besitz eines kleinen Vermögens brachten.

Eine so bedeutende Unterstützung hatte Clara nicht erwartet. Sie trug sogar Bedenken, ob sie dieselbe auch annehmen dürfe, obwohl das beigelegte Schreiben des reichen Banquiers sie darüber vollkommen beruhigen mußte. Bald aber sagte sie sich, daß ja dieser Besitz ihr völlige Freiheit der Bewegung gebe. Sie brauchte jetzt Niemand zur Last zu fallen, Niemandes Gnadenbrod zu essen. Des Vaters trotzige Natur, sein geistiger Stolz regte sich in der Seele des jungen Mädchens, und ganz davon beherrscht, griff sie schon nach der Mantille, um sogleich bei Recha Silbermann Visite zu machen und ihr anzukündigen, was sie zu thun Willens sei. Ihr Vorsatz sollte jedoch nicht zur Ausführung kommen. Ein vernehmbares Klopfen an ihrer Thür

störte die Aufgeregte. Um zu sehen, wer sie, das unbekannte Mädchen wohl aufsuchen möge, öffnete sie neugierig und blickte in die glänzenden Augen des talentvollen Virtuosen.

„Sie — Sie — Herr Vollton!" stammelte das überraschte Mädchen unter bezaubernden Erröthen, und eins der gefundenen Werthpapiere entglitt ihren Händen. Rasch bückte sich Friedrich und hob es auf. Ein einziger flüchtiger Blick darauf ließ ihm dessen Wichtigkeit erkennen.

„Ja, Fräulein Landenberg, ich bin es wirklich selbst," versetzte er mit einiger Befangenheit, die indeß schwand, als er sah, womit Clara augenblicklich beschäftigt war. Dann das Papier dem erröthenden Mädchen reichend, setzte er hinzu:

„Ich störe, wie ich bemerke, aber ich konnte nicht wissen —"

Clara fühlte, was Friedrich sagen wollte. Die plötzliche Verwandelung seiner beim Eintreten so glücklichen Züge verrieth es ihr.

„Endigen Sie nicht, Herr Vollton!" unterbrach sie den Virtuosen. „Sie verkennen mich! Bei dem Andenken meines unvergeßlichen Vaters, Sie thun mir Unrecht! — Ich wußte nichts von diesem — diesem Vermögen! —

Ich habe es jetzt eben, vor wenigen Augenblicken erst entdeckt!“

Clara's Augen glänzten im Feuer der reinsten Unschuld. Friedrich schämte sich seines Verdachtes, und das junge Mädchen im Geiste um Verzeihung bittend, ergriff er ihre Hand, indem er sagte:

„Wir sind alle unvollkommene Menschen, ich fühle es, daß Sie aber wahr sind, das weiß ich nicht blos, das sagt mir auch mein Herz.“

Clara's Hand zitterte in der seinigen. Sie schlug die Augen nieder und fand kein Wort der Erwiederung. Friedrich faßte Muth.

„Beste Clara,“ fuhr er fort, „Sie müssen mich hören! Ich kann und will diesen Raum nicht eher verlassen, bis Sie einen Blick in mein Herz gethan haben! Wollen Sie?“

Clara hob langsam ihr Auge, die Blicke Beider begegneten sich und ohne Widerstreben sank die Verwaiste an die Brust des geliebten Freundes. Wenige Minuten später verließen die Liebenden Arm in Arm das Landhaus des Banquiers. Sie mußten sich offen gegen einander aussprechen, und das konnten sie nur fern von dem Geräusch der Welt, in Gottes freier Natur.

Draußen am stillen Ufer der Alster, auf der zur Zeit unserer Erzählung noch nicht bebauten Uhlenhorst finden

wir das glückliche Paar unter einem Weidenbaume, dessen zerborstener Stamm im Winde knarrt. Die braunen Wellen des Flusses ziehen geräuschlos an ihnen vorüber. Nur das Schilf zittert und rauscht von der Bewegung des Wassers, und neigt sich bisweilen grüßend gegen das in wichtige Gespräche vertiefte Paar. Die Sonnenscheibe, von weißflockigem Gewölk seither verdeckt, bricht jetzt durch die zerflatternden Schleier und verwandelt den breiten Flußspiegel in bläulich funkelnden Kristall. Das blendende Licht nöthigte die Liebenden, ihren gemüthlichen Sitz am Ufer zu verlassen. Sie wandten sich, das Ufer entlang wandelnd, der Stadt zu.

„Wie sehr Du mich beglückt hast, Du theures Herz, das in Worte zu kleiden vermag keine Sprache!“ sagte Friedrich, mit raschem Kuß den vollen Scheitel von Clara's schönem Haar streifend. „Daß Du mir bestimmt seist zur Lebensgefährtin, das hätte ich mir schon damals sagen müssen, als Du über das Treppengeländer mir herableuchtetest. Nur meine Unerfahrenheit in der Welt und Deines Vaters Leiden hinderten mich, mein Herz zu prüfen. Und später umgarnten mich wieder die Netze leichtsinniger Weltmenschen. Der Ruhm, den ich schon errungen zu haben vermeinte, und die Schmeichelreden egoistisch gesinnter Collegen, die Nutzen von mir ziehen wollten, ließen mich Dich vernachlässigen. O ich weiß,

ich weiß — mein Herz ist entsetzlich schwach, mein Wille biegsam, wie ein Rohr im Winde! Ich bin ein ganz jämmerlich leichtfertiger Mensch, wenn sich ein paar Narren den Spaß machen, mich an der Nase herum führen zu wollen! Von heute an aber, Du Engelsherz, soll dies anders werden. Dein Kuß hat mich zum neuen Leben getauft. Ich bin nicht mehr ich selbst, ich bin Dein geworden! Dein reines Wesen durchströmt mich, wie eine in begeisterter Stunde geborene neue Harmonie. Es kann mir jetzt nicht mehr fehlen. Was ich anfange, wird und muß mir gelingen. Wen ein Engel führt, wie könnte der fallen oder auch nur straucheln!"

Clara schmiegte sich zärtlich dem Geliebten an. Sie mußte zwar lächeln über die entzückten Worte des Freundes, aber sie hörte ihm doch gern zu.

„Es hindert Dich also nicht mehr, daß ich Dir ein kleines Heirathsgut zubringe?" fragte sie lächelnd. „Sieh, bester Friedrich, das betrübte mich im ersten Augenblicke, daß Du annehmen konntest, ich hätte es gemacht, wie so viele Andere; ich hätte geknickert, um Geld zusammen zu scharren, und dies gegen Jedermann geheim gehalten!"

„Vergib meinen Argwohn, Geliebte," erwiederte Friedrich. „Du wirst ihn verzeihlich finden, wenn Du Dich in meine Lage versetzen willst. Wohin ich mich wende, mit wem ich spreche, er sei nun Geschäftsmann

oder Künstler, Geld und wieder Geld ist immer das dritte Wort in jedem Gespräch. Oft kommt es mir vor, als sei das liebe Banco, das wie ein Gebet auf Aller Lippen schwebt, nicht der Menschen wegen, sondern der Mensch des Banco's halber da. Seit ich dies hören und sehen muß, erscheint mir die ganze Welt wie ein großer Geldbeutel, und wo ich auf ein Individuum stoße, das Geld zählt oder Geldeswerth in Händen hat, da muß ich unwillkürlich an Handel, Schacher, Wucher und Gott weiß was Alles denken! Mir ist es wahrhaftig schon seit Wochen nicht mehr eingefallen, daß es noch Menschen geben könne, denen das Herz höher stehe, als der weltliche Vortheil. Ich meinte gar oft, Baumfahl allein habe Recht, wenn er sagt, in meinem Hause gibt es kein Herz, da regiert und herrscht nur Banco; denn Geld ist und bleibt immer das Höchste!"

„Vor Kurzem noch zürnte ich diesem Manne," sagte Clara, „seit ich ihn aber gesprochen habe, bemitleide ich ihn. Er ist nicht glücklich, trotz seines Reichthums, glaube mir! Ich habe in sein Inneres geblickt, so große Mühe er sich auch gab, es mir zu verbergen. Ihn quält etwas, das Niemand wissen soll. Es drückt ihn ein Kummer oder das Gewissen beunruhigt ihn früher verübter Ungerechtigkeiten wegen."

Die Stadt lag jetzt vor ihnen, von purpurnem Glanz

übergossen. Ueber die blauen Wellen der Alster ruderten silberweiße Schwäne. Drüben am andern Ufergelände flogen schlanke Nachen, von rothgekleideten Ruderern taktmäßig vorwärts getrieben, pfeilschnell über den stillen Wasserspiegel.

„Wenn Baumfahl nicht glücklich ist," versetzte Friedrich, „so hat es einen andern Grund, als den, welchen Du vermuthest. Ich traue dem Manne kein Gewissen zu, wenigstens wird es ihn vergangener Dinge wegen schwerlich beunruhigen. Sorgen aber und zwar recht schwere Sorgen mag er haben. Das Gerücht will nämlich wissen, er besitze nur noch ein sehr geringes Vermögen. Ein Mann aber, dessen Religion gleichsam nur in Vermehrung und Anhäufung des Mammon besteht, muß sich unglücklich fühlen, wenn er sieht, wie dieser ihm unter den Händen zerschmilzt. Ist etwas Wahres an diesem Gerücht, so kann es der Welt nicht lange verborgen bleiben."

Clara sah in das flimmernde Sonnenfeuer, das jetzt auch das breite Wasserbecken vergoldete.

„Er dauert mich doch!" wiederholte sie, „und ich mache mir fast Vorwürfe, daß ich ihm, des Vaters gedenkend, harte Worte gesagt habe! Jetzt, wo ich mich glücklich fühle, möchte ich gern alle Menschen glücklich machen! O, wäre i ch doch reich! Welch ein Segen

muß Reichthum sein in der Hand eines uneigennützigen Menschen!“

Friedrich küßte die Hand der Geliebten. „Sind wir auch nicht reich, Du Theure,“ sprach er bewegt, „Glückliche wollen wir doch mit dem machen, was der Himmel uns geschenkt hat. Wen Dein mildes Auge trifft, der kann vom Unglück wenigstens nicht niedergedrückt werden. Ich aber will, wo immer des Lebens Angst und Noth mir begegnet, meine Geige stimmen, und allen Leidenden und Darbenden so süße Friedensmelodieen vorspielen, daß mit der perlenden Thräne, die ihre Wimper umsäumt, der böse Feind, der in ihnen haus't, sie verlassen soll. Wäre es dann möglich, nebenbei auch noch durch den Zauberklang der Töne tönendes Erz zu gewinnen, so sollte dies in unsern Händen nicht zu einer klingenden Schelle, sondern zu einer Friedensglocke sich gestalten, deren Klang vor der Thür jedes Bedürftigen Glück und Segen läutete.“

„So soll es sein, und dies für uns höchste Glück wird der Himmel uns schenken, wenn wir immer der Vergangenheit eingedenk bleiben und nie vergessen, was mein Vater erdulden mußte.“

„Weißt Du,“ fuhr Friedrich heiter fort, „ich habe mir schon einen Lebensplan entworfen, nach dem ich unsere Zukunft zu ordnen gedenke.“

„Baue nur nicht in die Luft, Du Guter! Ihr Virtuosen pflegt es gern wie die Dichter zu machen. Die taufen oft die Kinder ihres Geistes, noch ehe sie geboren sind.“

„Sei unbesorgt, mein Herz,“ erwiederte Friedrich. „Der Aufenthalt in dieser Weltstadt soll und wird mir Früchte tragen. Ich habe hier gelernt, das Nützliche mit dem Schönen zu verschmelzen, und wenn die mir angeborene Romantik meinem Herzen stets theuer bleiben wird, so soll sie doch nur dem Leben als Zierrath dienen, nie es beherrschen. Wie ich dies verstehe, davon später! Jetzt wogt uns die profane Welt entgegen, und ich bin bereits so rücksichtsvoll und berechnend prosaisch geworden, daß ich, vertieft in Dein leuchtendes Augenpaar, wohl ein glückliches Gesicht, nicht aber schwärmerisch verzückte Mienen der schmähsüchtigen Welt zeigen möchte.“

So sprechend löste er seinen Arm aus dem des geliebten Mädchens, verwandelte das trauliche Du in ein respectvolles Sie, und verlor sich, mit Clara lebhaft plaudernd, unter der lustwandelnden Menge.

Neuntes Kapitel.

Ein Freund und Gönner.

In den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gaben zwei Verlobungs-Anzeigen, die an einem und demselben Tage veröffentlicht wurden, viel zu reden. Felix Sonderling und Recha Silbermann war das eine Paar, über das unendlich viel glossirt wurde und das den widersprechendsten Urtheilen unterworfen ward, je nachdem die Urtheilenden dieser oder jener Parteiansicht huldigten oder von ihr beherrscht wurden. Da indeß Braut und Bräutigam gleichem Stande angehörten und es Beiden an Glücksgütern nicht fehlte, so beruhigte sich die anfangs von dieser Verlobung frappirte öffentliche Meinung sehr bald. Man erfaßte die Verbindung von der rein praktischen Seite, und da fanden denn die sonst im Princip einander völlig Abgewandten, daß Benjamin Silbermann einen diplomatischen Schachzug gethan habe, der ihm als klugen Kaufmann und als politischen Banquier zur Ehre wie zum Vortheile gereiche.

Strenger, ja sogar lieblos beurtheilte man dagegen

die Verlobung unseres Freundes mit der unbemittelten Waise. So bekannt Vollton's Name als Virtuose war, dem eine glänzende Zukunft bevorstehe, so wenig kannte man Clara Landenberg. Man erfuhr durch Nachfragen nur, daß ihr Vater ein ganz absonderlicher Mann gewesen sei, dem es mehr noch an Lebensklugheit als an Mitteln gefehlt habe, um sich eine geachtete Stellung in der Welt zu erringen. Die Einen nannten ihn einen in seine Ansichten verrannten Narren, die Andern wollten wissen, es habe ihm an gesundem Urtheile gefehlt. Bei Weitem den Meisten war er völlig gleichgiltig. Um so begieriger waren Alle, welche den Virtuosen entweder persönlich kannten oder sein Spiel gehört hatten, das Mädchen kennen zu lernen, dem er rasch entschlossen — man meinte in einer romantischen Aufwallung des Gefühls — seine Hand gereicht. Da sie nach der Behauptung Aller völlig mittellos war, mußte sie sich wenigstens durch Schönheit auszeichnen. Daß sie gebildet sein, daß sie durch Herzensgüte und seltene Geistesgaben sich auszeichnen könne, darauf verfiel Keiner. Sie war ja die Tochter eines durch eigene Schuld heruntergekommenen und ganz unbeachtet gebliebenen Commis, ein junges Ding, das mit ihrer Hände Arbeit sich und den schwindsüchtigen Vater vor dem Hungertode bewahrt hatte.

Nirgend fiel man über den armen Virtuosen un-

barmherziger her, als im Künstlerclub. Es würde's ihm Niemand verargt haben, wäre er mit der verführerisch koketten Signora Carità, der viel bewunderten Tänzerin, eines schönen Morgens durchgegangen. Einen solchen Geniestreich hätte ihm Jeder verziehen, weil Jeder selbst zu gleichem Unternehmen aufgelegt war. Signora Carità galt mit Recht für eine ungewöhnlich glänzende Erscheinung. Sie war eine gefeierte Künstlerin in ihrem Fache, hatte die Welt gesehen, viel erfahren, und wer so glücklich war, ihre Hand oder doch dauernd ihre Neigung zu gewinnen, der durfte sich glücklich schätzen. Eine Verbindung mit der schönen Tänzerin wäre eine brillante Partie gewesen. Und nun hatte der vielversprechende junge Virtuose den absurden Einfall, unter hundert schönen Mädchen, die ihn mit Wohlgefallen betrachteten und für sein wundervolles Spiel schwärmten, gerade das allerunbedeutendste sich zur Frau zu erküren. Zur Frau! Wenn er noch blos eine kleine Liebschaft mit der hübschen Blumenarbeiterin angeknüpft hätte, das wäre zu ertragen gewesen. Aber gleich sich mit dem Mädchen verloben, das zeigte denn doch von gar zu wenig Weltbildung, und daß nun Künstler, Künstlerinnen und Kunstfreunde darüber ärgerlich waren, durfte Niemand verwundern.

Obwohl Friedrich im Gefühl seines Glückes auf das Urtheil der Welt sehr wenig gab und um Niemand sich

kümmerte, erhielt er durch Zuträger doch Kunde davon. Indeß, er ließ sich nicht irre machen.

„Laß sie reden,“ sagte er zu Alfred, den es manchmal verdroß, seinen Freund und Landsmann so durchhecheln hören zu müssen. „Es spricht der pure Neid aus ihnen. Weil ihnen so leicht ein braves Mädchen nicht die Hand reicht, um sie treuliebend durch's Leben zu geleiten, schimpfen sie und finden sie mein Handeln philisterhaft. Ich weiß, was ich thue, und habe ganz und gar nichts dagegen, wenn jeder Einzelne meiner gestrengen Kritiker über mein bürgerliches Gebahren sich statt einer zwei Tänzerinnen zulegt.“

Alfred war leicht zu beruhigen. Er lachte über des Freundes bewundernde Liebe, gab zu, daß er glücklich sein müsse, meinte aber doch, er möge nicht mit ihm tauschen. Drang dann Friedrich mit Fragen in ihn, um zu erfahren, was ihn zu solcher Aeußerung veranlasse, da er selbst ja doch mit den ausgezeichneten Eigenschaften seiner Braut hinlänglich bekannt sei, so versteckte sich Drollig jedesmal hinter der lustigen Redensart, die man so häufig an der Donau hört:

„Es thut's halt nimmermehr, und es thut's halt nimmermehr!“

Sehr ernstlich beschäftigte sich unser Freund jetzt mit

der Zukunft. Die Liebe zu Clara brachte eine ungemein wohlthätige Veränderung in ihm hervor. Er war nicht mehr so unentschlossen, wie seither, ließ sich von Andern nicht mehr bestimmen noch beherrschen. Auch störte ihn die tief gewurzelte Neigung zu Clara nicht in geistiger Thätigkeit. Er ward wieder fleißig, was er seit Wochen nicht gewesen war. Die Abende waren der Geliebten gewidmet, bisweilen auch einige Morgenstunden. Die übrige Zeit des Tages übte er sich auf seinem Instrumente, studierte oder arbeitete an einer Composition. Seinen Umgang beschränkte er sehr, und gesellschaftliche Verbindungen knüpfte er ohne inneres Bedürfniß gar nicht mehr an.

In Folge dieser geistigen Sammlung entwarf er einen Plan, welcher Clara's Billigung fand. Die Verbindung der Liebenden sollte noch im Herbst erfolgen. Dann wollte das junge Paar reisen, einige große Städte besuchen, damit Friedrich Gelegenheit habe, sich hören zu lassen, und beim Erwachen des nächsten Lenzes oder im Hochsommer gedachte er nach seiner Heimath zu gehen, um sein junges Weib den Aeltern vorzustellen. Ueber seine Zukunft weitere Bestimmungen zu treffen, hielt er nicht für passend, da man ja nicht wissen konnte, welchen Eindruck sein Spiel mache, und ob dasselbe nicht zu Einladungen in's Ausland Veranlassung gebe.

Zunächst meldete nun der glücklich Liebende die Wendung, welche sein Leben genommen, den fernen Aeltern. Es war kein Brief, den Friedrich an den Vater schrieb, sondern eine ganze Geschichte. Er ließ sich dabei in gemüthlichster Weise gehen, erzählte von Landenberg, von seinem ersten Zusammentreffen mit diesem Manne, flocht Bruchstücke aus dem Leben des Verewigten ein, gedachte Baumfahl's, entwarf ein poetisches Gemälde von Silbermann, das der brave Organist schwerlich recht zu würdigen verstand, und erging sich dann wieder in Lobsprüchen über seine Braut, die sie dem Herzen der Mutter gewiß doppelt theuer machten. So wuchs der Brief zu vielen Bogen an. Diese Mittheilungen, nur für seine Aeltern bestimmt, genügten aber Friedrich noch nicht. Auch die Freunde, und vor Allem sein großherziger Gönner, Hans von Meldorf, mußten unterrichtet werden. Das Schreiben an diesen Mann, obwohl in einem ganz andern Tone abgefaßt, war nicht viel kürzer. Friedrich meinte nämlich, es sei unumgänglich nothwendig, daß er sich Meldorf gegenüber seines Entschlusses wegen rechtfertige. Da ihm nun in seiner Eigenschaft als leidenschaftlich Liebender Gründe in Menge zufielen, so warf er mit diesen herum wie mit Brombeeren, und Hans von Meldorf hätte ein wahrer Neuseeländer sein müssen, wäre er durch diese Unzahl von Gründen nicht überzeugt

worden, daß sein Schützling das Gescheidteste gethan habe, was er überhaupt hätte thun können.

Beide Briefe schickte er, in ein Couvert eingeschlagen, das seines Vaters Adresse trug, ab, und erwartete in nicht geringer Spannung eine Antwort. Diese traf früher ein, als er hoffen durfte; denn Vater so gut wie Mutter gingen ungern mit der Feder um. Als der Brief in seinen Händen ruhte, sah er nun freilich, daß weder Vater noch Mutter zu so auffallend rascher Antwort sich entschlossen hatten. Die Schriftzüge der Adresse rührten von des Gönners Hand her, und nicht ohne Herzklopfen löste Friedrich das Siegel. Hans von Meldorf schrieb:

„Mein lieber Fritz!

Als ich in Deinen Jahren war, konnte ich für einen fixen Jungen gelten. Die Mädels mochten mich alle gern leiden, theils, weil ich einen Walzer mit der Leichtigkeit einer Flaumfeder tanzte, theils, weil ich nie verlegen um eine Unterhaltung war. Mein Lebtage hab' ich nie wieder so viel dummes Zeug geschwatzt, wie dazumal auf den Casino-Bällen. Und je dümmer ich drauf los plauschte, desto lieber hörte das ruschlige Volk mir zu. Fangen aber ließ ich mich von Keiner. Kommt immer noch zurecht, dacht' ich, und allzufrüh gebunden heißt gar zu schnell geschunden. — Nichts für ungut, Herzensjunge! Ich bin eben halt kein Poet, kein Virtuose und kein Künst-

ler ex professo — wie Ihr sagt — und dann — schlesische Landstädtchen und selbst unsere Provinzial-Hauptstadt reichen Euerm verflucht hübschen Kaufmannsstädtel noch lange nicht das Wasser! Darum mag dort viel eher etwas möglich sein, was sich bei uns kaum denken läßt. Und deshalb vermein' ich denn auch, Du bist vermuthlich grausam klug gewesen und hast Deine Hand bis nahe zum Ellnbogen in den Glückstopf gesteckt. Gratulire deshalb von Herzen und sage: hast gehandelt wie ein braver Kerl, wie eine alte ehrliche schlesische Haut. Und nun laß uns ein vernünftig Wörtel mit einander reden. —

„Aus Deinem Geschmack bin ich nicht ganz klug geworden. Du hast ein Bissel viel zusammen gepackt, Fritze! Es geht zu in Deinem Schreibebriefe, wie in einer Concertprobe, wo die Instrumente nicht recht zusammen stimmen wollen. Man weiß nicht recht, liegt's an der Musik, ich meine an den geschriebenen Noten, oder an den einzelnen Spielern, aber's harmonirt nicht immer. Darfst indeß nicht glauben, daß ich Dir deshalb Vorwürfe machen will, oder daß ich mich nicht erfreut habe an Deinem Geschreibe. Au contraire, 's ist mir so viel lieber, weil Du's selber bist in Deiner ganzen Art und Weise, als wenn Du ein künstlich Ding zusammengedrechselt hättest, das man für Pensionen als Stylübung drucken lassen könnte. Liebhaber schreiben nicht für Backfische und auch nicht für alte

Betschwestern, die durch die Brille räsonniren, damit sie nicht vor ihrer eigenen quatschen Stimme sich erschrecken.

„Arm also ist Dein Mädel, sagst Du, und eine vater- und mutterlose Waise ist's obendrein, und hübsch nennst Du sie, und was gelernt hat sie auch, und das Herz auf dem rechten Flecke! — Fritze, Herzensjunge, wenn das Punkt für Punkt trifft, und Du hast Dir im ersten Liebesfieber nicht 'was dazu erfunden, was auch unterweilen passiren kann, so bist Du werth, daß ich Dich beim Kopfe kriege und tüchtig schüttele! Du weißt, ich hielt's immer so, wenn Du ein recht schweres Musikstück gleich beim ersten Ansehen so glatt und sauber herunterspieltest, daß man ordentlich fühlte, wie einem die Ohren dabei immer spitzer wurden! — Clara heißt Dein Mädel? — Deine Braut, wollt' ich sagen. Der Name gefällt mir, er ist einfach und durchsichtig, wie ich den Menschen selber haben will. Die verwickelten und zusammengeknüllten Namen, wie sie jetzt mitunter aufkommen, kann ich nicht leiden. Sie verpuppen einem ehrlichen Menschen die Seele, daß man alle Augen voll zu thun hat, um sie aus dem Gewickel herauszufinden.

„Einen Rath aber will ich Dir geben, der gut gemeint ist. Paß wohl auf, daß Dein Mädel — Braut soll's heißen — Dir nicht unter der Hand von der fingergewandten Welt vertauscht wird — ich meine, ihre brave

Natur, ihre reine Seele, ihr gutes Herz! Die Welt hat eine Anlage zu Spitzbübereien, daß einem ehrlichen Menschen von einfachen Sitten die Augen übergehen. Darum billige ich Deinen Entschluß, bald auf Reisen zu gehen. Wandel läßt nicht ansetzen und erhält munter. Und rührst Du erst wacker Deinen Fiedelbogen, dann bannst Du wohl auch die Augen Deiner Clara, daß sie nur Dich sehen.

„Wie denkst Du's denn aber mit der Ausstattung zu halten? Nimm mir's nicht übel, daß ich mich darnach erkundige, aber der Mensch ist einmal keine Schnecke und kann also auch sein Häusel nicht auf dem Rücken durch die halbe Welt mit sich schleppen. Einen Saß (Sitz) muß ein ordentliches christliches Ehepaar haben, sonst wird in Ewigkeit nichts Gescheidtes aus dem Haushalte. Und mehr wie andere Menschen bedürfen künstlerische Naturen einen solchen Krückenstock für's Leben! Wo er Leuten Euern Schlages fehlt, ei, da fliegen — heida — Kleider und Zeug, Betten und Wäsche früh genug über alle Zäune! Darum mach' ich Dir einen Vorschlag, den Du wohl annehmen wirst, denk' ich. Bist Du halt anders gesonnen, so hab' ich als Freund gethan, was mir zukam, und kann unter allen Umständen sagen: weit davon ist gut vor'm Schuß!

„Mich hat Gott reichlich gesegnet, wie Du weißt.

Kinder hab' ich nicht, Verwandte sind mir gestorben. Wenn ich nun einmal die Augen zuschließe, muß doch irgend Jemand nach mir auf meinem Rittergute sitzen. Da denk' ich, es könnte nicht schaden, wenn Du, von vielem Herumirren müde, mit Lorbeeren geschmückt und also ruhmgekrönt, einzögest in das Herrenhaus. Der Speisesaal — Du kennst ihn ja — ist groß genug, um eine anständige Gesellschaft zu fassen, und wenn noch ein Fenster nach West eingesetzt wird, muß sich ein gutes Concert ganz prächtig darin ausnehmen. Da könntest Du dann spielen nach Herzenslust. Das Gut selbst wird nach meinem Tode verpachtet. In meinem Testamente steht's ausführlich, was Dir aus der Pachtsumme alljährlich zukommt, auch was später mit dem ganzen Bettel angefangen werden soll. Ich hab' einmal den Narren an Dir gefressen, und will nicht, daß aus meinem lieben Geigen-Fritze, wenn der Teufel sein Spiel haben sollte, auf seine alten Tage ein Vagabund würde. Darum enthältst Du Dich jeder Einrede, und thust, was ich will. Die Tochter des armen Landenberg soll Respect kriegen vor den Landsleuten ihres Vaters. O ja, ein Bissel geradezu sind wir Schlesinger wohl, und unsern aparten Nagel haben wir auch unterweilen, aber hunzen lassen wir uns nicht, und noch weniger lumpen. Doch, ich wollte ja von der Ausstattung sprechen!

„Was ein jung Weibel, das hübsch dazu ist, wie Deine Clara — Du sagst's ja selber — bedarf, wenn es in den Stand der heiligen Ehe treten will, das zu wissen vermesse ich mich nicht. Dort in der Niederung habt Ihr ohnehin andere Gebräuche und Moden, und Mucken vermuthlich dazu, denn Staat und Luxus, schien mir, ist dort Brauch, wie bei uns just das Gegentheil. Zieh' demnach vor, Dir für Dein Jungfer Bräutlein ein Papierchen beizulegen, das verwerthet sich beliebig zu allerhand Dingen gebrauchen läßt. Eigentlich hatte ich anfangs Lust, meinem Freund Knickermichel, genannt Baumfahl, damit zu überraschen, weil er sich aber gar nicht nett gemacht hat gegen mich, soll er mit diesem ehrenvollen Auftrage verschont bleiben. Ich hab' die Summe nachher Breslau baar eingeschickt und dafür den Schein bekommen. Gut ist das Papierchen und kannst Du jederzeit das Geld erheben. Verwend' es gut, gib's aber nicht für Lumpenkram aus! Frag' Dein Mädel — Deine schöne und liebenswürdige Braut, heißt das — und höre ihre Meinung. Bräute wissen ganz genau, was sie brauchen. Du kannst also getrost ihren Wünschen Dich anschließen, ohne zu fürchten, ein Pantoffelheld zu werden.

„Gott Lob, daß ich das los bin, der Schweiß ist mir beim Niederschreiben dieser paar Sätze ordentlich ausgebrochen! —

„Mit Deinen Alten habe ich über die Geschichte ein Langes und Breites gesprochen. Sie waren Beide ein Herz und eine Seele, und haben gar nichts dawider. Wollt' ihnen auch tüchtig auf's Collet steigen, wenn sie schwierig würden! — Deine Mutter ließ sich's nicht nehmen, mich mit Kaffee zu traktiren, viel sprechen aber konnte sie nicht, denn es biß sie immer etwas in die Augen, was auch die Zunge lähmt. Der Herr Vater nahm sich 'was besser zusammen, und wollt's nicht mehr recht fort, da ließ er die Harmonika erklingen. Sechsmal hat er mir in den paar Stunden, die ich in Deinem Geburtshäusel verweilte, gewiß die Melodieen „Wer nur den lieben Gott läßt walten," „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" ꝛc. vorgespielt, und als ich wieder ging, hörte ich noch hinter der Kirchhofsmauer die vollen Töne des schönen Liedes „Gott in der Höh' sei Ehr'!" fortklingen. Für die Welt sind Deine Alten nicht, Herzensjunge, aber Holz für's Himmelreich steckt in Beiden, das muß ihnen der Feind lassen. Wenn der Aeltern Segen einem Kinde für dieses Weltleben wirklich zu Gute kommt, dann muß es Dir in Zukunft ergehen, als wärst Du im Purpur geboren. Ja, Fritze, das Donnerwetter soll Dich derschlagen, wenn Du jetzt nicht ein Kerl wirst, an dem Gott und Menschen einen Wohlgefallen haben!

„Schreiben thun sie jetzo nicht — Deine Alten, mein'

ich — von wegen des vielen Salzwassers in den Augen und der Aufregung im Herzen. Ich hab' ihnen versprochen, es für sie zu thun, bündele ihren älterlichen Segen für Dich und Dein Bräutchen mit ein, und sag' kurz: Gott sei mit Euch! Des Pfarrers Segen, wenn Ihr vor dem Altar stehen werdet, kann Euch nicht mehr Glück bringen. Diese Worte, von der Aeltern Lippen in meine Feder strömend, müssen Weihwasser sein für Euer Herz. Badet es drin und taucht es unter so lange, bis es frisch wird für die Ewigkeit und empfänglich für eine ewige Liebe!

„Und nun mag's gut sein, denn ich werde weich. Gott segne Dich und Deine Geige, Fritz! Schreib' bald, wenn Ihr aufgeboten sein wollt. Deinem Mädel gib einen Kuß von mir und sag' ihr, sie solle mich ein klein Prinkel lieb haben. Kommt sie anhero, will ich's ihr selber sagen mit Mund und Augen. Und nun Adieu! Bleib auch als verliebter Schäfer ein braver Kerl, und vernachlässige unter Küssen, Scherzen und Herzen — siehst Du, das reimt sich — Deine Geige nicht! Behalte lieb

Deinen alten aufrichtigen Freund

Hans von Meldorf."

Zehntes Kapitel.

Wie Silbermann von Geld und Geist denkt.

Von der Herzensgüte seines wohlhabenden Gönners hatte Friedrich wiederholt Beweise erhalten, an eine Großmuth aber, wie sie aus diesem Schreiben ihm entgegenleuchtete, konnte er nicht denken, da er ja gar keinen Anspruch darauf hatte. Um so mehr wurde er jetzt davon überrascht. Nicht blos die Gegenwart erhielt durch diesen Brief des alten Herren einen rosigen Anhauch, er sah sich durch Meldorf's Zusicherungen auch in der Zukunft auf eine Lebensstellung gehoben, die jede Sorge von ihm fern hielt. Nun erst konnte er mit ganzer Seele sich seiner Kunst hingeben. Er brauchte Niemand zu schmeicheln, Niemand zu liebedienern. Er war unabhängig, und küßte die Muse sein Stirn, so durfte er ihrer Umarmung sich überlassen.

Berauscht von dem unverhofften Glück, fand er lange keine Ruhe. Clara mußte möglichst bald davon in Kenntniß gesetzt werden, ehe er aber zu ihr ging, war es doch nöthig, sich ganz wieder zu sammeln.

Er nahm nun die eingebogene Anweisung. Sie lautete auf den Banquier Benjamin Silbermann und zwar auf eine Summe, die Friedrich in die glücklichste Aufregung versetzte. Es war ihm zu Muthe, als habe er eine reiche Erbschaft gemacht oder das große Loos gewonnen, und er konnte nicht umhin, sich selbst glücklich zu schätzen und die eigenthümliche Fügung, die ihm Landenberg kennen lernte, für eine göttliche zu halten. Von diesem Gesichtspunkte aus erschien ihm selbst Baumfahl in einem weniger gehässigen Lichte. Ohne die egoistische Härte dieses Mannes, wäre dann wohl der verstorbene Landenberg je dazu gekommen, für Geld Noten abzuschreiben? Geschah dies aber nicht, so kam der kranke Mann nicht zu ihm, er besuchte dann auch nicht sein Concert, und es ließ sich mithin gar nicht annehmen, daß er dessen Tochter Clara kennen lernte. Die Härte und Herzlosigkeit Baumfahl's also führte ihm gewissermaßen die Braut zu, und diese ward wieder, gerade weil ihre Jugend so lichtlos sich gestaltete, Ursache, daß jetzt das Glück sein Füllhorn in so überreicher Weise in seinen Schooß ausschüttete.

„Wie kurzsichtig sind doch wir armen Geschöpfe, die wir uns selbst in der Regel für so überaus klug halten!" rief er aus, Brief und Anweisung zusammenfaltend, und Beide in sein Taschenbuch legend. „Ich will gewiß nie

mehr klagen, mich nie über das Schicksal beschweren, wenn mir wieder einmal etwas meinem Dafürhalten nach nicht nach meinem Kopfe geht. Es ist doch Alles so am Besten, wie Er, der Welten Schöpfer und Erhalter es einrichtet! Und thun wir nur immer unsere Pflicht, mühen wir uns, nicht schlechten Neigungen zu fröhnen, so erreichen wir auch das Ziel, das uns von der Vorsehung auf Erden gesteckt ist. Und wer weiß, ob nicht gerade in dieser unbegreiflichen Einrichtung die ewige Gerechtigkeit sich verbirgt und ihre größten Triumphe feiert! So dienen an sich schlechte Handlungen dazu, Gutes zu fördern, und die Hartnäckigkeit eines Bösewichts, der Grimm eines verstockten Herzens wird in der Hand des Ewigen zu einem Instrument, das die Erde auflockert zur Empfangnahme von Saatkorn, das gute Früchte trägt. . . . Wenn Baumfahl erfährt, wie Clara durch meine Liebe seine Frevel sühnen hilft vor Gott, was wird er sagen! . . . Ich könnte ihm ja Anzeige machen von meinem Glück, aber nein, ich will es doch lieber nicht thun! Er ist verbittert, durch den Tod seines einzigen Kindes in Betrübniß gestürzt. Es wäre nicht unmöglich, daß er mein Kommen sehr übel vermerkte und mir in dem Wahne, ich wolle ihn kränken, die Thür wies. Auch hier mag der Zufall oder die Vorsehung ausgleichend eingreifen, damit dereinst der Haß

sich verliere und ein Tag allgemeiner Versöhnung über Allen leuchte!"

Clara ward bei den Eröffnungen Friedrich's sehr still. Sie zeigte durchaus nicht die glückliche Miene, die ihr Bräutigam erwartet hatte. Dies frappirte Friedrich.

„Freust Du Dich denn gar nicht?" fragte er unmuthig. „Beglückt es Dich nicht, daß ich Dich jetzt in eine heitere Zukunft blicken lassen kann? Wir brauchen uns nicht um das Alltägliche zu sorgen und gleich Tagelöhnern zu fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken! Die Kunst gedeiht selten unter solchen Sorgen um das Kleine, und darum sind diejenigen zu beneiden und glücklich zu preisen, die sich im Besitze dessen befinden, was von der Mehrzahl als das Höchste auf Erden geschätzt und verehrt wird."

„Gedulde Dich nur, mein Freund, die Freude wird schon einziehen in mein Herz," sagte die bescheidene Clara lächelnd. „Dein Glück, wie Du es nennst, überrascht mich, und an Ueberraschungen kann ich mich nicht sogleich erquicken. Recht magst Du haben, ich gebe es zu, wenn man aber zu viel auf einmal erhält und noch dazu, ohne es doch wirklich verdient zu haben, so kann dies auch bange machen."

„Es ist das Geschenk eines Wohlthäters, mir und Dir gegeben aus freier Wahl, mit theilnehmendem Her-

zen!" erwiederte Friedrich beruhigend. „Wir dürfen es annehmen ohne Bedenken, ja wir würden den großsinnigen Geber tödtlich verletzen, wenn wir uns der Annahme weigerten. Ueberzeuge Dich selbst von seiner Großmuth. Wer so offen, herzlich, gut und treu schreibt, wie Hans von Meldorf, der hat durchaus keinen Hintergedanken. Er will gar nichts anderes, als zwei Menschen, die er liebt, glücklich machen."

Friedrich gab Clara den Brief seines Gönners. Sie las ihn mit Aufmerksamkeit und mußte ihn mehr wie einmal weglegen, da sie von dem eigenthümlich herzlichen Tone desselben bis zu Thränen gerührt ward. Das Schreiben dann dem Geliebten wieder einhändigend, drückte sie einen Kuß auf Friedrich's Lippen und sagte:

„Ja, Geliebter, wir dürfen das Geschenk annehmen. Ich betrachte es nicht als eine Gabe von fremder Hand, sondern denke, der Segen meines, jetzt auch Deines Vaters, hat uns dasselbe ausgemittelt."

Clara billigte das Vorhaben ihres Bräutigams, unverweilt einen Besuch bei Silbermann zu machen, und so finden wir denn den gleichsam auf blitzenden Wolken einherschreitenden Virtuosen einige Stunden später im Comptoir des Banquiers.

Benjamin Silbermann errieth beim ersten Blick die unerwartet glückliche Wendung im Leben des jungen

Künstlers. Es war dem reichen Manne nicht in den Sinn gekommen, die Wahl Friedrich's zu tadeln oder zu kritisiren. Auch wenn er sie in keiner Weise gut geheißen hätte, würde er sich nicht mißbilligend darüber geäußert haben. Jetzt aber durfte er wohl mit dem jungen Manne auch dieses Thema zur Sprache bringen. Die Anweisung, welche vor ihm auf dem Schreibtische lag, gab ihm fast ein Recht dazu.

„Erinnern Sie sich noch unseres ersten Gespräches in diesem simplen Gemache?" redete Silbermann unsern Freund an. „Sie kamen damals in ähnlicher Veranlassung zu mir, und zwar, wie ich weiß, nicht gern. Heute ist Ihnen dieser Gang leichter geworden, nicht wahr?"

Friedrich mußte diese Frage bejahen.

„Sie ahnten damals nicht, daß Sie bei uns sich verloben würden," fuhr Silbermann fort. „So wunderbar führt uns das Schicksal! Nun, es freut mich, daß auch Sie der nicht ganz kleinen Schaar sich beigesellen, die bei uns, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, ihr Glück machten. Im strengsten Sinne des Wortes kann man dies bei Ihnen freilich nicht sagen, denn Ihr Glück kommt eigentlich von auswärts. Sie fanden hier blos die Wünschelruthe, die Ihnen die reich fließende Quelle entdecken ließ. Wie dem auch sei, ich beglückwünsche Sie heute zum zweiten Male, und da ich für einen alten Mann

gelten kann, so müssen Sie mir schon erlauben, Ihnen ein paar Winke für's Leben mit auf den Weg zu geben. Das Alter lehrt einmal gern, fast so gern, als die Jugend solchen Lehren ungern zuhört."

Friedrich betheuerte, daß dies bei ihm nicht der Fall sei. Er habe die Erfahrung gemacht, daß Winke und Rathschläge gereifter Männer von unberechenbarem Nutzen seien, und daß man jeden jungen Mann bedauern müsse, der solche Mahnrufe der Erfahrung leichtsinnig in den Wind schlage.

Lächelnd neigte Silbermann den fein geformten Kopf, ließ seinen Silberstift durch die schlanken Finger gleiten, und fuhr fort:

„Ich werde von Verschiedenen verschieden beurtheilt, Herr Vollton. Es gibt Leute, die nennen mich den wunderlichen alten Juden, und wieder gibt es Andere, die mich durch ihre ungemessenen Lobsprüche ärgerlich machen würden, wenn ich mich überhaupt ärgern könnte. Da ich aber die Menschen immer nehme, wie sie sind, so können sie mich niemals ärgern. Jeder muß seiner Naturanlage folgen, und die gestaltet den Einen so, den Andern so! Es gibt das eine recht bunte Mischung, aus der zusammen die ganze Menschheit entsteht. Betrachten wir diese als Gesammtheit, so leuchtet uns bald ein, daß sie das Vollkommenste ist, was die unvollkommene, aber der größern

Vollkommenheit unablässig zustrebende Welt überhaupt hervorbringen kann. Es steht da Jeder auf seinem Platze, der Beste wie der Schlechteste, der Klügste wie der Dümmste, und wer eine Aenderung in dieser Einrichtung treffen wollte, würde gar böse Unordnung in das Weltganze bringen. Als solchen seinen Posten ausfüllenden Menschen betrachte ich mich nun auch, Herr Vollton, und darum lasse ich es mir angelegen sein, die mir gewordene Lebensaufgabe nach besten Kräften gewissenhaft zu erfüllen. Es gibt eine unglaublich große Anzahl Menschen, welche ganz ernsthaft meinen, ich müsse Jedermann helfen können, wenn ich nur wollte. Ich hätte ja Geld die Hülle und Fülle, und meine Habe vermehre sich täglich ohne mein Zuthun; mithin sei es für mich ein Leichtes, Allen von meinem Ueberflusse abzugeben. Glauben Sie nun wohl, Herr Vollton, daß diese so urtheilenden Leute Recht haben?"

Friedrich antwortete auf diese Frage nicht, da er sie ja nicht als direct an ihn gerichtet zu betrachten brauchte. Er gab nur durch seine Haltung zu erkennen, daß er ein sehr aufmerksamer Zuhörer sei. Benjamin Silbermann wartete auch nicht lange, sondern nahm sofort wieder das Wort:

„Man verkennt gänzlich meine Stellung und die meiner Collegen, wenn man glaubt, wir könnten die Retter

der Welt sein, wenn es sich um pecuniäre Angelegenheiten handelt. Unterstützen können und sollen wir auch, nicht aber helfen. Sie werden das, wenn nicht schon heute, doch gewiß eines Tages einsehen, sobald Sie selbst etwas besitzen. Da haben Sie z. B. eine Anweisung auf Banco, die ich Ihnen honoriren werde. Es ist eine Summe, mit der sich etwas anfangen läßt. Mein Vater besaß kaum die Hälfte, als er sich geschäftlich zu rühren begann. Und doch nützt eine solche Summe nur denen, welche den Werth des Geldes wirklich zu schätzen wissen. Ich habe Hunderte gekannt, die weit mehr besaßen und dennoch als Bettler starben. Wissen Sie, wie das kommt?"

„Ich kann es mir denken," sagte Friedrich. „Sie verstanden nicht hauszuhalten."

„Zum Theil gewiß nicht," fuhr der Banquier fort, „indeß halte ich dies nicht für den eigentlichen Grund ihres Unterganges. Der sicherste Ruin des Besitzenden ist die Habsucht, der Geiz, die Profanation der Gottesgabe, die wir Geld nennen."

Friedrich schwieg, obwohl das auf ihn gerichtete glänzende Auge des Banquiers eine Antwort von ihm zu verlangen schien. Die Behauptung Silbermann's frappirte den Virtuosen.

„Mit dem Gelde ist's wie mit dem Geiste," sprach Silbermann weiter. „Es sind nicht alle Menschen mit

Geist gesegnet. Wer ihn nicht mit empfing aus der Hand des Schöpfers, der wird ihn auch nie sich erringen können. Die damit Ausgerüsteten aber erhielten ihn, damit sie ihn anwenden sollen zum Besten der Welt, zur Bildung der Menschheit, zur Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen wirklicher Benutzung des Geistes zum Heil der Welt, und zwischen der unrichtigen, ja unerlaubten Anwendung desselben, den ich Geisteswucher nennen möchte. Der Wucherer mit Geist verwirrt nur die Begriffe, er rafft für sich zusammen und beutet die Menschheit aus, die sich ihm vertrauensvoll hingibt. Das Ende solches Frevels ist fast immer ein geistiger Banquerott. Der Mann des Geldes, welcher wuchert, wandelt die nämliche Bahn. Sie führt wie jene zum Untergange, und anstatt Segen zu verbreiten und auszustreuen über Volk und Land, erzeugt sie nur den Fluch, das Elend, das allergemeinste Unglück. Der Geisteswucherer untergräbt das Seelenheil der Menschen, der Geldwucherer deren Erdenglück. Ich kann Ihnen dies recht deutlich machen an einem Beispiel, das jetzt in unsern Kreisen sich vorbereitet, denn allgemein bekannt ist es noch nicht. Herr Baumfahl, den Sie ja kennen, ist banquerott. Er hat seinen Ruin ganz allein selbst verschuldet, weil er wucherte, wo er als Besitzender dienen, d. h. nützen, nicht

helfen sollte. Er geizte, er sparte nicht. Er profanisirte den Besitz des Geldes, und das rächt sich immer. Handelt der geistig Begabte wie Baumfahl, der Geldmann, so stürzt er die Säulen des Tempels über sich zusammen, in welchem ein Strahl der Gottheit als ewige Ampel leuchtet. Er vernichtet sich und sein Denken und führt die Schwächeren am Geiste durch sein verderbliches Wirken irre. Baumfahl ward oft und in verschiedener Weise von mir gewarnt, aber er hörte nicht auf mich, vielleicht auch wollte er mich nicht verstehen. Wo ich vorsichtig abrieth und einen scheinbaren Verdienst laufen ließ, da griff er gierig zu und raffte mit Hast flimmerndes Katzengold zusammen. Er begriff nicht, was Banco heißt, darum liegt jetzt über seinem Bankfolio ein rother Strich. Er kann sich glücklich preisen, wenn nicht noch eines Tages die Schandglocke über ihn geläutet wird."

Friedrich ward von der seltenen Lebensanschauung des merkwürdigen Mannes eben so sehr überrascht, als die Aeußerungen, die so wunderlich parador klangen, ihn interessirten, aber Vieles in dem Handeln Silbermann's leuchtete ihm jetzt mehr ein. Ein Mann von solchem Denken, der so vorurtheilsfrei die verschiedensten Verhältnisse im Leben beurtheilte, konnte wohl Jude bleiben und doch seine einzige Tochter mit Freuden einem Christen zur Frau geben. Er half nie in dem Sinne, den

man gewöhnlich mit dem Worte „helfen“ verbindet; er suchte überall da, wo Andere ihn hilfreich nannten, nur nach seiner Art zu nützen. Weltzweck und Lebenszweck aller Menschen ist, daß sie dem Ganzen nützen, dadurch der Gesammtheit dienen und sich selbst dadurch helfen, d. h. unentbehrlich machen. Das war das Princip, nach welchem Benjamin Silbermann von jeher gehandelt hatte, das er auch bei Andern unterstützte. Wer dies Princip nicht anerkannte, mit dem weigerte er sich Hand in Hand zu gehen, oder um im Geschäftsstyle zu sprechen, mit dem mochte er nicht arbeiten.

Silbermann füllte jetzt, das Gespräch mit dem Virtuosen abbrechend, wieder eins jener schmalen Papiere aus, die Friedrich bereits kannte.

„So!“ sprach er, seinen Namen unterzeichnend. „Empfangen Sie hier aus meiner Hand eine Summe Banco mit dem Segen begleitet, den ich als Banquier zu vergeben habe, wenn Sie meine Winke beherzigen wollen! Sie sind jung, begabt, strebelustig und lebensheiter. Sie befinden sich außerdem im Besitz einer Kunst, welche der Welt schmeichelt, ohne daß sie gemeiner Mittel sich zu bedienen braucht. Und endlich haben Sie das seltene, das große Glück gehabt, ein Herz zu finden, das in der Schule des Leidens frühzeitig lesen lernte, und dabei gut und lauter blieb. Um solchen Fund, der weit mehr werth

ist, als einige tausend Mark Banco, dürfen Sie Viele beneiden. Ich meines Theils beglückwünsche Sie deshalb. Ich werde Ihnen aber sehr böse werden, wenn ich hören sollte, daß Sie dies Ihnen von Gott anvertraute Herz nicht treu behütet haben! Lieber noch will ich mich trösten, wenn Sie, durch Unerfahrenheit entschuldigt, einen faux pas machen in der Verwaltung und Anwendung dieses Capitales, das ich hiermit in Ihre Hände lege!"

Friedrich empfing das Papier, das ihn zum wohlhabenden Manne machte. Silbermann stand auf und reichte ihm die Hand.

„Wir sehen uns noch, ehe Sie reisen," rief er dem Fortgehenden nach. „Darf ich Sie auch nicht zum Schemel führen — dazu wählen Sie sich wohl einen befreundeten Kunstgenossen — ein Glas auf Ihr Wohl zu füllen und zu leeren am Tage Ihrer Vermählung, das läßt sich der alte Silbermann nicht nehmen."

Eilftes Kapitel.

Enttäuschung.

Baumfahl war nach Holland gereist. Es schien ihm gerathen, weit entfernt zu sein, wenn sein Wunsch in Erfüllung ging. Peter Rallisen war ein entschlossener Mensch, das wußte er, vorsichtig mußte ihn die eigene Liebe zum Leben machen, und so durfte er ja wohl hoffen, es werde Alles in erwünschter Weise verlaufen. Machte Peter Rallisen ausgedehnten Gebrauch von seinen Weisungen, so mußte eine in tiefer Nacht zum Ausbruch kommende Feuersbrunst bedeutende Verheerungen anrichten. Sein Wohnhaus mit allen darin befindlichen Schätzen nebst seinen Büchern war dann unmöglich zu retten.

Anfangs begab sich der Rentier nach Amsterdam. Er hatte dort früher bedeutende Getreidegeschäfte unter der Hand gemacht, und wenn er jetzt sich wieder nach ähnlichen umsah, konnte dies Niemand auffallen. Ueberall ward er freundlich aufgenommen, obwohl Einzelne zurückhaltend blieben, denn daß Baumfahl in Fonds große Verluste erlitten, war doch nicht zu verheimlichen gewe-

sen. Sein persönliches Auftreten indeß zeugte von Sicherheit. Seine leidende Miene und eine gewisse Zerstreutheit, die sich zeitweilig seiner bemächtigte, ließ sich durch den Trauerfall erklären, der sein Familienglück zerstört hatte.

Wenn Baumfahl seine sogenannten Geschäftsgänge beendigt hatte, las er sehr aufmerksam die Zeitungen. Was ihn sonst darin am meisten fesselte, stieß ihn jetzt eher ab. Er warf nur widerstrebend einen Blick auf die Course. Die politischen und vermischten Nachrichten zogen ihn mehr an. Dennoch fand er nie, was er suchte, und immer legte er die neueste Zeitung verstimmt aus der Hand.

„Wenn Peter nicht Wort hielt!" murmelte er, so oft er sich allein und unbelauscht wußte. „Aber freilich, die Witterung ist dem Vorhaben nicht günstig," fügte er, sich tröstend, hinzu, und neuen Hoffnungen sich hingebend, erwartete er den nächsten Tag.

Endlich nach zehn Tagen erhielt er durch die Adresse, welche er zurückgelassen hatte, falls ihm Wichtiges zu eröffnen sei, ein Schreiben von seinem Sachwalter, das jedoch in kürzestem Geschäftsstyl nur die Aufforderung zu schleunigster Rückkehr enthielt.

Baumfahl frohlockte.

„Der Mann will mich schonen," sagte er. „Er denkt,

mich könne der Schlag treffen, wenn ich einen glühenden Aschenhaufen da wiederfinde, wo ich ein überaus stattliches Haus mit mehreren Nebengebäuden in bestem baulichen Stande verlassen habe! Der gute Mann soll sich nicht in mir täuschen. Ich will seinem Rufe folgen und auf den Flügeln des Windes heimreisen. Bin doch neugierig, wie mein Erbe jetzt aussieht, und was man über das Unglück, das von allen Seiten auf mich hereinstürmt, sagt."

Sechszehn Tage gerade war der Rentier abwesend gewesen. Am Abend des sechszehnten Tages sah er aus dunkelm Nebelgewölke die wohlbekannten Thürme auftauchen, wie er den Strom hinaufsegelte. Am Hafen zeigte sich keine ungewöhnliche Bewegung. Ein Auswandererschiff sollte abgehen, und nahm noch Passagiere ein. Die schon an Bord Befindlichen sangen im Chor ein deutsches Lied, vielleicht um die Bangigkeit niederzukämpfen, die sich, so nahe der Abfahrt, ihrer Herzen bemächtigte.

Ein Droschkenkutscher rief ihn an. Baumfahl nickte und stieg ein.

„Wohin, Herr, soll ich Sie fahren?"

Der Rentier nannte die Nummer seines eigenen Hauses. Jetzt mußte sich's ja ausweisen, wie die Sachen lagen. Als der Kutscher die Nummer hörte, kehrte er

sich rasch nach seinem Passagier um, griff an seinen Hut, und ließ das Pferd austraben.

Baumfahl senkte den Kopf auf die Brust, und sah weder links noch rechts. Es ward ihm banger und immer banger. Ein Verbrecher, den man zur Richtstätte führte, konnte nicht größere Pein leiden. Endlich hielt der Wagen. Baumfahl blickte auf — sein Haus stand da unversehrt, so wohl erhalten, wie er es verlassen hatte!

„Es ist mißglückt!" murmelte er erbleichend, und seine Hände flogen. Kaum war es ihm möglich, dem Kutscher das Fuhrlohn zu bezahlen. „Sie werden Peter Rallisen ergriffen haben auf der That und der Niederträchtige hat mich verrathen!"

Der unglückliche Mann wäre gern geflohen, aber die Kräfte verließen ihn. Er war froh, daß er den Glockenzug erfassen konnte, ehe er auf den blank gescheuerten Sandsteinstufen zusammensank. Auf das Anschlagen der hellen Glocke öffnete sich die Thür. Es war ein fremdes Gesicht, in das er blickte.

„Ist keiner meiner Diener zu Hause?" fragte er matt den Fremden.

„Habe ich die Ehre, Herrn Baumfahl vor mir zu sehen?" erwiederte dieser nicht allzu ehrerbietig.

„Ich bin Baumfahl, der Besitzer dieses Erbes," sagte der Rentier trotzig.

„Sehr wohl, mein Herr! Dann werden Sie gestatten, daß ich Sie begleite. Ihre Diener finden Sie in der Nähe Ihrer Frau Gemahlin, die von schwerer Krankheit in Folge gehabten Schreckens befallen ist. Seien Sie ganz ungenirt, Herr Baumfahl! Sie haben vollkommen freie Bewegung in Ihrer Wohnung, nur darf ich nicht gestatten, daß Sie bis auf Weiteres das Haus verlassen."

Der Rentier wußte jetzt, wen er vor sich hatte. Fragen mochte er nicht, weil er sich dadurch zu verrathen und seine Lage zu verschlimmern fürchtete. Außerdem machte ihn das plötzliche Erkranken seiner Frau wirklich besorgt und drängte im Augenblick jede andere Sorge zurück. Liebte er sie auch nicht zärtlich, so war sie ihm doch lange Jahre eine treue Gefährtin gewesen, die ihm nie widersprochen, ihm nie das Leben schwer gemacht und ihn — er durfte sich dessen schmeicheln — weit besser verstanden hatte, als irgend ein Anderer.

In einer Art Delirium, das ihm klares Denken unmöglich machte, stieg Baumfahl die Treppe hinauf. Er achtete nicht im Geringsten seines unbequemen, ihm auf dem Fuße folgenden Begleiters. Er fand das Entréezimmer geöffnet und hörte mit Erstaunen lachende Stimmen. Diese verstummten vor dem hellen Ton der Schelle. Gleichzeitig ward der Leibdiener sichtbar, eine Cigarre im Munde, die ihm trefflich zu schmecken schien. Der Mensch

hatte es sich, wie die Andern auch, bequem gemacht. Er ging ohne Livree, in Hemdärmeln und hatte offenbar sehr gut getafelt.

Erstaunt über diese unerhörte Veränderung in seinem streng geordneten Hauswesen, fand Baumfahl keine Worte.

„'r Diener, Herr," sagte der Leibdiener, eine mehr spöttische als respectvolle Verbeugung machend, und ungenirt seine Cigarre weiter rauchend. „Gut, daß Sie wieder da sind. Man hat Sie vermißt. Es sind viele Leute dagewesen, die Sie dringend zu sprechen wünschten."

„Meine Frau! Wie geht es meiner Frau!" stieß der Rentier heraus, dem Zorn und Angst die Zunge lähmten.

„Ach Madame!" erwiederte der unverschämte Diener. „Nun, ich denke, sie schläft jetzt. Die Geschichte hat Madame verteufelt angegriffen."

Einen Monat früher würde der geldstolze Baumfahl ein solches Auftreten in seinem Dienst befindlicher Leute unbarmherzig mit Entlassung bestraft haben. Jetzt hatte er auf diese maßlose Insolenz kein Wort der Erwiederung, denn ein furchtbares Schuldbewußtsein drückte ihn gänzlich zu Boden. Er war froh, daß die flüsternden und kichernden Bedienten ihm nicht folgten, und der ungebetene Gast sich begnügte, vor der Thür, die zu den Gemächern seiner Frau führten, stehen zu bleiben.

Mit angehaltenem Athem betrat Baumfahl diese Ge-

mächer. Der Duft scharfer Essenzen machte ihn aufseufzen. Eine Wärterin kam ihm entgegen, und da sie den Rentier erkannte, legte sie den Finger an den Mund, erfaßte die Hand des Verstummenden und führte ihn lautlos zum Lager der Kranken.

Baumfahl riß die Bettvorhänge hastig auseinander. Seine Frau lag, geschmückt, wie immer, künstliche Blumen in ihrem dunkeln Haar, regungslos mit geschlossenen Augen in den weichen Kissen. Ihre Hand zuckte nicht, als der Rentier sie ergriff, die Lippe blieb stumm, das Auge geschlossen, wie er ihren Namen nannte.

„Was ist geschehen?“ fragte er tonlos, die Wärterin stier anblickend.

„Der Schreck, Herr Baumfahl — die Gerichtsdiener — Sie wissen ja —“

„Nichts — nichts weiß ich,“ unterbrach der Rentier die ängstliche Frau. „Ich war im Auslande; ich weiß nicht, was sich hier zugetragen hat!“

Und beide Hände vor sein Gesicht legend, sank er neben dem Krankenlager der Gattin in einen Lehnsessel.

„Der Banquerott hat Madame das Herz gebrochen, meint der Arzt,“ flüsterte die Wärterin, furchtsame Blicke bald auf die Kranke bald auf den verstörten Rentier werfend.

„Der Banquerott!“ wiederholte Baumfahl, den Kopf

an die Kissen lehnend. „Ich bin also banquerott! . . . Und die ganze Stadt ist davon unterrichtet! . .“

„Wußten Sie es nicht?“ fragte ungläubig die Wärterin.

„Ich wußte es nicht — nicht, daß es schon so weit sei,“ erwiederte der Rentier. „Ich vermuthete ein anderes Unglück. . . .“

„Ein anderes Unglück? Kann's noch ein größeres geben?“

„Nein! — Sie hat Recht! . . . Sein Vermögen verlieren — Alles zu Grunde gehen sehen — ein Bettler werden . . . ein Lump . . . ha, ha, ha, ha, ha! Nein, nein, Gräßlicheres kennt die Welt nicht!“

Vor dem schreiartigen Gelächter, das Baumfahl wider Willen ausstieß, fuhr die Kranke krampfhaft zuckend zusammen.

„Sie lebt — meine Frau lebt noch!“ fuhr er etwas ruhiger fort. „O, sie soll und wird auch am Leben bleiben! . . . Ich muß mit ihr reden, ich muß mich ihr ganz entdecken! . . . Sie wird dann einsehen, daß ich nicht Schuld bin an unserm Unglück, und mir die unaufschiebbar gewordene Reise vergeben.“

Der Bedauernswerthe beugte sich über die Kranke. Er rief sie wiederholt mit Namen, er ward sogar gegen

seine Natur zärtlich, allein kein artikulirtes Wort, nur ein dumpfes Röcheln gab ihm Antwort.

Die Wärterin ging, um den Unglücklichen nicht zu stören, ab und zu. Von den Dienstboten ließ sich Keiner sehen. Nach Verlauf einer guten Stunde ward heftig an der Hausschelle gezogen. Auf Baumfahl machte dies Geräusch keinen Eindruck. Er zuckte nur unmerklich und zog die finstern Brauen dichter zusammen. Bald aber ward es laut auf dem Corridor, man vernahm die Tritte Vieler und ziemlich lebhaftes Gespräch. Die Wärterin verließ das Krankenzimmer, um zu sehen, wer so spät am Tage noch die traurige Stille des Hauses stören möge. Sie kam bald wieder zurück und berührte die Schulter des tiefgebeugten Rentiers.

„Herr Baumfahl!“ sprach sie schüchtern, und an der Thräne, die an ihrer Wimper hing, ließ sich erkennen, daß sie die Bedrängniß, das Unglück des früher so geachteten Mannes schmerzlich mitempfinde. „Man wünscht Sie zu sprechen.“

„Schon gut,“ erwiederte Baumfahl. „Ich stehe immer und Jedermann zu Diensten.“

„So darf ich die Herren eintreten lassen?“

„Immer herein Alles, was kommt! Es läuft auf Eins hinaus. . . . Kann mir schon denken, was sie wollen.“

Die Wärterin winkte den draußen Harrenden. Alsbald sah sich Baumfahl von einigen Herren umgeben, die er kannte. Ihr Kommen sagte ihm, was sie wollten. Auch sein Assecuranzmakler und sein Anwalt befanden sich unter denselben.

„Es beruhigt mich, Herr Baumfahl, daß Sie meinem Rufe so schnell Folge geleistet haben,“ redete der Advocat seinen langjährigen Clienten an. „Ihre Rückkunft verändert wesentlich die Lage der Dinge und läßt vielleicht ein Arrangement zu.“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ unterbrach Baumfahl den Anwalt. „Da ich aber ehrlich sein und bleiben will, so muß ich gestehen, daß ich die Passiva nicht zum zehnten Theil decken kann. Verfahren Sie mit mir, wie Sie müssen!“

Er stand hoch aufgerichtet vor den ihn umringenden Männern, und der alte Trotz lagerte sich wieder auf seine harten Züge.

„Dann werde ich die Ehre haben, für Sie zu handeln nach den Vorschriften der Gesetze,“ sagte der Anwalt.

„Thun Sie es, ich bitte Sie darum! Ich bin sehr zerstreut, sehr unglücklich! . . . Da, sehen Sie, da liegt mein Weib, mein armes Weib, und kennt mich nicht mehr! Der Schreck über meinen Sturz hat sie des Bewußtseins beraubt. . . . Wenn sie stirbt, bin ich ihr Mörder!“

Er legte die Hand auf die Stirn der kaum hörbar Röchelnden. Sie war kalt und feucht. In diesem Augenblick rollte ein Wagen vor die Thür — der Arzt trat ein, um sich nach seiner Patientin zu erkundigen. Er begrüßte die Anwesenden flüchtig und drückte Baumfahl mit vielsagendem Blicke die Hand. Dann betrachtete er die Regungslose und fühlte ihren Puls.

„Meine Kunst vermag hier nichts mehr," sprach er nach kurzer Pause. „Sie werden sich als Mann zu fassen wissen."

„Wenn ich's überlebe!" murmelte Baumfahl.

„Muth, Muth!" raunte ihm der vielbeschäftigte Arzt zu. „Es ist ein Sturm, der vorübergeht. Sie sind stark und werden ihn überdauern."

Er ging. Der Anwalt näherte sich dem ruinirten Rentier, dessen Frau im Sterben lag.

„Haben Sie die Gefälligkeit, Herr Baumfahl, mir in Gegenwart dieser Herren Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie bis auf Weiteres Ihre Wohnung nicht verlassen wollen," sprach der Advocat. „Sie sollen sonst in keiner Weise belästigt werden."

Baumfahl versprach es mit Hand und Mund. Ein wahnsinniges Lächeln zitterte auf seinem fahlen Gesicht, indem er auf die Sterbende zeigte und hinzusetzte:

„Man hat mich fest gebunden. Ich muß hier die Todtenwache halten!“

Die Männer entfernten sich schweigend. Baumfahl sank wieder auf den Sessel am Bett und legte sein von wilden Gedanken durchrastes Haupt an die erkaltende Wange seiner Frau. Er achtete nicht weiter auf das, was um ihn her vorging. In seinem Unglück tröstete ihn wenigstens die Gewißheit, daß er nicht zum Verbrecher geworden war. Er wußte jetzt, daß Peter Rallisen ihn betrogen haben mußte. Wiederholt vernahm er leises Flüstern und Gehen, aber er sah nicht auf. Er wollte den letzten Seufzer seiner Frau nicht überhören. Gegen Mitternacht hatte der Tod sie erlöst.

Nun erhob sich Baumfahl. Die Wärterin saß schlafend in einer Ecke des prächtig möblirten Gemaches. Die Astrallampe mit der kostbaren Glasglocke brannte düster. Auf einem Tisch neben dem Sterbebett lagen einige Papiere. Baumfahl nahm eins derselben auf. Es war eine Rechnung. Er griff nach einem zweiten und erkannte darin ebenfalls eine Rechnung. Verächtlich lächelnd warf er sie von sich.

„Erbärmliches Gesindel!“ rief er aus. „Dem Glücklichen und Reichen schmeichelt das Pack, dem Unglücklichen und Verarmten sagen sie mit schadenfrohem Grinsen, was er ihnen schuldig geworden ist. Ich will sie nicht

halten — sie können gehen, Alle — Alle! Ein armer Banquerotteur bedarf keines Dieners mehr."

Die Bedienten hatten sich erlaubt, Herrn Baumfahl schriftlich zu melden, was er ihnen an Lohn schuldig sei! Um seine Bedürfnisse kümmerte sich Keiner mehr.

Zwölftes Kapitel.

Die Doppelhochzeit.

Michaelis war vorüber. Nach einigen noch sehr schönen Sommertagen traten kalte Nebel ein und rauhe Nächte, welche den Laubschmuck der Bäume auffallend schnell bleichten. Die städtischen Bewohner des Landes mahnten diese unverkennbaren Anzeichen des nahenden Herbstes zum Verlassen ihrer Landhäuser, und bald schwankten hochbepackte Möbelwagen von allen Seiten den Stadtthoren zu. Nur hie und da blieben noch einzelne sehr comfortable eingerichtete Villen bewohnt. Unter diesen befand sich auch der malerisch gelegene Landsitz Benjamin Silbermann's, ja es schien sogar, als beabsichtige der Banquier, denselben auch während des Winters entweder ununterbrochen oder doch zeitweilig bewohnen zu wollen.

Seit mehreren Tagen schon ward in den Gesellschaftssälen dieser geschmackvollen Villa emsig gehämmert. Silbermann ließ nämlich in einem der Säle ein Theater aufschlagen. Auf dieser zierlichen Privatbühne sollte am Vermählungstage seiner Tochter, der auf Ende October festgesetzt war, eine heitere Operette von Dilettanten aufgeführt werden. Den Text dazu hatte der launige Alfred Drollig verfaßt, mit der Composition war Friedrich Vollton beauftragt worden. Beide Freunde thaten ihr Bestes. Wenn dennoch kein Meisterstück zu Stande kam, so lag dies weniger an der Befähigung der jungen Männer, etwas Vorzügliches zu leisten, als an der Zerstreuung, in welcher Beide fortwährend lebten. Alfred's flüchtige Natur und lebenslustiger Charakter ließ ihn schwer zu lang anhaltender innerer Sammlung kommen, und Friedrich hatte zu viele Abhaltungen, da er ja ebenfalls sich vermählen wollte, und Banquier Silbermann sich von dem Virtuosen das Wort geben ließ, an einem und demselben Tage mit Recha seine Hochzeit zu feiern. Die einander geistig so nahe Verwandten, durch die Verhältnisse und eigenthümliche Schicksalsfügungen enger Verbundenen sollten — das war ausdrücklicher Befehl des Banquiers — eine Doppelhochzeit halten, und der reiche Silbermann rüstete den beiden glücklichen Paaren das Festin aus.

Für Alfred war der erhaltene Auftrag eine Fundgrube immer neuer Scherze, mit denen er den verliebten Freund überschüttete und nicht selten auch ängstigte. Jedes neue Couplet, das ihm der Gott der Musen bei Cigarre und Kaffee einflüsterte, trug er Friedrich mit langen Explicationen vor, um ihm zugleich den Sinn zu deuten, der darin verborgen lag oder verborgen liegen sollte. Dann wieder fragte er, ob er dieses oder jenes Versmaß am Besten brauchen könne, ob er ein Duett, Terzett oder Quartett wünsche, und dergleichen mehr, so daß Friedrich vor lauter Fragen des wortreichen Freundes kaum zum Antworten kam. Dennoch ward das Opus operatum glücklich fertig und nun hatte man alle Hände voll zu thun, die Rollen zu vertheilen und es tüchtig einzustudiren. Auch damit kam man zu Stande, und jetzt erst fand Friedrich wieder Zeit, sich zu sammeln und auf den wichtigen Tag vorzubereiten, der mit schnellen Schritten heranrückte.

Die Proben, deren Leitung Alfred übernommen hatte, wurden mit Eifer so lange wiederholt, bis Alles klappte und die improvisirte Truppe etwas in der That ganz Tüchtiges leistete. Alfred war stolz auf sein Directionstalent und unterließ nicht, oft und gegen Jedermann davon zu sprechen. Am Meisten strich er sowohl die Composition wie seinen eigenen Text, mehr aber noch das Zu-

sammenspiel seiner Leute, wie er sagte, gegen die etwas neidisch blickenden Collegen heraus. Ließen diese dann ihren Unmuth merken, so war ihm dies gerade Recht, denn es gab ihm Gelegenheit, noch mehr über die bevorstehende Aufführung zu sprechen.

„Aergert Euch nicht, Kinder," sagte er wenige Tage vor der Aufführung. „Ihr hebt Euch dadurch doch nicht empor zu dem wolkenumhüllten Gipfel des Olymps, wie es Euch nicht gelingen kann, mich von dem Standpunkte herabzustoßen, den ich augenblicklich durch die Gunst Apollo's einnehme. Könnt Ihr's dem gutherzigen Gotte verwehren, daß er mir auf Zeit seine Leier abtreten will? Ist ganz und gar verlorene Mühe! Er liebt mich einmal, und Liebe, Ihr wißt es, ist bisweilen weiter nichts als die ausgesuchteste Narrheit. Werth bin ich der Liebe Apollo's nicht, das weiß ich, aber was hilft's? Ich muß doch still halten! Und ich habe eine wahre Passion, mich lieben zu lassen, wenn und wo es mir paßt. Macht's auch so, und Ihr werdet Euch vortrefflich dabei stehen!"

Wenn Alfred eine Zeit lang in so heiterer Weise gesprochen hatte, kehrte die alte Zufriedenheit wieder ein im Kreise seiner Collegen, und auch die Grämlichsten mußten zuletzt über ihn lachen.

„Ich bin halt ein Glückspilz, 's ist wahr, obwohl ich kein Geschick habe, das Glück selbst fest zu halten," sagte

er ein anderes Mal, als der Baßbuffo ihn der Leichtfertigkeit bezüchtigte und ihm vorwarf, er studire nie eine Rolle ordentlich, sondern lasse es ruhig darauf ankommen, ob Gott oder der Teufel ihm im Fall der Noth aus der Patsche helfe. „Das konnte ich als dummer Dorfjunge schon merken, und eben deshalb bin ich unter die Künstler gegangen. Fragt nur Friedrich, der kann's Euch sagen! Wenn mir das Butterbrod aus der Hand fiel, kam die bestrichene Seite gewiß immer oben zu liegen, ein Fall, der in der Regel bei andern Menschenkindern nur aller Schaltjahre einmal vorkommt. Daran erkannte ich, daß ich zu etwas Apartem bestimmt sei, that darum wenig, schwänzte die Schule mit Behagen und übte mich im Singen unter Vorsitz Papa Schuhu's im schattengrünen Walde. Mein Lebtage hätte ich keinen so famosen Triller singen lernen, wenn mir die Vögel das Ding nicht hundertmal ganz natürlich vorgepfiffen hätten. Ihr wißt's, ich bilde mir nichts ein, auf sothane Trillerfertigkeit, und darum müßt Ihr Raison annehmen. Habt Ihr nicht andere Talente, die mir abgehen? Wer spielt besser Billard, als Wilhelm, der ja immer gewinnt, mögen wir die Leder unserer Queues kreiden oder nicht? Und wer thut's im Domino unserm jungen Liebhaber mit dem interessanten Blicke zuvor? Keiner! In solchen Künsten bin ich ein wahrer Stümper! Also laßt Jedem seine besondere Be-

gabung, und seid zufrieden mit Gage und Spielhonorar, vorausgesetzt, daß Ihr beide pünktlich faßt!“

So konnte Alfred sich Stünden lang unterhalten, ohne weder sich noch Andere zu ermüden. Friedrich war begreiflicher Weise ein seltner Gast im Künstlerclub. Er lebte meistentheils eingezogen, und außer Clara suchte und wünschte er keinen Umgang. Es war ihm Bedürfniß, sich zu sammeln und ganz mit sich einig zu werden. Er sollte ja ein Hauswesen gründen, das Liebste, was die Erde für ihn trug, in dieses sein Besitzthum führen, und es dessen Pflege anvertrauen. Das war schwieriger als die Einübung einer schweren Etude, denn es ließ sich nicht einmal Unterricht darin nehmen. Man mußte Alles aus sich selbst schaffen, wie der Dichter, der Componist, und wenn man fehlgriff, so war nichts mehr daran zu bessern. Das Glück allein und ein richtiges Gefühl konnte hier Führer sein.

Mit Clara besprach Friedrich Wichtiges und Unwichtiges. Sie unternahmen nichts eher, als bis sie Beide völlig gleicher Meinung waren. Auch ihren Lebensplan entwarfen Beide gemeinschaftlich. Einen Dritten fragten sie nicht um Rath, um sich nicht irre machen zu lassen. So erfuhr Niemand, auch Alfred nicht, was sie nach vollzogener Vermählung zu thun gedachten.

Der dramatische Sänger war über diese Zurückhal-

tung, die er nicht verdient zu haben glaubte, etwas piquirt, doch ließ er sich gegen den Freund nichts merken, um diesen nicht etwa zur Unzeit zu verstimmen. Er kannte ja seine Launen; wie aber einem Liebenden zu Muthe sei, der in seiner Braut das vollendetste Geschöpf auf Erden erblickt, vermochte er nicht zu beurtheilen. Indeß konnte er die ihm ärgerliche Zurückhaltung Friedrich's, die ihm einer Mißachtung oder doch wenigstens einer nicht zu billigenden Vernachlässigung gleich kam, doch nicht ganz ungerügt hingehen lassen. Er sann sich also etwas aus, von dem er wußte, daß es den glücklichen Freund ein ganz klein wenig peinigen werde, und schalkhaft, wie er war, rechtfertigte er sein Thun mit der Entschuldigung:

„Er hat es verdient für sein ganz tolles Verliebtsein. Sterben wird er nicht daran, aber zappeln soll er mir an meiner Angel, zappeln, daß mich's bis in die Nieren hinein kribbelt!"

Um sein Vorhaben ausführen zu können, mußte Alfred die Einwilligung Herrn Silbermann's zuvor einholen. Er zweifelte nicht, daß der Banquier seinen Einfall billigen werde, da er ja nur darauf abzielte, mehr Mannichfaltigkeit in die Unterhaltung zu bringen. In der That fand sein Vorschlag Beifall bei Silbermann, und Alfred besorgte ganz in der Stille, ohne daß irgend Jemand etwas ahnte, alles Uebrige.

Clara wünschte ohne alles Gepränge mit Friedrich verbunden zu werden, was denn auch geschah. Nur Wenige wohnten der feierlichen Handlung bei. Nach derselben verfügten sich die Neuvermählten nach Silbermann's Landhause, wo inzwischen mit ungleich größerem Glanze die reiche Recha Felix Sonderling die Hand gereicht hatte. Beide Ehepaare empfingen die üblichen Glückwünsche, denen sich Clara lieber entzogen hätte. Denn obwohl sie keine Veranlassung hatte, an der Aufrichtigkeit derer zu zweifeln, die sie heut so entgegenkommend begrüßten, wollte es ihr doch scheinen, als befinde sie sich nicht am rechten Platze. Die große, glänzende Gesellschaft, der immense Reichthum der sie überall umfunkelte, machten sie ängstlich und befangen. Sie hätte sich weit lieber mit Friedrich in den Wagen gesetzt und wäre auf einige Zeit den geräuschvollen Freuden der Welt entflohen. Nur aus Liebe zu Friedrich, der sich der Gesellschaft und ihren Sitten fügen mußte, bezwang sie ihr Herz, und zeigte ein heiteres Gesicht.

Recha war eine außerordentlich liebreizende Braut. Sie ward still und laut bewundert und schien sich recht wohl zu fühlen unter den Huldigungen, die man ihr darbrachte.

Als es zu dämmern begann, ward das Zeichen zum Beginn der Operette gegeben. Man hatte viel davon

gehört und Jedermann war darauf gespannt. Schon während der Ouvertüre wußte sich Friedrich von dem für ihn bestimmten Platze zu entfernen, um nicht fortwährend von Allen beobachtet zu werden. Er verbarg sich ganz hinten im Saale, während Clara eine angenehme Nachbarin in Miß Lydia Sweet erhielt. Diese junge Engländerin befand sich seit Recha's Verlobung in einer nicht angenehmen Lage. Sie war mit puritanischer Strenge erzogen und hing mit starrer Zähigkeit an ihrem religiösen Bekenntniß und ihren kirchlichen Satzungen. Deshalb konnte sie den Schritt, welchen Recha Silbermann leichten Herzens that, gar nicht begreifen. Auch Recha's Vater, dessen geistige Ueberlegenheit sie willig anerkannte, blieb ihr ein Räthsel. Gern hätte sie ihre Meinung, die in diesem Falle nur mißbilligend lauten konnte, offen ausgesprochen, allein dies gestattete weder ihre Stellung, noch wäre es überhaupt schicklich gewesen. Und so war denn das puritanisch gesinnte Mädchen gezwungen, mit widerstrebendem Herzen eine Weihe vollziehen zu sehen, in der sie selbst nur ein großes Unglück erblickte.

Erst Clara's Gegenwart befreite Miß Lydia Sweet von der Beklommenheit, unter der sie litt. Gegen die junge liebenswürdige Gattin Vollton's, den sie als ein großes Talent verehrte, machte die Engländerin kein Hehl aus ihren Empfindungen. Sie vertraute ihr an, was sie

von dem Ehebündniß Recha's mit Felix Sonderling hielt, und vertiefte sich so in's Gespräch mit der Tochter Landenberg's, daß Beide wenig genug von der Operette hörten. So ging Clara zum größten Theil der Genuß an ihres jungen Gatten heiterm Geisteswerke verloren. Der Applaus aber, den es fand, beglückte sie, und so hatte sie im Grunde einen ungleich reineren Genuß, als die meisten Zuhörer, da sie das Lob des geliebten Gatten vom Munde Vieler wieder und wieder vernahm.

Nach der Opern-Vorstellung ließ sich Alfred auf kurze Zeit sehen. Er war ganz erhitzt und schwebte des ihm ebenfalls in reichem Maße gezollten Beifalls wegen in höheren Regionen. Er suchte Friedrich auf, scherzte mit ihm und verschwand dann wieder. Die Gesellschaft war unterrichtet worden, daß noch ein Nachspiel folgen solle. Worin dies bestand, wußte Niemand. Man erging sich in Vermuthungen und wagte die kühnsten Hypothesen. Friedrich ward unruhig. Er nahm wieder Platz neben Clara und unterhielt sich abwechselnd mit dieser und mit Miß Lydia Sweet. Endlich zeigte die Schelle an, daß Alles bereit sei. Alfred nahm den Platz des Dirigenten im Orchester ein und die bekannten charakteristischen Klänge der Cachucha schwirrten durch den Saal.

„Ein Tanz-Divertissement,“ sagte Friedrich zu Clara, „ich vermuthete etwas Derartiges. Mein Freund kann

kein ernstes Gesicht ertragen auf einer Hochzeit, wo deren gar zwei auf einmal gefeiert werden, da muß es wenigstens überaus lustig hergehen. Gib Acht, Clärchen, er läßt Dir keine Ruhe! Du mußt noch mit ihm tanzen trotz Deiner Trauerkleidung!"

Clara's Blick war eine Bitte, ihrer zu schonen. Friedrich schwieg stirnrunzelnd. Hinter der Courtine rasselten Castagnetten, jetzt hob sie sich geräuschlos, und in das mystische Halbdunkel eines maurischen Hofes, den schlanke Palmen umschatteten, schwebte ein Zigeunermädchen, so glänzend, geschmackvoll und reizend gekleidet, daß ein staunendes Ah! dieser wirklich bezaubernden Erscheinung folgte.

Clara fühlte eine zitternde Bewegung der Hand, die in der ihrigen ruhte. Ihr Auge streifte besorgt das Antlitz Friedrich's. Es war ruhig, aber äußerst blaß. Sein Blick hing an der blendenden Tänzerin, die bereits unter immer lauterem Beifallsruf der Gesellschaft den spanischen Nationaltanz ausführte.

„Das Mädchen tanzt wirklich zum Entzücken," sagte nach einiger Zeit Clara zu ihrem jungen Gatten. „Dabei ist sie, wenn die Lichter ihr nicht schmeicheln, eine seltene Schönheit."

„Findest Du das?" versetzte Friedrich, nahm seine

Lorgnette auf und folgte den graziösen Schritten der vollendeten Tänzerin.

„Du nicht, mein Freund?“

„Mich dünkt, sie ist gerade so, wie eine Tänzerin sein muß, deren Aufgabe und Wunsch es ist, Allen zu gefallen.“

Friedrich sprach die letzten Worte so, daß Alfred sie hören konnte, der während des Tanzes seinen Platz verlassen hatte und, wie es schien, absichtlich dem jungen Paare näher gekommen war.

Der Tanz war zu Ende, die Courtine rollte unter Klatschen und Bravorufen nieder. Alfred stand neben Friedrich.

„Ist's nicht ein unbeschreiblicher Hochgenuß, Signora Carità die Cachucha tanzen zu sehen?“ wandte er sich lächelnd an Clara. „Unter allen Tanzvirtuosinnen Europa's gibt es keine, die sich vollendeter darin bewegt, als Signora Carità. Ich weiß, mein Freund ist ein Bewunderer aller Virtuosität, wo immer sie sich zeigt, und da mußte ich ihm doch das Vergnügen machen, ihm diesen Genuß an seinem Hochzeitstage zu verschaffen. Es hat Ihnen doch auch gefallen, gnädige Frau?“

Clara erröthete über den ihr noch ungewohnten Namen, den sie zum ersten Male vernahm und machte nur

eine freundliche Verbeugung. Friedrich dagegen erfaßte die Hand Alfred's und preßte sie mit Heftigkeit, indem er ihm halblaut zuflüsterte:

„Die Virtuosität der Signora Carità konnte Dir die Freundschaft kosten! Ich bitte, Dir eine Falte in Dein Ohrläppchen zu schlagen. Nur dem braven Landsmanne, der auch zuweilen oberschlesische Einfälle hat, nicht dem Künstler hast Du meine übergroße Nachsicht zu danken! Ich hoffe, die Signora wird nicht als Gast in der Gesellschaft erscheinen."

So mild und ruhig diese Worte gesprochen wurden, so ernst und strafend blickte das Auge Friedrich's dabei auf den lustigen Freund herab. Alfred fühlte, daß er an der äußersten Grenze des Scherzes angelangt sei, und entschlüpfte mit den Worten:

„Sei heiter und versteh' halt Spaß! Du sollst ruhig schlafen können!"

An Clara's Seite vergaß denn auch unser Freund bald die blendende Erscheinung der verführerischen Tänzerin, die ihn an einen Irrthum seines Herzens erinnerte, den er, ruhig betrachtet, mit gutem Gewissen und ohne sich Vorwürfe machen zu dürfen, belächeln konnte.

Der Rest des Abends oder richtiger ein Theil der Nacht verging Allen in heiterer Lebelust. Die Gesell-

schaft, durch das Talent Silbermann's auf's Glücklichste gemischt, bewegte sich völlig ungezwungen. Jeder fand nach Neigung und Bedürfniß, was er wünschte und bedurfte, und als man nach Mitternacht die Tafel aufhob, riefen die lockenden Klänge der Geigen die leichtfüßige Jugend zu jenen belustigenden Reigentänzen, die Terpsichore besonders zum Ergötzen leichtblütiger Lebemenschen erfunden hat.

Dreizehntes Kapitel.

Vor der Villa.

Der Lichtschimmer, welcher die Gemächer des Silbermann'schen Landsitzes erfüllte, war weithin sichtbar. Auch die Klänge der Musik vernahm man in der stillen herbstlich kühlen Nacht in ziemlicher Entfernung. Wie immer bei Festen, welche das Glück arrangirt, hatten sich eine Anzahl Bittender in der nächsten Umgebung des Landhauses eingefunden, die von jedem fortrollenden Wagen Zoll erhoben. Glückliche, von der Freude berauscht,

sind ja gern mildthätig. Sie geben, weil sie im Ueberflusse schwelgen. Darum hielten die Bittenden an dieser Doppelhochzeit eine reiche Aerndte.

Clara und Friedrich waren unter den Ersten, welche sich aus der Gesellschaft entfernten. Sie bemerkten, in ihr eigenes stilles Glück versunken, nicht, daß unfern der breiten Einfahrt zum Landhause des Banquiers, an dem Rande einer im Herbstwind säuselnden Hecke, ein einsamer Mann saß, den Kopf auf die Brust gesenkt und beide Hände auf einen Rohrstock mit elfenbeinernem Griffe stützend.

So oft ein Wagen an dem Einsamen vorüberrollte, begleitet von einigen zudringlichen kleinen oder halberwachsenen Wegelagerern, sah er auf und schien mit seinen düstern tief liegenden Augen das Innere der eleganten Wagen durchbohren zu wollen.

„Ich glaube, mir wäre wohler, könnte ich diesen Bettlern mich anschließen!“ seufzte er. „Sie wissen nichts davon. Sie treiben das Betteln als Geschäft, und wirft es nach ihren Begriffen viel ab, setzen sie sich zusammen in irgend eine Spelunke, sind fröhlich und ausgelassen, und machen sich einen guten Tag. . . . Ich aber, ich kann und darf nicht betteln! . . . Ich muß mich behelfen, elend behelfen! . . . Ich war ja reich, sehr reich! . . . Ich meinte, an Banco könne es mir nimmer fehlen, und nun — er lachte bitter — nun habe ich nicht einmal so viel

Courant, daß ich mir zwei Röcke anschaffen kann! — — Und wer ist Schuld an dieser Wandelung?"

Der Kopf des Einsamen hob sich, blickte zur Seite und sah gerade hinein in den Lichtstrom, der von dem illuminirten Portal der Villa fluthete. „Der uneigennützig genannte Jude ist es," fuhr er grollend fort. „Seine Machinationen, seine verfluchte Pfiffigkeit, die ich in meiner blöden Sicherheit nicht begriff, haben mich zu Falle gebracht. Darum treffe ihn und sein Gelichter mein Fluch!"

Er stand auf und erhob drohend den Stock gegen das lichtumflossene Landhaus des Banquiers.

„Hört mich, Ihr bösen Mächte, die Ihr alle leichtfertigen Menschen verlockt und mit unsichtbaren Teufelskünsten in Eure Gewalt bringt! Ich verwünsche den Juden und seine gepriesene Milde! Ich will, daß er verarme, nicht schnell, sondern langsam, damit er gequält werde von Angst unaufhörlich! Gebt ihm Methusalem's Alter, und wenn ihn die Kräfte verlassen, dann stoßt ihn hinaus unter die Elenden und Krüppel und laßt ihn hilflos sterben hinter einem Zaune!"

Die Lichter über dem Portale erloschen, der letzte Wagen verließ den Platz vor der Villa. Er näherte sich dem heftig erregten Manne, der jetzt wieder im Schatten der Hecke saß. Die glückliche Tochter Silbermann's fuhr mit ihrem jungen Gatten nach ihrem neu eingerichteten

Hause. Gerade als der Wagen um die Ecke bog, blickte Recha aus dem Fenster. Sie bemerkte die unheimliche Gestalt an der Hecke und stieß erschrocken einen dumpfen Schrei aus.

„O Gott!" sagte sie, ihr Gesicht an Felix' Brust bergend. „Ich glaube, ich habe einen Geist gesehen!... Ist Baumfahl etwa gestorben? Mir war's, als hockte er zusammengekrümmt dort unterm Zaun — einen fast haarlosen Schädel auf dem verschrumpften Körper, und statt der Augen glimmerten Kohlen in dem Schädel!... Hu, mich friert! Wie kann man nur solche abscheuliche Gesichte haben!"

Felix beruhigte lächelnd die junge furchtsame Frau. Er beugte sich auch aus dem Wagenfenster, aber er sah nichts.

„Es wird eine Katze gewesen sein," sagte er, „und die Aeste im Zaun oder Moos und Erde haben Dich getäuscht. Du bist aufgeregt, und da zuletzt des unglücklichen Mannes von Deinem Vater gedacht ward, stand seine Gestalt noch vor Deinem geistigen Auge. Dein Vater hat mein Wort. Schon Morgen werde ich seinem Wunsche nachkommen."

Recha war schnell wieder gefaßt. Sie schmiegte sich enger an Felix und der Wagen trug das glückliche Paar in raschem Trabe der Stadt zu.

Die junge Frau hatte sich jedoch nicht getäuscht. Der einsame Mann am Erdaufwurf der Hecke war wirklich Baumfahl. Er hatte schwere Tage verlebt und Demüthigungen ertragen müssen, die ihn bis zur Unkenntlichkeit verwandelten. Sein starkes Haar ward nicht nur grau, er verlor es fast ganz. Kahlköpfig und abgemagert, in Kleidern einhergehend, die ihm nicht mehr paßten, konnte man ihn für einen alten Mann halten, dessen Lebenstage gezählt seien.

Am tiefsten kränkte es ihn, daß er einige Wochen seiner persönlichen Freiheit beraubt ward. Kaum hatte er seine Frau ganz einfach neben den Sohn beerdigt, so mußte er in's Gefängniß wandern. Seine Gläubiger konnten dem ehemaligen Rentier mit Fug und Recht großer Fahrlässigkeit bezüchtigen, und er durfte sich noch glücklich preisen, daß er mit einer kurzen Haft davon kam. Inzwischen verfiel sein ganzes Eigenthum dem Hammer. Man war noch großmüthig und nahm Rücksicht auf die Verhältnisse des, wie sich nicht bestreiten ließ, in den letzten Monaten auch vom Unglück verfolgten Mannes, und entzog ihm wenigstens nicht die nöthigen Mittel zum Leben. Mit der Erlaubniß, wieder ungestört seinem Gewerbe nachgehen zu dürfen, erhielt Baumfahl die Freiheit. Aber der an Ueberfluß gewöhnte Mann fühlte sich nun erst recht unglücklich. — Was sollte er beginnen? An wen sich

wenden? Ein eigentliches Geschäft, wozu Kenntnisse erforderlich waren, hatte er nie betrieben. Speculiren und mittelst glücklicher Speculationen, gleichviel, ob diese gesetzlich erlaubt oder streng verpönt waren, Geld verdienen, war von jeher die Aufgabe seines Lebens gewesen. Nun aber kehrte ihm das Glück den Rücken, sein Reichthum zerrann ihm unter den Händen, und mit dem Verlust des Geldes ging ihm auch das Talent und der Muth, neue Schätze zu sammeln, verloren.

Die Ueberzeugung, daß er nicht mehr die Kraft und das Selbstvertrauen besitze, von Neuem sich eine behagliche Existenz gründen zu können, erbitterte Baumfahl gegen die Menschen. Er haßte jetzt die Reichen fast noch gründlicher, als er früher die Armen verachtet hatte. Niemand aber war ihm ein größerer Dorn im Auge, als der vorsichtige Silbermann! Der Zufall fügte es, daß schon am Tage nach seiner Entlassung aus der Haft die Tochter dieses Mannes sich mit Felix Sonderling verheirathete. Jedermann sprach von dieser glänzenden Partie und von dem nicht weniger eigenthümlichen, wenn auch viel bescheideneren Glücke, das der Virtuose Friedrich Vollton am gleichem Tage sich erringe.

„Die Lumpe kommen zu Geld und Besitz, und die Wohlhabenden, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit etwas erworben haben, werden Lumpe!“ sagte er voll Gift

und Galle. „Ich merk' es, die Welt wird altersschwach, und wie die Regierungen auf Erden nichts taugen, so geht's im Welthaushalte ebenfalls bunt über Eck'. 's Ist Zeit, daß der ganze Trödel an einen im Wege liegenden Eckstein prallt und auseinander fällt. Begreif's nicht, wie der jüngste Tag so lange auf sich warten läßt!"

In seiner wüsten und grundlosen Erbitterung beschloß Baumfahl, die Freude im Hause des Banquiers zu stören. Er wollte dort eindringen, dem reichen Juden fluchen und damit einen Feuerbrand in das eben errichtete Haus des Tochtermannes schleudern, der es möglicherweise, wenn nicht von Grund aus zerstören, doch mit Dunst und Brandgeruch erfüllen konnte. Nur seine körperliche Hinfälligkeit und wohl auch der Gedanke an die mit Peter Rallisen besprochene Frevelthat, die ihn entmuthigte, verhinderte den Ergrimmten, Haßerfüllten, an der Ausführung seines teuflischen Vorhabens. Der Glanz der Freude blendete die Augen des gebrechlichen Mannes. Er wagte sich nicht bis in den Vorhof der illuminirten Villa. Draußen am Zaun knickte er zusammen und begnügte sich, Flüche zu murmeln, und jedem Wagen Verwünschungen nachzurufen. —

Falbes Roth färbte den östlichen Himmel, als Baumfahl müde und übernächtig an die noch verschlossene Thür eines Kruges pochte. Er forderte ein frugales Frühstück,

das er hastig genoß. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, ließ den Kopf darauf sinken und entschlummerte. Die Sonne schien durch fliegendes Gewölk, als er gestärkter wieder erwachte. Er berichtigte seine Zeche und verließ den Krug.

Auf dem Rückwege nach der Stadt überschlug Baumfahl seine baaren Mittel und berechnete, wie lange er wohl davon werde leben können. Das Resultat seines Nachdenkens war kein erfreuliches. Er sah ein, daß er irgend etwas ergreifen müsse, wenn er nicht früh schon in Noth gerathen und zuletzt wohl gar Hungers sterben wolle. Aber wie er sich auch anstrengte, er blieb immer wieder an einem Worte, das stets auf seiner Zunge schwebte, hängen.

„Speculiren! Speculiren!“ lautete der ewige Refrain, der fort und fort in seiner gelddurstigen Seele klang.

„Ich werd' es versuchen! Ich muß es probiren!“ rief er sich ermuthigend zu. „Es haben's ja Viele vor mir gethan und sind dabei geachtete Männer geworden! Und wozu hätte man's denn erfunden und gestattete es immer wieder von Neuem, wenn courageuse Menschen die Hand nicht darnach ausstrecken sollten?“

Am Abend desselben Tages verließ Baumfahl Hamburg und wendete sich dem Süden zu. Felix Sonderling,

welcher von seinem Schwiegervater den Auftrag erhalten hatte, dem wieder frei Gewordenen zu eröffnen, daß der Banquier nach genommener Einsicht in die Verhältnisse Baumfahl's und deren vorläufige Regelung, gern bereit sei, demselben einen hinreichenden Credit zu geben, damit er in Unternehmungen, die er für gewinnbringend halte, nicht behindert werde, fand seine Wohnung verschlossen. Von dem Hauswirthe erfuhr er Baumfahl's Abreise. Wohin dieser sich gewendet, hatte er dem Wirthe nicht vertraut, eben so wenig, ob er bald oder erst nach längerer Zeit zurückkehren werde. Letzteres war anzunehmen, da Baumfahl das Logis, das er nur interimistisch bezog, weil es gerade leer stand, aufgegeben hatte.

Felix Sonderling bedauerte diese übereilte Abreise des früheren Rentiers. Er würde ungesäumt an ihn geschrieben haben, hätte er seine Adresse ermitteln können; denn es freute ihn, daß Silbermann seine und seines Bruders Ansicht theilte, und der junge Gatte glaubte seine Ehe nicht besser einweihen zu können, als wenn er sie im Geiste seines Schwiegervaters mit einer uneigennützigen wohlthätigen Handlung antrat. Wie angelegentlich aber auch Felix sich nach dem Verschwundenen erkundigte, Niemand konnte ihm sagen, wo derselbe geblieben sei.

Vierzehntes Kapitel.

Die Freunde auf Reisen.

Wir überspringen eine Zeit von mehreren Monaten. Die Erde hat sich wieder mit dem jungfräulichen Gewande des Lenzes geschmückt, und mit der Rückkehr der Zugvögel nach Europa beginnen auch die Bewohner der nördlich gelegenen Länder ihre Wanderungen nach dem Süden.

Der Rhein war nie besuchter von Reisenden, unter denen die Engländer unbestritten die Mehrzahl bildeten. Jedes zu Berg fahrende Dampfschiff hatte deren eine große Menge an Bord, und es gab keinen romantisch gelegenen Ort an dem herrlichen Strome, wo nicht einige Touristen aus dem britischen Inselreiche ausstiegen, um zu bewundern, schweigend zu genießen und mit einem der nächsten Fahrzeuge ihre Reise wieder fortzusetzen.

Aber auch an Deutschen, welche die berühmten Ufer des schönsten Stromes ihres Vaterlandes besuchen und in der historischen Romantik seiner Burgen sich zurückversetzen wollten in vergangene Jahrhunderte, fehlte es nicht. Zu diesen Vergnügungsreisenden gesellten sich gastirende

Kunstjünger aus verschiedenen großen Städten des zerstückelten Deutschlands. Diese führte ein erhaltener Ruf nach dem katholischen Köln, Jene wollten im goldenen Mainz, noch andere im Banquierreichen Frankfurt Ruhm und Geld verdienen. Sie machten kein Hehl daraus und theilten einander ganz offen die Bedingungen mit, unter denen sie sich mit den betreffenden Bühnen-Directoren geeinigt hatten. Auch die Bäder gingen nicht ganz leer aus, besonders schien Wiesbaden für einige dramatische Künstler eine bedeutende Anziehungskraft zu haben.

Auf einem nicht allzu stark besetzten Dampfschiffe, das aus Rotterdam kam, war ein junges Paar der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Jeder bemühte sich, der von Anmuth und Jugendfrische strahlenden Frau Aufmerksamkeiten zu erweisen, während der Gemahl derselben immer einen Kreis von Männern um sich hatte, die sich lebhaft und heiter mit ihm unterhielten. Als das Schiff bei Köln anlegte, standen eine Menge Harrender oder Neugieriger an der Schiffsbrücke. Die mit so auffallender Aufmerksamkeit behandelten Reisenden wollten ein paar Tage in der altberühmten Stadt verweilen, empfahlen sich der übrigen Reisegesellschaft und betraten das Ufer. Plötzlich fühlte sich der junge Mann von hinten festgehalten, ein paar Hände legten sich über seine Augen und eine wohlbekannte Stimme rief lachend:

„Nun sag' halt, wer hinter Dir steht, alter Junge, wenn Du 'was mehr kannst als Brod essen und den Fiedelbogen auf Colophonium wichsen!"

Eine rasche Wendung befreite Friedrich Vollton — denn er war es — von der unbequemen Umarmung, eine zweite zeigte ihm Alfred's schalkhaft lachendes Gesicht.

„Grüß' Gott!" sprach der Virtuose. „Also noch immer der Alte! Wo kommst Du her?"

„Das möcht' ich Dich fragen," erwiederte in munterster Laune der dramatische Sänger. „Ich halte hier Station, obwohl die Stagione noch nicht angegangen ist, Du aber scheinst in der Welt herum zu vagabundiren, wie ein Charlatan oder Quacksalber, was man Dir freilich nicht verdenken kann, da Du in Deiner schöneren Hälfte eine jedenfalls überaus glückbringende Begleiterin hast."

Damit begrüßte er die anmuthig erröthende Clara in einer Weise, die eben so galant als drollig war.

„Wenn ich Dein Kauderwälsch recht verstehe, so gibst Du Gastrollen," sagte Friedrich. „Hoffentlich bist Du zufrieden."

„Vorzüglich, weil ich muß," versetzte in unverwüstlicher Laune Alfred, legte sans façon Clara's Arm in den seinigen, nahm einen derben Gassenjungen ächt Kölnischen Schlages mit heftigem Ruck den Reisesack seines

Freundes ab und nannte dem nebenstehenden Kofferträger das Hôtel, nach dem er die Reisenden geleiten sollte.

„Aber Du weißt ja gar nicht, ob ich da logiren will," sprach Friedrich.

„Gleichviel, ich logire da," versetzte Alfred. „Wo ich mich aber einquartiere, da ist gut leben, das weiß ich. Und wo ich zufrieden bin — nämlich mit Table d'hôte, Bett, Zimmer, Frühstück und Aufwartung — da verdirbst Du nicht. Also nur vorwärts! Deine Frau hat hier guten Ankergrund. Bei einer Flasche Liebfrauenmilch wollen wir unsere Herzen erleichtern."

Was war da zu machen! Friedrich mußte den lustigen Tollhäusler gewähren lassen, und Clara, die sonst nicht gerade allzu großen Gefallen fand an Scherz und Uebermuth, konnte dem wunderlichen Freunde unmöglich böse sein.

Im Hôtel angekommen, setzte Alfred sofort ein paar Kellner in Bewegung und benahm sich, als sei er selbst der Hausherr.

„Nummer 3 und 4 für diese Herrschaften! — nicht gemuckst, ich bitte —! Es ist möglich, ich weiß es! Heute Morgen sind beide Zimmer leer geworden. Und ich bringe hier Goldfische, ächte Goldfische, sag' ich! Also frisch vorwärts!"

Während der eine Kellner den Fremden voraneilte,

die langsam folgten, raunte Alfred einem zweiten leise andere Aufträge zu. Dann sprang er den Freunden nach.

„Zugreifen, sag' ich Dir, zugreifen ist die Hauptsache, besonders hier am Rhein. Es sind ein paar Zimmer, die ich für Euch erobere, magnifique eingerichtet, weshalb man sie gern durchreisenden Fürstlichkeiten oder Durchlauchten reservirt. Du bist auch ein Fürst, ein Fürst vom Fiedelbogen, und als solcher hast Du ein Recht, die allergrößten Ansprüche zu machen. Na, wie gefällt das, Madame Vollton — oder bist Du etwa schon Chevalier geworden? — Ist's nicht eine Aussicht, daß man wünschen möchte, sich Abends bei Mondschein in eine Loreley verwandeln zu können? — Gut denn, ich seh', Ihr seid leidlich zufrieden. Und nun nochmals grüß' Gott, willkommen am Rhein und alaaf Köln!"

Clara konnte es nicht verhindern, daß der quecksilberartige Mann ihr einen flüchtigen Kuß raubte.

„Thu' mir den Gefallen, Alfred," sagte Friedrich, „und sprich endlich einmal, wie ein vernünftiger Mensch! Die Bedienung muß ja wahrhaftig glauben, wir gehören einer Thierbändiger- oder Kunstreitergesellschaft an."

„Laß sie glauben, was sie will, wenn sie nur thut, was sie soll! Und das hat sie noch nicht vergessen, wie ich sehe; denn hier kommt, was das Herz erquickt und den Mund beredt macht."

Ein Kellner trat ein mit Wein und Gebäck, deckte behend einen Tisch und fragte, ehe er sich entfernte, ob die Herrschaften noch sonst etwas zu befehlen hätten.

„Vorläufig nicht, aber es ist nicht undenkbar, daß es späterhin geschieht," gab Alfred zur Antwort. Darauf schenkte er den funkelnden Wein in die gelblich grünen Römer, ergriff einen derselben und sagte:

„Die Kunst, die göttliche, und ihre Jünger, die sich durch sie Göttinnen dieser Welt erobern, soll leben, ein-, zwei-, dreimal „Hoch!"

Die Freunde stießen an, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Alfred hatte eine Menge Fragen an Friedrich zu stellen, welche dieser ausführlich beantwortete. So erfuhr er denn, daß sein Freund mit vielem Beifalle in Oldenburg, später in den größten Städten Hollands Concerte gegeben und im Haag sogar auf besonderes Verlangen am Hofe mit Auszeichnung gespielt habe. Jetzt war er im Begriff, in Deutschland sein Glück zu versuchen, und zwar wollte er zuvörderst in einigen der frequentirtesten Badeorte auftreten.

„Nun aber laß hören," fuhr er fort, „wie es Dir und den Freunden in Hamburg gegangen ist? Zu meinem Bedauern und, ich darf wohl auch sagen, zu meiner Verwunderung habe ich sehr wenig während des Winters von dort vernommen, was freilich zum Theil mit an mir selbst

lag, denn ich konnte nie mit Bestimmtheit angeben, wo ich weilen oder wohin ich mich wenden würde."

„Richtig," erwiederte Alfred, die Gläser auf's Neue füllend. „Wenn ein Mensch Deiner Begabung ein Bissel nachdenkt und nebenbei ehrlich sein will, da trifft er halt immer den Nagel auf den Kopf! Soll ich nun nach der Schnur erzählen oder wie's mir just zu Sinne ist? Beides ist möglich, angenehm und unterhaltend aber und zugleich weniger angreifend nur das Letztere."

„Machen Sie sich's ja bequem, Herr Drollig," bat Clara, mit ihrem Glase anklingend und die feinen Rosenlippen mit dem feurigen Weine benetzend. „Ich bin eine Freundin der Ungezwungenheit. Wenn Sie erzählen, wie es Ihnen um's Herz ist, so werde ich glauben, Sie phantasiren, und es wird mir recht wohl, recht „heimlich," wie man in Schlesien sagt, dabei werden."

„Frauenwunsch ist mir Befehl," sagte Alfred, stieß mit Friedrich an und begann.

„Vor Allem hab' ich Euch mitzutheilen, daß ich gewissermaßen die höchst angenehme, aber keineswegs einträgliche Rolle — denn sie kostet mich ein Heidentrinkgeld — eines gern gesehenen Hausfreundes bei Felix Sonderling spiele. Madame Recha Sonderling, geborene Silbermann, hat eine Art Leidenschaft für die Musik, seit Miß Lydia Sweet, ihre englisch parlirende Freundin

durch einige unzarte Bemerkungen über Ehe, Religion und Gesetz ihre Gunst etwas zu verscherzen das Unglück gehabt. Madame Felix Sonderling — wie meine freien Hansestädter allgemein zu sagen belieben — spielt mit einiger Gewandtheit Fortepiano und entwickelt unter meiner Anleitung interessante Anlagen zum Singen, obwohl ich durchaus nicht behaupten will, daß sie als Prima Donna jemals Glück machen würde. Diese meine erste und leider auch einzige Schülerin — ich bin nämlich zu liederlich oder nachlässig, um mir übertragene Stunden pünktlich einzuhalten, weil ich diabolisch gern Turtle-soup, Krebspastete, Nierenragout und dergleichen gute Dinge mehr esse, und in Folge dieser kostspieligen Eigenschaft von meinen Herren Collegen den höchst poetischen Namen „Kellerschnüffler" erhalten habe — besagte Schülerin also hat häufig Nachfrage nach Euch gehalten. Am Meisten schien es die christliche Jüdin zu interessiren, wie wohl das Befinden der Frau Friedrich Vollton sein möge, und werde ich es mir nicht nehmen lassen, schon mit nächster Post meine hochsinnige Gönnerin respectvollst davon in Kenntniß zu setzen."

„Sie sind überaus gütig, Herr Drollig," fiel ihm hier Clara in's Wort, „indeß bedaure ich, daß Sie meiner Beschützerin nichts Neues damit melden können. Ich erlaubte mir nämlich, sowohl aus dem Haag wie von Am-

sterdam aus der trefflichen Frau zu schreiben. Falls meine Briefe nicht etwa unterwegs verloren gegangen sind, habe ich Hoffnung, hier eine Antwort vorzufinden, und deshalb möcht' ich —"

„Doch wohl nicht eigenfüßig auf die Post gehen?" fiel Alfred ein. „Gebe ich nicht zu, und wenn Sie mir drohen sollten, mich durch Mißachtung zu tödten! Hier vom Rhein nach der Post ist's eine halbe Tagereise, und wenn Sie Bekanntschaft gemacht hätten mit dem Pflaster der guten Stadt Köln, so würden Sie sich eher entschließen, den Chimborasso zu besteigen, als eine Wallfahrt zu Fuße durch die hiesigen Straßen anzutreten. Zur Besorgung solcher Pflichtgänge hat man Hausknechte. Sie erlauben deshalb, daß ich einen dieser dienstbaren Geister um 2 Silbergroschen pro Weg damit beauftrage."

Ohne eine Antwort von Clara abzuwarten, zog Alfred die Glocke, ließ sich dann ihre Karte geben und instruirte den ungewöhnlich schnell erscheinenden Kellner.

„Du hast die Leute hier gut im Schuß," meinte Friedrich.

„Ist nicht mein Verdienst, Herzensjunge, sondern das der Kellner-Hochschule, die bekanntlich am Vater Rhein ihren Sitz hat."

„Wie geht es denn jetzt Baumfahl?" fragte der Virtuose. „Der Mann bleibt mir doch immer wichtig, ja

gewissermaßen eine Hauptperson, denn ohne ihn, was wäre ich!"

„Was wär' ich ohne Dich gewesen!" declamirte mit schwärmerischem Auge der dramatische Künstler, mäßigte sich aber gleich wieder, da er fühlte, daß er das begeisterte Lied des religiösen Sängers profanisirte.

„Ich bedaure, mein Freund, daß ich über diesen Mann nichts zu berichten habe," versetzte er. „Seit seiner Abreise hat ihn Niemand wieder gesehen, kein Mensch ein Wort von ihm gehört. Er ist gänzlich verschollen, und allgemein nimmt man an, er möge sich, gebrochen von dem Schicksal, das ihn getroffen hat, das Leben genommen haben."

Clara zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern.

„Hätte der Unglückliche die Menschen richtig zu beurtheilen gewußt," sagte sie, „so würde er jetzt wieder geachtet unter ihnen dastehen. Herr Silbermann wollte ihn ja so großmüthig unterstützen, und die Gebrüder Sonderling, um die Baumfahl es freilich nicht verdient hatte, waren ebenfalls erbötig, durch ihre Vermittelung den Mann zu halten und möglichst wieder aufzurichten."

„Das sind überhaupt ein paar ganz besondere oder sonderliche Menschen," versetzte Alfred. „Du weißt doch noch, Friedrich, daß Du unmittelbar nach Deiner Ankunft in Hamburg so heftig am Mitleidsfieber littest, und jedem

bettelnden Schreihalse die Hand versilbern wolltest? Das frierende Pärchen am Jungfernstiege, dessen Du Dich damals so gerührt annahmst, macht durch die Unterstützung der Gebrüder Sonderling möglicherweise noch Carrière. Dorthe hat sich ganz propre herausgeputzt und lernt jetzt bei Recha die schwere Kunst, als gewandte Zofe sich durch's Leben zu schlagen. Paul, ihr Bruder, ist ein hübscher Bengel, der ein großes Zahlentalent besitzt, weshalb ich fast vermuthe, der ältere Sonderling, der ihn mehr und mehr in's Herz schließt, wird ihn am Ende noch adoptiren. Das Wunderlichste von Allem aber ist, daß die beiden Geschwister ganz unvermuthet zu einem kleinen Vermögen gekommen sind."

„Wie kann das angehen?" sprach Friedrich.

„Das haben sie Baumfahl zu verdanken, Baumfahl's Freigebigkeit."

„Du scherzest!"

„Ganz und gar nicht! Baumfahl ist wirklich Veranlassung, daß die Kinder jetzt Geld besitzen! Es kam just nach Aufgang der Elbe die erste amerikanische Post zu Wasser an mit ziemlich viel Briefen und Contanten. Unter den Briefen befindet sich auch einer, welcher die wunderliche Adresse trägt „An Peter Rallisen's Frau, im Keller links, Abends nach zehn zu Hause." Ihr könnt denken, daß diese Adresse nicht lange ein Geheimniß des

Postbotens blieb. Rallisen war verschwunden. Die Polizei suchte lange nach ihm, denn er hatte Mancherlei bei ihr auf dem Kerbholze. In dem Briefe nun liegt eine vollkommen giltige Anweisung auf ein Banquierhaus, die jedem seiner Stiefkinder dreihundert Mark gibt. Bemerkt ist dabei, Baumfahl habe ihm (Peter Rallisen) dies Geld geschenkt, damit er ein ehrlicher Mann werden solle. Er sei bereits auf gutem Wege, habe ausreichenden Verdienst in Amerika gefunden, und brauche das Geld nicht mehr. Deshalb sende er es den Kindern seiner Frau, und wünsche Allen viel Glück und wohl zu leben."

„Hielt man denn diese Geschichte für wahr? fragte Friedrich.

„Gewiß! Peter Rallisen hatte Geld von Baumfahl erhalten, vielleicht auch erzwungen. Man munkelte mancherlei. Aber das sind Dinge, von denen man besser nicht spricht, weil sie sich nicht beweisen lassen."

„Wir wollen uns deshalb auch nicht den Kopf darüber zerbrechen," meinte Friedrich. „Laß uns jetzt, wo ein günstiger Stern uns wieder zusammenführt, lieber überlegen, wie wir es anfangen, um einige Zeit gemüthlich zusammen zu bleiben. Du willst in Wiesbaden gastiren, ich gehe nach Homburg vor der Höhe, wohin ich eingeladen bin. Beide Orte liegen nicht weit von einander entfernt, und wenn wir unsere Zeit gut benutzen, können

wir meiner Ansicht nach wöchentlich ein paar Tage entweder in Homburg oder in Wiesbaden ganz ungenirt verbringen. Es kommt nur auf Dich an, ob Du es vorziehst, uns zu besuchen, oder ob wir von der Höhe zu Dir in's Thal hinabsteigen sollen."

Alfred machte ein höchst verlegenes Gesicht.

„Meinst Du wirklich, daß dies nur auf mich ankomme?" sagte er zaudernd.

„Hoffentlich bist Du Herr Deines Willens."

„Nicht immer, denn — denn ich bin nicht allein."

„O das ist köstlich!" sprach Clara erheitert, denn Alfred's ganzes Aussehen verrieth, daß er ein Geheimniß habe und durch Friedrich's Aufforderung in Verlegenheit gesetzt werde. „Ich wette, Sie haben sich verlobt!"

„Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, ich gehöre noch zum Orden der Freien."

„Und doch hast Du keinen Willen?" lachte Friedrich. „Wie soll man das verstehen?"

„Ich reise in Begleitung."

„Ei so sprich mit dieser Begleitung oder noch besser, mache uns mit ihr bekannt. Man darf sich doch wohl gegenseitig kennen lernen?"

„Ist durchaus nicht nöthig, alldieweil Ihr Euch schon kennt."

Friedrich heftete einen forschenden Blick auf den

Freund, und die Art, wie dieser die so an ihn gestellte Augenfrage beantwortete, erheiterte den Virtuosen über die Maßen.

„Mein Weibchen hat es dennoch getroffen," sprach er munter. „Bist Du auch nicht verlobt, so bist Du doch verliebt, und was mehr sagen will und mich ganz ungemein amusirt, Du hast auch bereits genaue Bekanntschaft gemacht mit dem Scepter, welcher eigentlich nur einer guten bürgerlichen Hausfrau, nicht aber einer schwärmerischen Geliebten zukommt."

„Du hast ein Recht mich zu foppen; ich habe es wohl verdient."

„Darf man denn gratuliren?" fragte neugierig Clara.

„Wozu, meine Gnädige?"

„Nun zur baldigen Verlobung. Wenn man in Gesellschaft mit einer erklärten Geliebten reis't, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß man alsbald auch Verlobungskarten herumschickt."

„Sie sind wirklich ein Muster von einer Frau und, woran gar nicht zu zweifeln ist, ein Engel als Gattin," versetzte Alfred, wiederum in seinen launigen Ton verfallend. „Aber ich bitte, nicht zu vergessen, daß nur Wenige auserwählt sind! Die Nichtauserwählten, zu denen ich zu gehören verurtheilt bin, können sich nicht zu den reinen Aetherhöhen der Liebe erheben, in denen die

Rosenbänder der Verlobung von Engelhänden gewoben werden. Leute meines Charakters und meiner sündigen Menschennatur verheddern sich nur! Sie lieben, aber sie können in alle Ewigkeit nicht heirathen. Unsere aus dem Sündenfalle entstandene Liebe reicht nicht aus, um uns das Wesen, das es uns angethan hat, zierlich in Sammt und mit Goldschnitt verbrämt als Braut einbinden zu lassen, wir bringen's, wenn's sehr hoch kommt, nur bis zu einer zart gefalzten und sauber broschirten Geliebten in buntem Farbendruck."

„Begnügt sich denn Signora Carità mit einer so untergeordneten Stellung?" warf Friedrich ein, da er bemerkte, daß Clara die lustigen Aeußerungen des ausgelassenen Freundes mit einiger Mißbilligung vernahm.

„Welche Frage!" erwiederte Alfred. „Als hochfliegendes oder vielmehr hochspringendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft kann sie ein anderes Verhältniß weder wünschen noch ertragen. Was sich vom Standpunkte des Moralisten dagegen sagen läßt, weiß ich sehr genau, geändert aber wird durch alles Predigen und Lamentiren doch nichts. Uebrigens habe ich große, ja wahrhaft erhabene Beispiele für mich, und da ich das Geniale verehre, so werde ich vor dem Richterstuhle aller Geistreichen, zu denen doch ohne alle Frage auch der Weltenrichter gezählt werden muß, Gnade finden oder wenigstens einen

sehr milden Spruch zu erwarten haben. Griffe es nicht gar zu weit in die dunkeln Anfänge der Geschichte zurück, so könnte ich bei meinen unheiligen und heillosen Liebhabereien auf die drei Erzväter mich berufen. Ich will mich aber lieber an das mehr Beglaubigte halten, und da sind die heiligen jüdischen Könige, der fromme David und der weise Salomo, wie die Herren Theologen sagen, durchaus keine verächtlichen Vorgänger. Sie liebten mit Geschmack, und um sich einen guten Geschmack anzueignen, bedarf es langer Uebung und vieler Auswahl. Darum auch war der weise Salomo ein so wählerischer Geselle. Auch das aufgeklärtere Heidenthum trotz seiner Blindheit sah dies ein, wie das deliciöse Wort des römischen Dichters „variatio delectat" genügend beweist. Seid Ihr noch nicht zufrieden, so kann ich mit einer Menge anderer Beispiele meinem Thun Relief geben. Die Geschichte ist in dieser Beziehung nicht arm an wahrhaftigen Ueberlieferungen. Ich sehe aber schon, Deine Frau gibt mir Recht. Sie erklärt sich für befriedigt, und so denke ich denn mit dem vollen guten Bewußtsein und erheirathetem Recht eines wirklichen Ehemannes, ohne meine immer links abschweifende zärtliche Gebieterin zu beleidigen, die Zusage geben zu dürfen, daß wir — nämlich Signora Carità in meiner Begleitung — eine Woche zu Euch, und Ihr sittsamen Eheleute die andere Woche zu uns kommen

mögt. Signora Carità wird gewiß sehr glücklich sein, einen so warmen Verehrer ihrer sublimen Kunst von Angesicht zu Angesicht wieder zu sehen."

Die scherzhafte Art, mit welcher der dramatische Künstler sein Verhältniß zu der schönen Tänzerin zu rechtfertigen wußte, versöhnte die strenger urtheilende Clara. Auch war sie begierig, eine Frau, die allgemein für eine Schönheit galt und die schon so viele Männer berückt hatte, etwas näher kennen zu lernen. Sie war es deshalb zufrieden, daß der unterhaltende Alfred sich mit seiner verführerischen Begleiterin ihnen als Reisegefährten anschließe, und da ihr erstes Zusammentreffen mit Signora Carità Clara befriedigte, die Tänzerin es außerdem verstand, sich angenehm zu machen, so bot die Reise stromaufwärts Allen Genuß, und die Reisenden erreichten allseitig befriedigt Wiesbaden. Hier trennte sich Friedrich mit seiner Frau von den sorglosen Künstlern, eilte nach Homburg vor der Höhe, und entzückte die dortige Gesellschaft mit den Zaubertönen seines Geigenspiels. Das durch kurze Unterbrechungen immer an Unterhaltungsstoff neu gewinnende Zusammensein der Freunde, die ihr Abkommen gewissenhaft hielten, währte einen vollen Monat. Nach Verlauf dieser Zeit ging Friedrich nach Frankfurt, Alfred mit seiner Geliebten nach Mannheim. Als Rendezvous für den Juli wurde das fashion-

able Baden=Baden bezeichnet. Dort wollte man aber nicht „arbeiten", wie Alfred sich ausdrückte, sondern nur genießen und gleich den Vornehmen, die aus dem Nichtsthun Geschäft machen, auf großem Fuß leben.

Funfzehntes Kapitel.

Begegnung am Spieltisch.

Frankfurt hielt unsern Freund länger fest, als er wünschte. Das Glück war ihm hier noch günstiger, als an andern Orten. Er gab zwei ungewöhnlich stark besuchte Concerte, und als er seinen Verdienst überschlug, fand er, daß er eine nicht unbeträchtliche Summe für künftige vielleicht weniger einträgliche Zeiten zurücklegen konnte.

„Da ich wenig Talent besitze, mit Geld umzugehen," sagte er zu Clara, „wird es gut sein, ich schaffe es fort. Du könntest an Recha schreiben. Felix Sonderling versteht das Mehren jedenfalls viel besser als ich. Ich gebe es ihm in die Bank, auf sein Bankfolio. Auf solche

Weise komme ich doch noch zu Banco. Wer weiß, wo einmal ein Tag erscheint, der uns mit bösem Auge an blickt! Dann soll dies Banco, das redlich erworben ward, unser Retter sein."

Clara billigte den Vorschlag ihres Gatten. Sie schrieb an Recha, erzählte der fernen Freundin ihre jüngsten Erlebnisse, vergaß nicht, abermals nach dem verschollenen Baumfahl zu fragen, und pries schließlich das Glück ihrer Ehe.

„Bis zum Schluß der Saison," hieß es am Ende ihres Briefes, „gedenkt mein Herzensmann in Baden-Baden zu verweilen. Er freut sich schon jetzt auf diesen Aufenthalt, mehr noch auf die Partieen, die wir zusammen machen wollen. In dem romantischen Schwarzwalde soll ich die Wunder der Bergwelt kennen und begreifen lernen. Diese sollen mich vorbereiten auf die Heimath meines Friedrich, die wir zum Herbst besuchen. Wahrscheinlich bringen wir den ganzen Winter in Breslau zu. Vorher aber wird mich Friedrich seinen Aeltern vorstellen. Darnach sehnt sich mein Herz unendlich. Die alte Mutter meines guten Mannes muß eine Prachtmama sein. Sie sollten nur einen ihrer herzigen Briefe lesen! Da ist nichts gemacht, nichts unächt. Alles quillt und sprudelt aus einem von Liebe überströmenden glücklichen Mutterherzen, wie das kristallhelle Wasser aus den granitnen Brüsten ihrer

Berge. Wie es aber solcher glücklichen Mutter zu Muthe sein mag, sieht sie ihr einziges Kind geehrt und geliebt von der Welt, das kann man doch wohl erst dann ganz begreifen, wenn man selbst Mutter ist! Ob wohl Gott, der uns Beide doch so lieb gehabt hat, uns auch würdig erachten wird, dieses Glückes dereinst theilhaftig zu werden? . . . . Ihren hochverehrten Herrn Vater sende ich die respectvollsten Grüße! Fahren Sie ja fort, mir immer zu sagen, wie es Ihnen geht! Jeder Ihrer lieben Briefe führt mich zu Ihnen, und so oft dies geschieht, so viele Tage bringe ich still glücklich in meiner Vaterstadt zu, wo ich so schwer litt und doch so frohe Stunden verlebte! . . . Meines Vaters Grabhügel brauche ich Ihnen wohl nicht in's Gedächtniß zu rufen?"

Friedrich's Abreise nach Baden-Baden verzögerte sich bis in die erste Woche des August. Alfred war schon unruhig geworden und fürchtete, sein Freund werde am Ende gar nicht kommen. Die Freude, ihn dennoch wieder zu sehen, vermehrte noch seine heitere Laune.

„Wo ist Signora Carità?" fragte ihn Friedrich, da er Alfred immer allein traf und er der schönen Tänzerin auch mit keiner Sylbe gedachte.

„Ja, wo ist sie!" wiederholte der dramatische Sänger. „Sie schmollt, und um diese Krankheit, an welcher Frauen oder vielmehr Individuen, welche dem schönen Geschlecht

angehören, häufig leiden, alsbald wieder los zu werden, hat sie mich auf einige Zeit verlassen. Du glaubst nicht, wie köstlich, wie bindend dies ist! So eine plötzliche Trennung von dem Wesen, das man liebt, wenn unvermuthet das Liebesthermometer in Folge eingetretener Stürme fast bis auf Null sinkt, wirkt wahre Wunder! Die Luft klärt sich indeß wieder auf, die Sonne blinkt erst matt, dann hell strahlend durch das zerflatternde Gewölk, und ehe man sich's versieht, hält man sich wieder zärtlich im Arm. Ich sage Dir, Freund, es gehört einiges Geschick dazu, mit solch einem tanzenden „Weiberweschen", wie mein Schweizerischer Freund in Köln zu sagen pflegte, immer in Ruhe und Frieden zu leben. Ein gewöhnlicher Ehemann wie Du, der eine musterhafte Frau besitzt, kennt das nicht!"

„Und wenn die Signora Dich ganz verläßt?"

„Thut sie nicht, kann sie auch nicht!" sagte Alfred. „Sie findet keinen zweiten Liebhaber, wie mich. Wir sind ganz aparte für einander geschaffen. Haben wir uns tüchtig die Wahrheit gesagt, so tragen wir uns gegenseitig nichts nach. In jeder Hinsicht auf großem Weltfuß lebend, machen wir es genau, wie die großen politischen Mächte. Wir schließen immer Frieden auf ewige Zeiten und drücken ein paar Dutzend Küsse als Siegel unter jeden solchen Tractat, wenn aber ein paar Wochen vergangen

sind, brechen wir ihn wieder, ohne uns im Geringsten ein Gewissen daraus zu machen."

„Wird Dir denn in solcher Einsamkeit die Zeit nicht lang?"

„Keineswegs! Auch bin ich nicht einsam, wie man hier, wo die feinste Gesellschaft und die routinirteste Gaunerei sich zusammenfindet, überhaupt gar nicht vereinsamen kann. Suchst Du nicht, so wirst Du gesucht, und bist Du nicht aus Fischschleim und Fischblut zusammengesetzt, so mußt Du irgend einen solchem Sucher und Versucher folgen. Als Mann von Charakter und als singender Darsteller von Charakterrollen, wenn sie auf meine Kehle zugeschnitten sind, ziehe ich es vor, nicht erst auf Versucher zu warten, sondern mich ihnen lieber gleich anzuschließen. Wenn Dein strenges Weibchen es erlaubt, wollen wir selbander oder auch zu Dritt schon heute Abend die Stätte betreten, wo der Teufel im modernsten Stutzercostüme Seelen angelt und fängt."

„Erkläre Dich deutlicher."

„So unschuldig bist Du, daß Du die Sprache der Gleichnisse nicht einmal verstehst?"

„Dem Teufel stehen, wie Du ja selbst sagst, viele Masken zu Gebote."

„Hast Recht! Also kurz und klar: wir wollen die Spielbank besuchen."

„Aber nur als Zuschauer!“

„Wie Du willst! Es ist amusant und belehrend, dem Spiele, wie man es hier treibt, zuzusehen. Es ist Methode darin.“

„Ich glaube es. Dürfen Damen auch in diesem glänzenden Vorhofe zur Hölle erscheinen?“

„Man ihnen alle Freundlichkeit erweis't,“ sagte Alfred mit mephistophelischem Lächeln.

Friedrich sagte zu, und die Freunde fanden sich, von Clara begleitet, rechtzeitig in den Räumen ein, wo die eleganteste Gesellschaft im Spiel ihr Glück versuchte.

Der Virtuose hatte eben so wenig wie Clara jemals ein Roulette gesehen, der weltgewandtere Alfred, von dem Grundsatze ausgehend, daß man, um Erfahrungen einzusammeln, Alles versuchen müsse, und daher gelegentlich auch mit der Sünde, wenn sie nur anmuthig auftrete, ein klein wenig schön thun dürfe, war ziemlich vertraut mit den Gesetzen dieses Hazardspieles. Er erklärte den Neulingen die Bedeutung der Zahlenreihen, und die Art und Weise, wie man setzen müsse und den Einsatz durch Stehenlassen des Gewinnstes im glücklichsten Falle verhundertfachen könne. Friedrich begriff leicht und mußte zugeben, daß diese eigenthümliche Einrichtung etwas merkwürdig Verführerisches habe.

„In der That,“ sagte er, „wenn Beelzebub auf Fang

ausgeht, so hat er an dieser grünen Tafel ein Terrain, wo es ihm an Opfern nicht fehlen kann. Hast Du schon einmal die lockend umhüllte Kralle berührt?"

„Die Wahrheit zu sagen, ja!"

„Mit oder ohne Glück?"

„Man hat im Anfange immer Glück. Hier heißt es nicht: aller Anfang ist schwer, sondern: des Lasters Weg ist anfangs breit, später pflegt er schnell abschüssig zu werden, und eh' man sich's versieht, geht es kopfheister in den gräulichen Schlund hinab, auf dessen Grunde die Teufel lachen und tanzen! Sieh dort den vornehmen alten Herrn mit dem Ordensbande im Knopfloche! Vorgestern war ich Zeuge, wie er zwanzigtausend Gulden gewann. Heute hat sich der Wind gedreht. Er verliert fortwährend, und ich wette, wenn er nicht aufhört, so geht er ärmer als der geringste Tagelöhner nach Mitternacht von dannen. In solchen Fällen kommt es wohl vor, daß plötzlich ein Schuß in der Nähe fällt, und erkundigt man sich am nächsten Morgen, was es gegeben habe, so heißt es: das Spiel hat gestern ein Opfer gefordert. N. N. verlor sein ganzes Vermögen und noch etwas darüber. Man fand ihn mit zerschmettertem Hirnschädel dort im Gebüsche."

Clara achtete nicht mehr auf das Gespräch der Männer, ihre Augen hafteten an dem Gold, das von den Croupiers

bald eingezogen, bald in Masse an glückliche Spieler ausgezahlt wurde. Der ältliche Herr verlor ununterbrochen, aber er verzog keine Miene. Immer von Neuem setzte er Rollen Goldes auf eine der Zahlenreihen, und zog der Croupier diese ein, verfärbte sich nur das Gesicht des leidenschaftlichen Spielers ein wenig.

Die Gesellschaft am Roulette wechselte oft. Glücklich Spielende, die sich zu mäßigen verstanden, verließen den gefährlichen Ort, wenn sie eine gewisse Summe gewonnen hatten. Immer aber ward ein frei gewordener Platz sogleich wieder von Nachdrängenden eingenommen. Gesprochen ward nicht, nur geflüstert. Bisweilen seufzte wohl auch ein Verlierender, oder man vernahm ängstliches Athmen, banges Stöhnen. Auf solche Zeichen wachsender Angst achtete indeß von den Spielenden Keiner. Die Augen dieser gleichsam Bezauberten hingen nur an dem kreisenden Rade, an der umrollenden Kugel, und der monotone Ruf des Bankhalters nach dem jedesmaligen Fall der Glückskugel machte die Einen zusammenzucken, die Andern leichter aufathmen.

Der unglücklich spielende Herr mit dem Ordensbande verlor noch einmal eine beträchtliche Summe und verließ dann schwankend die unselige grüne Tafel. Er warf sich im Hintergrunde auf einen Stuhl, senkte den Kopf auf die Brust und blieb so lange Zeit regungslos sitzen. An

seine Stelle trat jetzt ein Anderer, der auffallend plebejische Gewohnheiten hatte. Er war schlecht gekleidet, trug keine feine Wäsche und vermied es, frei um sich zu blicken. Mit niedergeschlagenen Augen, die indeß die Tafel mit den Glücksnummern und die Drehscheibe sehr scharf überwachten, saß er da, seine ungetheilte Aufmerksamkeit nur dem Spiele zuwendend. Sein fast haarloser Kopf machte den Eindruck eines Todtenschädels. Die farblose Haut auf dem entsetzlich hagern Gesicht dieses Spielers machte ihn selbst den Mitspielern unheimlich.

Dieser Mann kannte offenbar Niemand, wie auch er Jedem fremd zu sein schien. Am Spieltische aber mußte er zu Hause sein. Er setzte mit großer Seelenruhe und pointirte hoch. Gewinn und Verlust wechselten bei ihm, ohne daß er sich dadurch stören ließ. Ein paar Mal strich er sogar bedeutende Summen ein. Dies schien ihn zu ermuthigen. Er wagte mehr, er setzte zuversichtlicher und hielt namentlich Roth immer mit einer hohen Summe. Drei-, viermal hinter einander gewann Roth. Ein Haufen Gold sammelte sich an um den Einsatz des kühnen Spielers, dessen niedergeschlagenen Augen nur ab und zu einen funkelnden Strahl auf den Bankhalter warfen. Das Rad drehte sich zum fünften Male — Roth hatte verloren! — Der Mann mit dem kahlen Schädel zuckte zusammen, und zum ersten Male schlug er die Augen

groß auf und blickte rasch um sich, als wolle er fragen, was die Mitspielenden zu seinem Verluste wohl meinten. Gleichzeitig warf er wiederum eine Hand voll Gold auf das verrätherische Roth.

Friedrich fühlte einen Druck seines Armes und Clara sagte flüsternd:

„Kennst Du den Mann? Hast Du seine Augen gesehen?"

„Es ist mir, als müßte ich ihm irgendwo schon begegnet sein."

„Betrachte ihn genau — bemerke seine Augenbrauen! Sie sind jetzt freilich grau, aber er ist es — er muß es sein!"

„Heiliger Gott, Baumfahl!" flüsterte Alfred, die Hand des Freundes erfassend. „Er lebt — er will durch Spiel sein verlorenes Banco wieder gewinnen!"

„Still!" sagte Friedrich. „Stört ihn nicht! Ziehen wir uns zurück, damit er uns nicht ebenfalls erkennt. Wer kann wissen, ob wir dem Bedauernswerthen nicht zur rechten Zeit begegnen. Seine Ruhe scheint erkünstelt zu sein. Er wagt Alles, um Alles zu erringen. — Verfolgt ihn das Unglück, dann wird er dem Herrn mit dem Ordensbande früh genug folgen."

Clara hatte sich nicht getäuscht. Es war Baumfahl, der banquerott gewordene reiche Mann, der jetzt mit

schmutziger Wäsche und in grobem Rocke dort drüben an der Tafel saß, und die hagern krummen Finger zitternd nach den rollenden Goldstücken ausstreckte, die in immer größerer Menge den Tisch bedeckten. Aber selten nur warf das launenhafte Glück ihm einige zu. Er verlor fast immer, und je leidenschaftlicher er spielte, je öfter er mit den Zahlen wechselte, desto treuloser ward ihm das Glück. Endlich stand er auf, legte eine Banknote auf den Tisch und hielt sie fest mit dem Zeigefinger. Die Freunde standen in geringer Entfernung hinter ihm. Friedrich hörte, daß Baumfahl murmelnd das Wort „Banco" aussprach.

Er verlor. Das altgewohnte „Ha, ha!" entglitt seinen Lippen, es war aber nicht der alte sorglose Ton, sondern klang wie ein wimmernder Ruf der Verzweiflung. Dann knöpfte er seinen grobtuchenen schlotternden Rock bis an den Hals zu, drückte den abgegriffenen Hut tief in die Stirn und verließ den Unglückstisch.

„Mich dünkt, jetzt ist es Zeit, uns dem Manne zu erkennen zu geben," sagte Friedrich.

„Was willst Du beginnen?" fragte Alfred.

„Ihm helfen, wenn ich kann — Du siehst ja, daß er unglücklich, vielleicht gar verloren ist!"

„Wie willst Du ihm helfen?"

„Das weiß ich noch nicht, aber es wird Mittel und

Wege geben, die wir bei einigem Nachdenken ausfindig machen. Laß uns nicht zögern! Er eilt — sein böser Dämon winkt ihm! Ich muß den Unglücklichen sprechen!"

Da Alfred zögerte, riß er sich von ihm los. „Beschütze mein Weib," fuhr er fort, „und folge mir! Es ist nöthig, daß ich Baumfahl allein spreche."

Am Eingange des Spielsaales nahm Friedrich mit einem Händedruck Abschied von Clara. Baumfahl hatte schon einen Vorsprung gewonnen. Er wandte sich dem Thale zu, in seiner Rechten funkelte etwas Glänzendes, das er den Blicken der Promenirenden zu verbergen suchte. In der Eile des Verfolgens strauchelte Friedrich, und Baumfahl gewann einen kleinen Vorsprung. Unser Freund raffte sich jedoch schnell wieder auf und setzte nun dem Unglücklichen sprungweise nach. Die eiligen Schritte des hinter ihm Laufenden hörte Baumfahl, und einen flüchtigen Blick rückwärts werfend, spannte er den Hahn des Pistols mit zitternder Hand.

„Baumfahl!" rief jetzt Friedrich, der das Knacken der Feder hörte. „Ein Freund will Sie sprechen!"

Das alte Lachen antwortete dem Rufe, dann zuckte ein Blitz auf und ein Schuß fiel. Ueber Friedrich's Haupt pfiff schwirrend eine Kugel in's Leere.

Baumfahl lag am Boden. Die Kugel hatte nur die Schädelhaut gestreift. Er blutete wenig. Aufregung und

Furcht vor dem letzten schrecklichen Augenblicke hatten ihn zu Boden geworfen.

Friedrich kniete vor ihm nieder. Er richtete ihn auf, sprach ihm liebevoll zu, nannte seinen Namen und suchte ihn zu beruhigen.

„Vertrauen Sie mir, Herr Baumfahl," sagte der gutherzige Virtuose, „ich will Ihr Bestes, und wenn Sie meine Hand nicht von sich stoßen und mich hören wollen, so ist Ihnen geholfen! Noch haben Sie Freunde. Man hat Sie lange schon gesucht, aber Sie verbargen sich ja, daß Niemand Sie auffinden konnte!"

Inzwischen war Alfred mit Clara herangekommen. Ein Strahl des Mondes, der am wolkenlosen Himmel glänzte und die Bergformen des Schwarzwaldes scharf gegen den lichteren Grund des Himmels abzeichnete, fiel auf Clara's sanfte Züge.

„Landenberg's Geist!" murmelte Baumfahl, mit der Hand seine Augen bedeckend. „Er verfolgt mich immer — er läßt mir keine Ruhe, bis er mich in's Grab gestürzt hat. . . . Auch drinnen — am grünen Tische berührte er mit seinem gespenstischen Finger das Gold und entfremdete mir dadurch das Glück! . . . Lassen Sie mich! Ich bin des Lebens überdrüßig, ich will sterben!"

Er tastete nach der Waffe, die ihm entglitten war. Sie ruhte bereits in Alfred's Händen.

„Kein Geist verfolgt Sie, nur theilnehmende Menschen wollen Sie zurückhalten von einer nie wieder zu sühnenden Freventhat," sprach Friedrich, mit Alfred's Hilfe den Erschütterten aufhebend. „Clara Landenberg ist mein Weib. Sie flucht Ihnen nicht, denn sie ist mild und hat Ihnen längst vergeben! . . . Da naht sie Ihnen liebevoll und streckt Ihnen versöhnend die Hand entgegen."

„Das thue ich, und zwar von Herzen," sprach Clara, die kalte, noch zitternde Hand des Unglücklichen erfassend.

Baumfahl entzog sie ihr nicht. Sein Blick streifte scheu das fromme Auge der schönen jungen Frau. Ein Gefühl der Rührung und Schaam bewegte sein milden und sanften Empfindungen wenig zugängliches Herz.

„Ich bin aber ein Bettler," sagte er fröstelnd, „und von Wohlthaten, die ich nicht verdient habe, kann und will ich nicht leben!"

„Beruhigen Sie sich darüber, Herr Baumfahl," erwiederte Friedrich. „Man wird Ihrem Gefühl nie und nimmer zu nahe treten, noch weniger wird es Jemand einfallen, Sie demüthigen zu wollen. Sie sind kein Bettler, Sie waren es nie! Nur Ihre plötzliche Abreise war Schuld, daß Sie nicht unmittelbar nach Regelung Ihrer Angelegenheiten wieder in eine geachtete Stellung eintraten. . . . Ich will Ihnen das näher auseinander setzen, wenn Sie uns begleiten wollen."

Baumfahl widerstand nicht länger. Er schien keinen eigenen Willen mehr zu haben. Am Arme Alfred's, der sich jetzt dem ehemaligen Rentier selbst vorstellte, folgte er dem voran schreitenden jungen Paare.

In Friedrich's Wohnung gewann Baumfahl unter Clara's liebevoller Behandlung alsbald seine Fassung wieder. Die Eröffnungen des Virtuosen, welche durch Alfred bestätigt wurden, erfüllten ihn mit neuer Hoffnung, und jetzt erst fand er wirklich tief empfundene Worte des Dankes.

Die Unterredung der Freunde mit dem Geretteten und der Welt Wiedergegebenen dauerte bis tief in die Nacht hinein. Baumfahl verließ die theilnehmenden Menschen, deren moralischen Werth er so wenig gekannt hatte, in ganz veränderter Stimmung, und die Freunde durften den Mann sich jetzt selbst überlassen, ohne fürchten zu müssen, daß er ein zweites Mal die Hand gegen sich selbst erheben werde.

„Ich füge mich Ihrem Wunsche," sagte Baumfahl, sich auf einige Stunden von den Freunden verabschiedend. „Sobald Sie die Reise antreten wollen, bin ich bereit, Sie zu begleiten."

Sechszehntes Kapitel.

In der Heimath.

Ein milder Augustabend lag über der frielich-stillen Landschaft. Auf den Bergwiesen riefen Hirten und Hirtinnen das weidende Vieh durch gesangartiges „Hureih, Hureih!“ zusammen, um es für die Nacht in die Stallungen zu treiben. Hochbepackte Getreidewagen schwankten auf staubigen Feldwegen den Gehöften zu, und von der Sonne gebräunte Schnitter und Schnitterinnen folgten in langen Reihen. Aus den Thälern, an deren Geländen die Bauernhöfe malerisch zerstreut zwischen Gärten und eingehegten Ländereien lagen, vernahm man das schrille Klirren des Dengelhammers, den mehr als ein Schnitter handhabte, um die Sense, die am nächsten Morgen wieder gebraucht werden sollte, vor Feierabend neu zu schärfen.

Auf dem Marktplatze der kleinen Landstadt, die von goldenem Sonnenrauch umglüht zwischen Fruchtgärten lag, spielten Kinder, während die Zahl der Mädchen am Röhrbrunnen immer größer ward, und die Zungen Aller

bald durch lebhaftes Gespräch und wichtige Erzählungen in muntere Bewegung gesetzt wurden.

Unfern der Kirche, von grünem Hag umgeben, lag ein kleines sauberes Häuschen. Spaliere waren an den Wänden angebracht, an denen sich hier Weinreben emporrankten, dort unter der Scheere gehaltene Birnbäume ihre fruchttragenden Zweige ausstreckten. Der zum Hause führende Weg war mit schönem gelbrothen Sande bestreut. Die Hausthür stand offen, und eine grau gestreifte Tigerkatze saß auf der Schwelle und putzte sich im abendlichen Sonnenstrahl.

Jetzt zitterte ein schmelzender Ton, der von weichstem Piano zum stärksten Fortissimo anschwoll, aus dem Innern des Häuschens, und die Melodie des Chorales „Nun danket Alle Gott" ward von der Hand eines Meisters auf der Glasharmonika gespielt.

Es war ein alter Mann mit Silberlocken, der nach alter Gewohnheit zum Feierabend sich an das ihm lieb gewordene Instrument setzte, um ein Dank- oder Betlied darauf zu spielen. Jetzt schloß er die Harmonika, weil das Abendgeläut auf dem nahen Kirchthume zu Ende war und eine Anzahl Schläge an die große Glocke die Gemeinde zum Beten aufforderte.

„Weißt Du, Mutter," sprach der Greis, sein Käppchen von schwarzem Sammet wieder auf sein Silberhaar

drückend, „je näher die Stunde ihrer Ankunft rückt, desto banger oder wunderlicher wird mir! Mir ist Alles fremd, was draußen liegt, und wenn ich jetzt gezwungen würde, in die Welt zu gehen, ich glaube beinahe, mir würde himmelseelenangst und ich wäre so unbeholfen wie ein Kind! Das macht, die Zeiten haben sich geändert. Denke 'mal, Mutter, wie lange Jahre ist's her, da kamen die Eilposten auf. — Was haben wir uns dazumal geängstigt um Vetter Brindowsky! Du bliebst dabei, er müsse sich unterwegs die Schwindsucht holen, weil's so erschrecklich geschwind ging, und man sich gar nicht ordentlich ausruhen könne. Und nun haben sie gar Eisenbahnen, und die entsetzlich schnaufenden Dampfwagen machen in Zeit von einer Viertelstunde bequem ihre zwei Postmeilen! — Dein Vater, der Stadtbader, hatte wohl Recht, als er sich den Tod wünschte. Die Welt läuft itzund zu geschwind, man kann nicht mehr Schritt mit ihr halten, und da ist Abfahren und zur Ruhe gehen immer das Beste."

Die Frau Organistin Vollton hörte nur mit halbem Ohr auf die Rede ihres Mannes. Sie studirte schon zum sechsten oder siebenten Male einen Brief durch, der vor einigen Tagen angekommen war.

„Drei Viertel auf sieben!" sagte sie, eine Bemerkung auf ihres Mannes Auslassungen umgehend. „Gegen sieben Uhr oder etwas später wollen sie da sein, schreibt

Friedrich. Wort hielt er immer, auch dann, wenn Schelte seiner warteten. Wenn also kein Rad abgelaufen oder eine Axe gebrochen ist oder wenn sie auf unsern Prachtwegen nicht umgeworfen haben, müssen sie bald hier sein."

Der Organist stand auf und trat an's Fenster. Die Katze sprang auf einen daneben stehenden Schemel, machte einen krummen Rücken und strich sich schnurrend am Arm des Hausherrn.

„Wenn sie nur nicht gar zu vornehm wäre!" sagte er, bedenklich die am blank gescheuerten kupfernen Ofentopf sich anlehnende Frau anblickend. „Sie ist von weit her, und alles Fremde ist auch etwas aparte!"

„Das laß halt gut sein, Vater," erwiederte die resolute Frau. „Ich bin meines Herrn Sohnes Mutter, und wäre seine Frau eine Prinzessin, meinetwegen von England her oder aus Spanien, den Respect als Schwiegermutter werde ich mir niemals vergeben! Du weißt —"

„Ich weiß, daß man Dir niemals ein X für ein U machen kann, also glaube ich Dir," erwiederte der Organist. „Und was noch mehr ist, ich muß Dir sogar Recht geben, welches zwar meistentheils, doch nicht immer in unserer vierunddreißigjährigen Ehe geschehen ist."

„Und wobei Du Dich hoffentlich sehr wohl befunden hast."

„So wohl, daß ich ein besseres Loos und eine angenehmere Last zu tragen mir niemals gewünscht habe!“

Ganz aus der Ferne ließ sich jetzt das Geschmetter eines Posthornes hören. Als der Schall sich näherte, schüttelte der Organist den Kopf und hielt sich die Ohren zu.

„Es ist doch ganz abscheulich,“ sprach er, „daß auch jeder Bauerlümmel heutigen Tages musikalisch sein will! Da schnitzen sie Pfeifen, die Kerls, so lange sie barfuß laufen und um Gottes Willen in die Schule gehen. Und wenn sie mit Ach und Krach confirmirt worden sind, und ein Pferd anzuschirren nothdürftig gelernt haben, wollen sie Postillone werden, blos der Uniform, des glänzenden Hutes und der Schnur wegen, an der über der linken Hüfte das Posthorn hängt. Auf einem Sattelpferde hängen wie ein Sack voll Rührlöffel ist aber leichter, als das Posthorn blasen, und doch vermeint jeder Narr mit gesunder Lunge das Ding machen zu können! — Nun muß noch zum Unglück der Holtei sich hinsetzen, und solch einem verwetterten Operncomponisten ein Lied vorpfeifen, wie sie dem verteufelten Landsmanne zu Dutzenden im Kopfe herumsummen, damit nur ja solch unmusikalischer Postillon es auf seinem Horn gleich nachdutet.“

„Schier dreißig Jahre bist Du alt — hast manchen Sturm erlebt — Halt, Landsmann — das klappt und

klingt nicht, das macht höchstens die Mäuse rebellisch. — O Gott, Mutter! So schließ doch die Fenster! Der gräßliche Kerl fängt, weiß Gott, auch den zweiten Vers zu duten an, und noch dazu ganz in der Nähe!"

Die Frau Organistin schloß aber das Fenster nicht, sie beugte sich vielmehr mit dem halben Oberkörper vor, um nach der Ecke blicken zu können, von woher der Schall des Hornes kam, und wo sich jetzt auch das Gepolter eines Wagens hören ließ, dem das wahrhaft fürchterliche Straßenpflaster des Städtchens übel genug mitspielte.

Der Klang des Posthorns zu so ungewohnter Stunde verkündigte die Ankunft einer Extrapost und verursachte keine geringe Aufregung unter der Bevölkerung. Es dauerte auch nicht lange, so erschien eine Chaise sehr altväterischer Bauart, von deren Bock der Postillon jetzt zum dritten Male das berühmte Holtei'sche „Mantellied" höchst unrein anstimmte.

Vor des Organisten Wohnung hielt die bestäubte Kutsche. Am Schlage lehnte ein freundliches Gesicht, das jetzt zu nicken begann, als es die Haube der Frau Organistin erblickte.

„Sie sind's, Vater, sie sind's!" rief die alte Frau, und Thränen der Rührung traten in ihre Augen. „Gib mir den Arm, Vater, mir zittern die Knie! . . . Sagt'

ich's doch, daß er Wort halten würde, unser Friedrich! Er war ja immer so! Er hat nie eine Fliege betrübt! — Und da rappelt sich auch schon das Weibel heraus aus der alten Karrete! . . . Mein Gott, wo hab' ich denn meine Pantoffeln — die rothsaffianenen, Vater! Dort unter'm Kanapee stehen sie ja! — Na, 's thut wohl nichts, daß ich mir am Fenster die Haube verschoben habe! . . . Komm, Alterchen, komm, daß sie nicht bange werden und daß sie merken, wie lieb uns ihr Kommen ist!"

An der Thür schon flog Friedrich den alten Aeltern entgegen.

„Grüß' Gott, Ihr Lieben!" rief er, Beide flüchtig aber herzlich umarmend.

„Da bin ich, wie ich Euch schrieb, und hier hab' ich mein liebes Weib mitbracht, das Ihr als gute Tochter freundlich bei Euch aufnehmen wollt!"

Es bedurfte keiner weiteren Empfehlung. Mutter Vollton schloß Clara so herzlich in ihre Arme, als hielte sie ihre eigene Tochter umschlungen, und der Organist sagte als Zeichen seines Beifalls nur:

„Sie tritt auf, wie ich sie mir 'gedacht habe. Gott segne Euch, und habt Dank, daß Ihr mir auf meine alten Tage noch solche Freude bereitet."

„Ich bringe aber Gesellschaft mit, Vater," sprach Friedrich, „und wie Ihr's immer anfangen mögt, für die

nächste Nacht müßt Ihr meinen Reisegefährten Herberge unter Euerm Dache geben!"

Alfred Drollig trat in seiner lebhaften Weise auf den Organisten zu und schüttelte ihm die Hand.

„Sie kennen mich doch, Herr Vollton?" sprach er. „Dort an dem braun angestrichenen Klavier, unten mit der großen Trommel, haben Sie mich verdientermaßen oft bei den Haaren gezupft, wenn ich statt Fis leichtfertig F griff. Ein Bissel anders bin ich nun freilich wohl geworden in den letzten sechs Jahren, aber der alte lustige Thunichtgut steckt doch immer noch in mir."

Vater Vollton gerieth in einige Verlegenheit dem ehemaligen Schüler gegenüber. Als halbwachsenen Jüngling hatte er Alfred in die Welt gehen sehen, und nun stand ein stattlicher Mann, ja sogar ein vornehmer Herr vor ihm, der sich keines geringen Rufes als Bühnenkünstler erfreute. Er ging jedoch heiter auf den Ton des muntern Mannes ein, hieß ihn ebenfalls willkommen und meinte, er könne ihn künftigen Sonntag in der Kirche vertreten. Das sei der beste Weg, ihm zu zeigen, wie weit er es gebracht habe.

„Endlich, werther Herr, bittet ein Kranker, der in der Welt umherirrt, um an Geist und Körper wieder zu gesunden, um Aufnahme," sprach ein bisher im Hintergrunde gebliebener Mann, der etwas Abschreckendes hatte, denn

er sah aus, als habe er wochenlang im Grabe gelegen. Wir wissen, daß es Baumfahl ist.

Friedrich nahm den Vater bei Seite, um ihn einige Augenblicke allein zu sprechen. Was er ihm bezüglich dieses unerwarteten Gastes mittheilte, beruhigte den Organisten. Baumfahl fand, gleich den Uebrigen, zuvorkommend Aufnahme.

Mutter Vollton hatte nun alle Hände voll zu thun, die Arbeit sollte ihr aber gar sehr erleichtert werden. Clara warf ihre Reisekleider ab, band sich eine Schürze vor und drängte sich zur Mutter ihres geliebten Friedrich in die Küche.

„Ich bin es von Jugend auf nicht anders gewöhnt gewesen, bestes Mütterchen," sprach sie mit dankerfülltem Herzen. „Daß ich es so gut haben sollte in der Welt, wie jetzt, das ist mir nicht in der Wiege gesungen worden. Also lassen Sie mich gewähren, liebe Mutter! Ich will heute Abend von Ihnen Forellen sieden lernen."

Clara lernte es, und die köstlichen Bergfische mundeten Allen vortrefflich. Die Unterhaltung bei Tische ward immer belebter, immer gemüthlicher. Selbst Baumfahl, der seit seiner Rettung durch Friedrich sehr in sich gekehrt blieb und eine völlige Umwandlung seines innern Menschen erlitten zu haben schien, wurde nach und nach gesprächig und zeigte wieder eine lächelnde Miene.

„Ihr habt doch Herrn von Meldorf mein Schreiben sogleich zugeschickt?“ fragte jetzt Friedrich. „Er hat billig die gerechtesten Ansprüche auf unsern ersten Besuch. Seinen herzigen Gratulations- und Schenkungsbrief konnte ich damals vor Aufregung nur sehr unvollkommen beantworten. Was die Feder in jenen glückbewegten Stunden nur andeutungsweise ihm sagte, das soll ihm jetzt das offen gesprochene Wort kund thun. Morgen schon brechen wir nach seinem Rittergute auf.“

„Ich kann Euch nicht halten,“ versetzte der Organist, „denn was Du bist, das hast Du größtentheils doch nur diesem großmüthigen Manne und enthusiastischen Verehrer der Kunst zu verdanken. Ohne seine uneigennützige Unterstützung wärst Du schwerlich der großen Welt bekannt geworden. Auch eine so liebe Schwiegertochter hätte ich dann nicht umarmen können.“

Hans von Meldorf aber kam unsern Freunden noch zuvor. Ihm ließ es keine Ruhe mehr auf seinem Gute, als er die Ankunft seines Lieblings erfuhr. Was er früher im Scherz versprochen hatte, das machte er jetzt zur Wahrheit. Mit vier schönen Falben bespannte er seine nicht allzu moderne Kutsche, zog sein bestes Kleid — er selbst nannte es Bratenrock, weil es gewöhnlich nur bei großen Festlichkeiten getragen ward, wo es natürlich auch Braten zu essen gab — an, und fuhr auf den kürzesten, nicht

aber auf guten Wegen nach Klein-Glogau. Die Organistenfamilie mit ihren Gästen saß noch beim Morgenkaffee, da rasselte das Viergespann über den Marktplatz und hielt vor Vater Vollton's bescheidenem Häuschen.

„Beim Himmel, er ist's in eigener Person!" rief Friedrich erfreut. „Er hat sein Wort wahrhaftig wahr gemacht und holt mich mit vier Pferden ein!"

Hans von Meldorf lief seinem Schützlinge so fröhlich entgegen, wie ein Bräutigam der Braut. Er herzte und küßte ihn, dann nahm er die lächelnde Clara beim Kopfe und machte es eben so mit ihr.

„Das also ist Deine Auserkorene?" sagte er. „Gib mir noch einen Schmatz, Fritze, Du bist ein Blitzkerl! Schade, daß ich nicht jung bin, diesem netten Weibel zu Liebe machte ich Dich eifersüchtig. Jetzt hat's halt keine Gefahr mehr. Ich bin ein alter Knacks, zwar noch leidlich rüstig für meine Jahre, die Mädel aber und die jungen Weiber wollen von Hans von Meldorf doch nichts mehr wissen! Drum hab' ich mich den Musen ergeben, und da die Musen ohne Göttertrank leicht schläfrig werden, so schmollire ich zuweilen auch mit Bacchus. Die Weiber kann ich nicht mehr so lieben, wie ich will, Gesang und Wein aber dulden noch immer meine Zärtlichkeit. Drum wollen wir auf gut Schlesisch fröhlich sein und die Gaben des Herrn nach Kräften, aber mäßig genießen. Und nun

packt zusammen Alle mit einander! Die ersten vier Wochen gehört Ihr mir, dann sollt Ihr wieder Eure eigenen Herren sein!"

Baumfahl weigerte sich anfangs, die auch an ihm ergangene Einladung des Gutsbesitzers anzunehmen. Dieser aber ließ sich auf alle Protestationen nicht ein.

„Ich will's," sagte er sehr entschieden, „also keine Flausen gemacht! Ohnehin habe ich mit Ihnen noch im Vertrauen zu sprechen. Da Geschäfte Ihre Zeit vorläufig nicht sehr in Anspruch nehmen werden, können Sie mir ruhig Gehör schenken. Auf die Börse gehen wir hier zu Lande nicht. — Und Sie, Herr Drollig, Sie dürfen sich vollends nicht bitten lassen! Ich trommele an Kunstpfeiffern zusammen, was ich kann; erhalte ich abschlägliche Antwort, so fassen wir uns in Geduld. Ein kleines Quartett kriegen wir doch zusammen. Violoncell oder Bratsche spielen Sie gewiß."

„Wenn es sein muß, Herr von Meldorf, so blase ich sogar die Baßposaune oder übernehme Pauken und Triangel," erwiederte Alfred, „nur müssen Sie nicht fragen, wie ich es thue! Für einen Virtuosen mich auszugeben, hatte ich doch bei aller meiner Selbstgefälligkeit niemals Courage genug."

„Einerlei! Sie kommen zu mir, und es wird Musik

gemacht! Ich will nun einmal wieder in künstlerischem Aether mich baden."

Spät am Abend erreichten die Freunde das Rittergut des Herrn von Meldorf. Hier war, da es an Räumlichkeiten nicht mangelte, Sorge getroffen, daß Alle trefflich logirt wurden, und daß Jeder seinen Neigungen nach Belieben nachgehen konnte.

Es begann nun ein schönes, anregendes Familienleben. Ein Concert brachte Hans von Meldorf zwar nicht zusammen, auch auf das Quartett mußte er mit schwerem Herzen verzichten. Dafür ergötzten Alfred's Gesangsvorträge den glücklichen Gutsbesitzer, und da Friedrich seine Violine mit zu bringen nicht versäumt hatte, spielte der Virtuose einem dankbaren Zuhörerkreise allabendlich die schwierigsten Etüden vor.

So fand die glücklichen Menschen der stürmisch hereinbrechende Herbst. Man hatte, ohne dem Vergnügen zu kurze Zeit zu widmen, doch auch ernste Fragen des Lebens sich aufzuwerfen nicht vergessen, und so war man übereingekommen, daß Friedrich mit seiner jungen Frau für den Winter nach Breslau übersiedeln sollte. Alfred kehrte schon früher in sein Engagement zurück, nicht aber allein. Denn unvermuthet erschien eines Tages mit Extrapost die schöne Tänzerin Signora Carità vor dem Herrenhause des Herrn von Meldorf, um in der heitersten Laune von

der Welt ihren Freund abzuholen. Das Wiedersehen Beider war so fröhlich und ungezwungen, als hätten nie Differenzen zwischen ihnen stattgefunden. Im Geheim aber flüsterte Alfred seinem Freunde in's Ohr:

„Ich wußt' es im Voraus. Sie kann nicht leben ohne einen vertrauten Freund; weil ich lustig bin und sie nicht durch Eifersucht quäle, mag mich das verdammt hübsche „tanzende Weiberweschen" unter allen ihren Anbetern am liebsten, denn ich bin ihr der Bequemste."

Mit dem feierlichen Versprechen, im Laufe des nächsten Sommers seinen Besuch zu wiederholen, reiste Alfred mit seiner schönen Begleiterin ab. Friedrich gab ihm Briefe und Aufträge nach Hamburg mit, und Clara's letztes Wort an den Scheidenden empfahl dem gefälligen Künstler die Pflege des Erdhügels, unter welchem ihr Vater Frieden gefunden hatte.

Den Zurückbleibenden bereitete Baumfahl einige Zeit sorgenvolle Tage. Der Hochmuth dieses Mannes war zwar durch seine traurigen Erlebnisse gänzlich gebrochen, dafür aber nistete sich fest in ihm der Wunsch ein, Buße zu thun.

„Ich war ein schlechter Kerl," pflegte er wohl zu sagen, wenn außer Hans von Meldorf keine Zeugen seine Worte hörten, „und um mich zu bessern, bedarf ich der

Buße. Eigentlich müßte ich mich kasteien und geißeln, aber das paßt nicht mehr für unsere Zeit."

Nur langem Zureden und fortgesetzten Vorstellungen der ihm Wohlwollenden gelang es nach und nach, Baumfahl andern Sinnes zu machen. Die meiste Gewalt hatte die milde Clara über den meistentheils still in sich gekehrt dasitzenden Mann. Er nahm endlich die Summe an, welche Silbermann und die Gebrüder Sonderling ihm zugedacht hatten, damit er sich wieder emporarbeite aus seinem Ruin, aber er machte eine Bedingung, von der er nicht abzubringen war.

„Ich bleibe hier in der Nähe," sagte er. „Oben am Gebirge steht ein Eisenhammer zu Verkauf. Diesen will ich, wenn meine Freunde damit einverstanden sind, mit der mir vorgestreckten Summe erwerben. Es bleibt noch genug davon übrig, um das Geschäft energisch angreifen zu können. Die Werke sind in gutem Stande — ich habe mich erkundigt — Eisen ist gegenwärtig ein sehr gesuchter Artikel, und da das Geschäft mir zu thun gibt, so gewährt es mir auch Zerstreuung und zieht mich ab von trüben Gedanken. Das ist's, was ich wünsche und suche. Mit Papieren und Fonds will ich nichts mehr zu thun haben. Ich habe dazu wohl nicht genug kaufmännisches Genie."

Alle stimmten Baumfahl bei. Der Kauf ward mit

Hilfe des Herrn von Meldorf schnell in Ordnung gebracht, und bald war Baumfahl neu gekräftigt in voller Thätigkeit.

Friedrich concertirte mit großem Glück bald da, bald dort. Was sein meisterhaftes Spiel ihm einbrachte, sendete er an Felix Sonderling, um es von diesem in Banco verwandeln zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten wurden zwischen Clara und Recha stets lange Briefe gewechselt. Bisweilen ließ der greise Banquier sich herbei, ein paar weisheitsvolle Bemerkungen als Postscript dazu zu fügen. Solche Notizen löste dann Friedrich vorsichtig ab und hob sie sorgfältig auf.

„Es sind für mich Aussprüche eines prophetischen Geistes," pflegte er zu Clara zu sagen, „und heut zu Tage, wo die Welt von Geistersehern, Charlatanen, Schwindlern und falschen Propheten wimmelt, ja wo man die heiligste Gabe des Schöpfers oft nur benutzt, um Banco damit zu machen, muß man so seltene Münzen reinsten geistigen Gepräges als unersetzbare Kleinodien aufbewahren."

Alljährlich trafen sich die Freunde auf Meldorf's Rittergute. Hier besuchte auch Recha die glückliche Clara, als sie Mutter geworden war. Baumfahl, den der Schmerz geläutert hatte, mußte das Kind aus der Taufe heben. Er that es gern, ein Pathengeschenk aber band er nicht ein.

„Ich will nicht Schuld sein,“ sagte er, „daß der finstere Geist des Geldes von dem Herzen des kleinen schuldlosen Wesens Besitz nimmt. Das Leben hat mich gelehrt, daß Geld doch nicht das Höchste ist. Das Allerhöchste zu einem glücklichen Dasein sind Freunde, die uns in der Noth nicht verlassen und Herzen, in denen das Gesetz der Liebe nie erlischt! Sie überdauern jeden Wandel und sind mächtiger als Banco!“

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Willkomm, Ernst,

Banco Ein Roman aus d. Hamburger Leben

Bd.: II

Gotha 1857